TARTU ÜLIKOOL
UNIVERSITAS TARTUENSIS
1632

Frances Külpe, Doppelseele

Doppelseele

Roman

von

Frances Külpe

Motto: „Zwei Seelen wohnen ach,
in meiner Brust..."
Goethe.



1921

München bei Georg Müller

Dreizehntes bis siebzehntes Tausend.
Copyright 1921 by Georg Müller Verlag A.-G., München.
Druck von G. Kreysing in Leipzig.

Heilig und rätselhaft ist die Fülle des Lebens! Wunderbare Kräfte gehen um und wirken leise und geheimnisvoll; wir wissen nicht, von wannen sie kommen.

Den einen ist die Kraft der in sich gefestigten Persönlichkeit eigen, und andere gibt es, die in einer kurzen Zeitspanne tausend Leben gelebt haben, weil ihre Seelen nicht haften und ruhen können in sich selbst, sondern täglich eine neue Prägung erfahren. Sie gehören dem All an. Ihr Reich ist das All. —

Mit tausend Fangarmen saugen sie das rätselhafte Leben in sich. Sie verkörpern sich in tausenderlei Gestalt. Bettler sind sie und Könige zugleich. Heute leben sie das unpersönliche Leben eines Baumes — — die Winde, Wogen und Stürme sind ihre Geschwister, — morgen sind sie Kinder der Welt oder Weise — und übermorgen Narren. Ihr Einfühlungsvermögen ist größer als ihre Persönlichkeit. Ungekannt wie unlösbare Fragen wandern sie durch das Leben. Unruhe und Sehnsucht ist der Schrei ihres Herzens, und sie, die sich selbst nicht kennen, betteln mit weitoffenen Kinderaugen um das bißchen Verständnis, das der Liebe gleichkommt.

So sind sie reich und arm, groß und klein, tapfer und feige, einfach und kompliziert, gut und böse, liebreich und hart, gesund und elend — sie sind alles in allem zugleich und sie sind im wahrsten Sinne — Menschen.

Wer sie liebgewinnt, dessen Leben ist reich an Leid, Überraschungen und Bitternis, reich auch an Schönheit und Sonnenblitzen. Sie liebzugewinnen ist nicht schwer. Sie liebzubehalten ist eine feine Kunst und bedarf eines großen Mutes und eines tiefen Glaubens.

Denn sie sind nicht festzuhalten. Unter den Händen winden sie sich treulos davon, treu nur ihrem eigenen wechselvollen Selbst, neuen Eindrücken immer zugänglich und hingegeben. Die Summe ihres Lebens endet immer mit einem Bruch. Immer und mehr als bei anderen gibt es etwas, das nicht stimmt.

Der große Meister aber, der alle Lebensbücher kennt, der große Meister alles tiefen Zusammenhanges und aller inneren Einheit und Ganzheit, hat diesen Zerrissenen und Zerspaltenen Eines verliehen zur Ausgleichung für ihre tausend Unzulänglichkeiten: die unbeirrbare Gewißheit, daß es überall einen Zusammenhang gibt und eine Einheit, und suchende Seelen, sie zu finden.

Erstes Kapitel.

November war's. Weit und weiß lag die Welt in Dämmerdunkel und Winterfrieden. Verschneite, schläfrige, russische Arbeiterhütten scharten sich wie blinde harrende Bettelkinder um den einen mächtigen Sehenden, des Hochofens immer offenes, lodernd rotes Auge. In unregelmäßigen schweren Formen kauerten die Fabrikgebäude wie frierend in sich zusammen. Ein Zug holzbeladener Schlittenfuhren wälzte sich mit leisem Knarren über den festgefrorenen See. Krächzend flog eine Schar Krähen auf.

In dem Herrenhause am See preßte ein Bübchen seine kleine Nase an den Fensterscheiben platt und zählte die Schlitten.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben — —" weiter konnte es nicht, so fing es denn gewissenhaft von vorne wieder an. „Dodo kann nicht mehr sehen!" rief es betrübt. „Noch viele Schlitten sind da und viele Pferdchen und viele Muschiks. Nianja, frieren die Pferdchen und die Schlitten und die Muschiks?"

Die alte zahnlose Wärterin schlich sich aus dem Dunkel

des Zimmers gebückt und lächelnd an das Fenster und machte das Zeichen des Kreuzes über dem Kleinen.

„Närrchen du! Die Muschiks und die Pferdchen frieren natürlich, denn es ist ja bitter kalt, aber die Schlitten sind doch aus hartem Holz, die fühlen rein gar nichts."

„Doch!" sagte das Kind nachdenklich und sah sie aus den tiefen braunen Augen an. „Die Schlitten frieren und der Schnee friert und die Bäume frieren und die Erde friert und . . . und . . . und . . . die haben alle kalt."

„Gott soll uns bewahren!" murmelte die Alte. „Was für 'n komisches Kind!"

Zärtlich fuhren ihre steifen, krummen Finger dem kleinen Heinz in das weiche Haar. Tröstend sagte sie:

„Da werden sich nun die Muschiks und die Pferdchen bald wärmen können, drüben beim Hochofen — da ist's immer warm. Der brennt Tag und Nacht, weißt du, — so heiß ist's dort, daß die Heizer halbnackt dastehen müssen. Ach Gott ja, Tag und Nacht."

„Am Tage auch?" fragte Heinz.

„Am Tage auch. Nur siehst du dann das Feuer nicht, weil es hell ist. Wie das höllische Feuer, so muß unser Hochofen Tag und Nacht brennen. Du himmlische Gerechtigkeit, wieviel Fuhren Holz hat der schon verschluckt!"

„Verschluckt? Hat er denn einen Mund?"

„Und was für einen! Ein großes, großes feuriges Maul. Und immer sperrt er sein Maul auf und schreit: ‚Noch mehr Holz! Immer mehr!'"

„Wird er niemals satt, Nianja?"

„Niemals. Und die Heizer, die armen schwarzen Teufel, müssen ihm immer neues Holz herbeischleppen und ihn Tag und Nacht füttern."

Nachdenklich starrte das Kind in die glühende, immer neu auflodernde Flamme. Die Dunkelheit nahm zu. Von Zeit zu Zeit kam ein langgezogener sägender Ton.

Heinz blinzelte. „Nun schreit er: ‚immer mehr Holz — noch mehr!‘ Ja, Nianja?“

Furchtsam drückte er den Kopf in die Rockfalten der Alten.

„Ja, siehst du, so schreit er.“

„Es ist ein böser Ofen, Nianja. Der Papa soll ihm kein Holz mehr geben. Dodo will's nicht.“

Die Alte kicherte belustigt. „Da haben wir's! Nein, mein Seelchen, — das geht nicht an. Wenn unser Hochofen da kein Futter mehr hat, dann kann man auch kein Eisen gießen, dann müssen die Maschinen alle stille stehen, dann dreht sich auch kein Rädchen — keine Kessel und Töpfe werden gegossen. Worin soll unser Bauer denn sein Süppchen kochen, wenn er keinen Kochtopf hat? Da muß er hungern. Einen Bettelsack kann er sich umhängen und barfuß übers Land betteln gehen. Das wär' ein großes Unglück! Unser Bruder, der Bauersmann, weiß das recht gut. Wenn er dem Hochofen nichts zu fressen gibt, muß er selber hungern. So ist die Sache, mein Seelchen.“

Der kleine Heinz starrte die Nianja aus weitaufgerissenen Augen an. In seinem Schädel tanzten die verschiedensten Vorstellungen einen mühsamen Reigen.

Wie konnte denn der schreckliche, grausame Ofen, der so großen Hunger hatte und so entsetzlich viel Holz fressen mußte, böse und gut sein zugleich? Das ging ihm nicht ein. Das Holz kam ja aus dem lieben grünen Walde, es mußten viele, viele Bäume abgehauen werden, und Heinzchen hörte die armen Bäume stöhnen, ehe sie krachend zusammenstürzten. Er hatte es einmal gesehen, der Papa hatte ihn mit in den Wald genommen. Nun stellte er sich vor, wie das Holz sich vor dem aufgesperrten Ofenrachen fürchtete, wie es in den gierigen Flammen prasselte und knackte und traurig auseinanderfiel und verkohlte. Und er hatte die grünen schönen Bäume doch so lieb!

„Der Ofen ist doch böse!" sagte er hartnäckig. „Man muß ihn totschlagen. Der liebe Gott soll ihn totschlagen."

Die Nianja lachte. Sie hob den kleinen Kerl schäkernd auf ihre knochigen Arme, hielt ihn wie einen Täufling vor sich gestreckt und duckte den greisen Kopf unter sein Ärmchen.

„Wart, jetzt beiß ich dich!"

Er schrie und zappelte. „Nein, nein! Du kannst ja nicht! Du hast ja keine Zähne!"

„Nu paß mal auf, wie ich dich beiße!"

Mit den dünnen Lippen griff sie in sein Kittelchen hinein und zerrte es hin und her. Sie versenkte ihr altes Gesicht in sein warmes weiches Hälschen und küßte ihn laut und schallend.

„Du Dummchen du! Totschlagen will er unser Hochofchen, das den armen Leuten Brot gibt! Ach, du gottverlassenes Närrchen du! Nein, unser Ofchen soll lange leben und unser Dummchen auch. Alt sollen sie beide werden, steinalt, und unser Dodotschka wird ein großmächtiger schöner Barin werden, noch größer und schöner als der Papa. Wenn er erst groß und recht gescheit ist, dann mag er machen was er will, meinetwegen auch den Hochofen totschlagen. Früher aber nicht. Nun muß mein kleiner Falke aber sein Reisbreichen essen und hübsch artig zu Bett gehen. Denn es ist Schlafenszeit. Und wenn unser Barin und die Barinja nach Haus gefahren kommen, dann soll unser Kind längst im Bettchen sein und fest, fest schlafen."

„Dodo will aber noch gar nicht schlafen!" rief der kleine Heinz weinerlich.

Aber ein halbes Stündchen später lag er gehorsam im Bett und lachte seine alte gute Nianja pfiffig an.

„Wenn Dodo groß ist, dann schlagen wir den häßlichen Ofen zusammen tot, Nianiuschka!" sagte er gnädig. „Dann wird er genug arme grüne Bäumchen gefressen

haben. Der liebe Gott — wird uns — schon — — helfen."

Damit war er eingeschlafen. — — — — — —

Die Dinge der Außenwelt machten dem kleinen Heinz viel zu schaffen, weit mehr wie anderen Kindern seines Alters. Er wurde mit ihnen nicht fertig, denn sie hatten so viele Gesichter, so schrecklich viele Gesichter.

Jedes Ding hatte sein Gesicht für sich, das verstand sich von selbst, aber das war noch nicht alles.

Da war Heinzens Schaukelpferd, das hatte ein so vergnügtes, breites, dummes Gesicht, wie nur je ein wohlgehaltenes Schaukelpferd haben mag. Was fehlte denn auch diesem dickleibigen glatten Wassjka? Hatte er nicht warm? Oder überarbeitete er sich gar? Nein, Wassjka konnte über böse Tage nicht klagen.

Munter spreizte er die Vorderbeine, wie zu einem gewaltigen Satz, und hob den dichtbemähnten Kopf. Nur mit dem Schweif war es nicht ganz so gut bestellt. Der Schweif saß seit einigen Tagen nicht ganz so fest an dem behäbigen Hinterteil. Heinzchen mochte wohl etwas zu unsanft daran gezerrt haben, genug, der Leim hatte sich gelockert, war herausgebröckelt, und heute morgen, — o weh! behielt Heinz den ganzen buschigen Roßschweif in der Faust. Da war guter Rat teuer!

Ängstlich blinzelte er seinen Wassjka an. Ob er ihm sehr wehe getan? . . . Und siehe, das brave Rößlein glotzte auf einmal so betrüblich drein, wie noch nie.

„Wart, Wassjka, wart! Dodo wird alles zurechtmachen!" rief er tröstend.

Geschäftig lief er an Papas Tischschublade und zog einen Hammer und einen rostigen Nagel hervor. Er begann den Schweif säuberlich anzuhämmern.

Aber wie er sich auch mühte, immer ging das Ding schief. Veterinärärztliche Operationen müssen eben auch erlernt werden. Der Nagel stak zwar richtig in dem Holze, der Pferdeschweif aber hing trübselig und schief

an ein paar Haaren daneben und drohte gleich wieder abzufallen.

Betrübt staunte Heinz sein mißlungenes Werk an. Ja so. Er mußte den Schweif nicht in das dazugehörige Loch, er mußte ihn oberhalb auf dem Pferderücken annageln. Auf die richtige Stelle kam es ja so genau nicht an. Gedacht, getan.

Jetzt war das Kunstwerk fertig. Siegesbewußt und erhitzt umarmte der kleine Meister den Kopf seines Pferdchens — da ließ er erschreckt die Arme sinken: der Wassjka zog ja ein bitterböses Gesicht!

Ein böses Gesicht zog auch die Mama, die jetzt in das Kinderzimmer trat.

„Heinz, was machst du denn für einen Lärm?" fragte sie streng. Wie darfst du Papas Werkzeug nehmen?"

„Der . . . der . . . der Wassjka war so traurig . . . er hatte sein Schweifchen verloren, da . . . da hab' ich ihn angenagelt," stotterte Heinz.

Die Mama besah sich den Schaden näher. „Tut dir denn dein Pferdchen gar nicht leid? Sieh, wie du es zugerichtet hast. So ein Nagel tut doch weh."

Daran hatte Heinz gar nicht gedacht, aber nun sah er es deutlich: der Nagel tat dem armen Wassjka gewiß schrecklich weh, er rollte die Augen wie in grimmigem Schmerz. Heinz fing bitterlich an zu weinen.

Nun wurde die Mama wieder freundlich. Sie nahm den kleinen Sünder auf den Schoß, herzte und liebkoste ihn. „Heinzchen soll nicht solche Sachen machen, sondern immer zuerst fragen."

Er sah ihr aufmerksam ins Gesicht. Ja, nun war es lieb und gut wie gewöhnlich. Sie war zwar gar nicht schön, die Mama. Sie hatte eine große gebogene Nase, eine hohe Stirn und einen dünnen Mund, aber ihre hellen Augen sahen Heinz so zärtlich an — da war sie beinahe hübsch.

„Du hast nur zwei Gesichter," stieß er noch immer schluchzend hervor, „aber der Wassjka, der hat drei!"

„Wie kommst du denn darauf, Kind?"

„Ja, er hat drei. Erst war er zufrieden, und dann bös, und jetzt guckt er so traurig."

„Du darfst ihm eben nicht weh tun. Er wird schon wieder fröhlicher aussehen."

Heinz seufzte schwer und schielte seinen Wassjka von der Seite an. Nein, er wußte es besser: traurig und böse schaute der Wassjka drein, und wer konnte wissen, wie viele Gesichter noch in ihm steckten. So einfach war die Sache nicht.

Nein, einfach war sie gewiß nicht. Denn nicht nur Wassjka, sondern auch der Hampelmann Damian, der Milchkrug mit dem gemalten Bauernkopf, auch die hatten verschiedene Gesichter. Selbst die Dinge, die eigentlich gar keine eigenen Gesichter hatten, für Heinz hatten sie welche, und im Lauf der Jahre sollten ihrer immer mehr werden. Warum sah denn der alte geschnitzte Kleiderschrank dort in der Flurecke so düster und verbissen aus, so zum Fürchten, daß Heinz immer schnell an ihm vorbeilaufen mußte? Nur einmal hatte er ihn freundlich gesehen, das war an einem Ostersonntagsmorgen gewesen. Da hatte die Sonne hell auf ihn geschienen, und Heinzens neues Sammetröckchen war darin aufgehängt worden. Das einzige Mal hatte der Schrank vergnügt dreingeschaut, aber sonst — garstig!

Und die Bäume draußen — hatten sie nicht andere Gesichter im Winter, wenn sie ihre Äste so nackt und traurig zum Himmel streckten, andere Gesichter als im fröhlichen Sommer? Die Welt war voller Gesichter. Papas spitzige Papierschere zum Beispiel — sah sie nicht aus wie die boshafte Stiefmutter in Nianjas Geschichten, die die kleinen armen Stiefkinder hungern ließ und ihnen jeden Bissen Brot nachzählte? Was konnte Heinz dafür, wenn er mehr sah als andere? Nein, die Sache war nicht so einfach.

Je eindringlicher und trauriger aber die Dinge der Außenwelt dreinschauten, um so wärmer fühlte Heinz sein Herz für sie schlagen. Es gab so viel Trauriges überall. Die zottigen Bauernpferdchen, die geduldig und mit gesenktem Kopf an den Holzfuhren schleppten, waren niemals vergnügt. Oder waren es die Kühe, die Schafe und Ziegen, die der Hirt Archip am Hause des Ingenieurs vorübertrieb? Alle hatten sie müde, sanfte Augen. Nur die Lämmerchen hüpften noch munter um die Mutterschafe her. Wurden sie größer, so trabten sie ernsthaft und betrübt neben den alten Tieren. Wußten sie, daß sie über kurz oder lang einmal geschlachtet würden? Wer hatte es ihnen gesagt?

Je älter Heinz wurde, desto dringlicher beschäftigten ihn solche Fragen, und es gab niemand, der ihm darauf eine Antwort geben konnte. Er fragte auch niemanden. Er lebte in seiner eigenen bewegten Innenwelt, voll wacher spielender Träume und feiner Töne, — ein grüblerisches Kind. In einsamer Verfeinerung lernten seine Sinne auf die Außenwelt achten. Seine empfindsame kleine Seele schmiegte sich leicht und willig den dunklen, wehmütigen, wie den frohen und lichten Farben und Tönen an; seine Tage waren endlos, leuchtend, voller Märchenreichtum und Fülle.

Doch neben dem betrachtenden, kleinen Heinz gab es noch einen zweiten, ein leidenschaftliches Bübchen, das sich jäh und heftig wilden Spielen hingab, das tyrannisch seine Nianja zwang, mit ihm um die Wette zu laufen, ihn zu fangen und sich ihren zitternden Händen oft rücksichtslos entriß.

An einem frostigen Wintermorgen war ein Bärenführer ins Dorf gekommen. Es war ein untersetzter Geselle mit platter Nase, groben Fäusten und einem Wald von Haaren. Hinter sich her zog er an schweren Ketten zwei große, zottige Bären. Ein hübscher Bursch mit traurigen Zigeuneraugen schleppte einen dritten kleineren Bären. Ihnen folgte ein kümmerliches zer-

lumptes Weib. Es trug eine Trommel und zwei blanke Zimbeln und machte einen Heidenlärm.

Staunend umringte die müßige Dorfjugend den wunderlichen Zug.

Vor dem Hause des Ingenieurs hielt der Trupp. Heinz stand am Fenster und jubelte laut.

„Sieh nur, Mama, sieh, Nianja! Papa, sieh doch — Bären, wirkliche Bären!"

Ingenieur Stürmer gab einen Wink, der Bärenmann bückte sich tief, zog grinsend die Mütze und rasselte an den Ketten. Mit ohrenzerreißendem Schall schlug das Weib die Zimbeln aneinander.

Da richteten sich die Bären keuchend auf und zottelten gravitätisch auf den Hinterbeinen hin und her.

„Vorwärts, Mischka — he, Bojar — wirst du wohl? Treswon, schlag in die Pfötchen, mein zuckersüßes Täubchen!"

Unter ächzendem Gebrumm wackelten die drei Tiere gehorsam auf und nieder. Endlich begannen die zwei großen Bären um sich selbst zu drehen; sie wiegten die mächtigen Vordertatzen, sie wiegten die zottigen Köpfe. Der kleinere Treswon aber umtanzte die beiden mit plumpen, eiligen Schritten und schlug die Tatzen aneinander.

„So ist's recht!" lobte der Bärenführer. „Nu, Treswon, Seelchen, zeig mal, wie grüßt man die hochwohlgeborenen Herrschaften?"

Treswon blieb stehen und legte die Pfote salutierend ans Ohr.

„Bravo! Wie aber präsentiert der Soldat das Gewehr?"

Der Bursch reichte Treswon einen Stock. Unwillig brummend ließ der junge Bär den Stock fallen. Er hatte wie die meisten Russen keine Begeisterung für den Soldatenberuf.

„Heb den Stock auf, Nichtsnutz! Nu, wird's bald?"

Heftig riß der Mann an der Kette. Der Bär stöhnte.

Trotzig hatte er sich auf alle Viere niedergelassen. Er schüttelte den Kopf.

„Papa," flüsterte Heinz erregt — „sieh nur, in den Schnauzen haben die Bären eiserne Ringe — — ach Papa, sie haben den Bären die Nasen durchstochen — — das tut doch schrecklich weh! Die Ketten sind so schwer, und sieh, wie der Mann an der Kette reißt!"

Der Ingenieur streichelte dem Kinde den Kopf. „Ruhig, ruhig, Heinz!"

Heftig schlug Heinz mit den Fäusten an die Fensterscheiben. „Nicht reißen, Mann — du tust ja dem Bärchen weh! Nicht reißen!" schrie er außer sich.

Der Mann war in Wut geraten. Er zerrte grimmig an der Kette. „Wirst du wohl dem jungen Herrchen das Gewehr präsentieren, du Schuft! Wart, ich will dich lehren, eigensinnig sein!"

Der Bär erhob sich mit dumpfem Gestöhn. Aus seinen Nüstern dampfte ein Hauch in die klare Winterluft, die blutunterlaufenen Augen glühten gequält. Widerwillig preßte er den Stock an den Leib . . .

Die Dorfkinder lachten belustigt.

Heinz trommelte wütend an die Scheiben. „Hör auf! Hör auf! Ich will nichts mehr sehen. Geh fort, du bist schlecht! Abscheulich bist du! Du tust den Bären weh! . . ."

Verwundert riß der Bärenführer die Mütze herunter. Er glaubte dem aufgeregten herrschaftlichen Kinde noch einen Extraspaß schuldig zu sein.

„Nu, Mischka! Zeig deine Hauptkunst! Flink, rühr dich! Wie macht's unser Bruder, der Bauer, wenn er besoffen ist?"

Er rasselte an der Kette, und Mischka schlug einen gewaltigen Purzelbaum.

Alle lachten. Aber Heinz war in Tränen ausgebrochen. Er hielt die Hände fest vors Gesicht gepreßt und schluchzte laut.

„Ich will nichts mehr sehen, ich will nicht! Warum

quält er die Bären? Laß sie fortgehen, Papa, schick den Mann fort!"

„Aber das geht doch über die Bäume, Marie!" sagte der Papa ärgerlich. „Woher hat denn der Junge die Sentimentalität?"

Die Mama schlang die Arme schützend um ihr Söhnchen. „Sei doch ruhig, Heinzchen, komm, du brauchst ja nicht mehr zuzusehen."

Das Kind zitterte und bebte. „Wie können, wie können sie nur den Bärchen die Nasen durchbohren?" jammerte es.

Der Vater zog eine Silbermünze. „Geh, Nianja, bring das hinaus." — Dann faßte er seinen Jungen bei den Schultern. „Nun hört aber das Geflenne auf! Wenn du vor Mitleid bei allem Traurigen zerfließt — wie willst du dann jemals ein strammer Kerl werden? Du bist schon sechs Jahre alt. Geh, schäm dich!"

Heinz schämte sich nicht. Sein Herz wallte über vor heißem Mitempfinden. „Wenn . . . wenn sie noch die Ketten um den Hals gelegt hätten, aber . . . aber in die Nasen, ach, es ist schrecklich!"

„Was glaubst du wohl, Junge, was der Mann da, und wäre er dreimal so stark, mit den wilden Tieren ausrichten könnte, wenn sie bloß Halsketten trügen? Gar nichts würd' er machen können. Da wären die Bären die Herren und nicht die Menschen."

„Aber warum arbeitet er denn nicht lieber in der Fabrik? Wozu muß er denn die Bärchen quälen?"

„Nun, er verdient vielleicht mehr dabei. Übrigens können wir nicht jeden Landstreicher in der Fabrik unterbringen. Das wäre ja noch schöner!"

Flehend rief Heinz: „Papa, Papachen, hörst du, sag ihm, er soll die Bären wieder freilassen, und nimm den bösen Mann mit in die Fabrik!"

„Der Junge ist nicht recht gescheit!" sagte der Vater lachend, „setz ihm die Sache auseinander, Marie, ich muß in die Fabrik."

Der Papa war gegangen, und die Mutter zog den Kleinen auf den Schoß und streichelte ihn.

Bewundernd stand die alte Wärterin daneben.

„Gott, so 'n Goldkind!" seufzte sie. „Ein Herzchen wie Wachs und gut und mitleidig wie 'n Engel Gottes. Das wird noch viel leiden müssen auf der sündigen Welt!"

„Still, Nianja!" sagte die Mama. „Nun, Heinzchen, hör hübsch ordentlich zu. Sieh, der Papa hat nur Macht über die Arbeiter in der Fabrik, wenn sie arbeiten wollen. Verstehst du?"

Heinz sah sie mit tränenden Augen an. „Ja," murmelte er.

„Gut. Einen Fremden aber kann der Papa nicht zwingen, Fabrikarbeiter zu werden. Der Mann hat das Arbeiten nicht gelernt. Darum verdient er sich sein Geld, wie er kann."

„Er soll aber nicht die Bärchen quälen!" rief Heinz heftig.

„Kannst du's ihm verbieten?"

„Der liebe Gott soll's ihm verbieten."

„Ja, Kind, vielleicht tut er's einmal. Bis er's aber tut, mußt du und müssen die Bären Geduld haben."

Heinz wurde still und nachdenklich. Er gab der Mama einen Kuß, glitt von ihrem Schoß und trollte sich zu seinem Schaukelpferde.

Der Schweif war jetzt wieder in Ordnung und saß am richtigen Fleck. Der Papa selbst hatte den Schaden repariert. Vergnügt und munter wie zuvor sah das wohlgenährte Rößlein drein.

Langsam bestieg Heinz seinen Gaul und brachte ihn in eine gelinde schaukelnde Bewegung.

„Lieber Gott," wisperte er dabei im Takt, „lieber Gott, hilf den Bären, hilf den Bären, hilf den Bären . . ."

Er schaukelte immer heftiger, und sein Herzchen

schaukelte mit. Endlich hatte er sich in eine fröhliche gläubige Zuversicht hineingeschaukelt, hineingebetet.

Gott wird helfen, wird schon helfen ... wird schon helfen ... klang es tröstlich in ihm, und in gewaltigen Sätzen rumpelte das Schaukelpferd auf und nieder. Hei, das war lustig! Heinz hatte seinen Kummer vergessen.

Am Nachmittage fuhr die Mama mit Heinz spazieren; er sollte auf andere Gedanken gebracht werden.

Der Wald war bereift, die Bäume funkelten in der Nachmittagssonne. Gnädig senkten die Tannen ihre schweren Zweige; die Birken und Linden dehnten ihre Glieder jubelnd zum blauen kühlen Winterhimmel empor. In weißer Umarmung standen die stummen Kinder des Waldes und griffen mit Ästen und Zweigen ineinander. Alles blitzte und glitzerte in kostbar weißer Verzauberung.

Dick verpackt saß Heinz neben der Mama im Schlitten. Der Frost hatte seine kleine Nase gezwickt und gerötet.

Die tanzenden Füchse griffen fröhlich aus. Ihre Hufe klirrten ab und zu aneinander und schleuderten Schneeklumpen in den Schlitten. Laut auf jubelte Heinz. Noch nie hatte er den Wald so prächtig gesehen. Solche Bäume hatte es gewiß noch nie gegeben!

Dort an der Wegbiegung stand eine alte Eiche. Sie war so dick, daß sie sechs Männer nicht umspannen konnten. Inwendig war sie morsch und hohl, und der Blitz hatte ihr die Krone geraubt. Aber sterben konnte sie doch nicht. In jedem Frühling wuchsen frische grüne Zweige aus dem abgebrochenen Stamm. Heinz kannte die Eiche wohl und nickte ihr zu wie einer alten Freundin. Jetzt hielt sie ihren Winterschlaf, ihre schweren, knorrigen, gewundenen Äste waren silberweiß.

Eine breite Stille lag über dem Walde. Der Himmel war rein und wolkenlos. Heinz legte den Kopf zurück und staunte hinein — wie hübsch schwirrten die glitzernden Zweige an dem seidenblauen Himmel vorüber!

Mit einem Male ertönte ein grollendes Brummen —

— erschreckt fuhr Heinz auf — da waren ja die Bärenführer von heute morgen!

Demütig zog der Mann mit dem Haarwalde die Mütze, die Frau bückte sich tief.

„Ein Kopekchen, gnädige Herrschaft!" bettelte sie.

Die Mama warf ein Kupferstück in den Schnee.

„Behandelt eure Tiere gut!" rief sie — schon war der Schlitten vorüber. Die ganze Last seelischen Jammers aber senkte sich wieder schwer auf das Kind.

„Die Bären . . . die armen, armen Bären!" rief es.

„Fahr zu, Grischa, den anderen Waldweg zurück, daß wir die Leute nicht mehr treffen!" befahl die Mama.

Aber ehe sie wußte, was geschah, lag Heinz im Boden des Schlittens auf den Knien und hob flehend die Hände in den gestrickten Faufthandschuhen.

„Lieber Gott," schrie er leidenschaftlich, „du lieber Gott, so mach doch, daß die Bärchen sterben, und nimm sie in dein schönes Paradies."

Dann brach er in ein bitterheißes Weinen aus. —

Das war ein böser Tag gewesen, der Bärentag, und Frau Stürmer machte sich sorgende Gedanken um ihr leidenschaftliches Kind. Aber es sollten noch schlimmere Tage kommen.

Manchmal war Heinz ganz unbändig. Es war, als ob ihm Hören und Sehen verginge — in so ungezügelter Wildheit tobte er scheinbar ziellos durch die Zimmerflucht. Die eine stille, grüblerische Seite seines Wesens schien schlafen gegangen zu sein, und eine Berserkertollheit war über ihn gekommen.

So hatte Heinz an einem solchen Morgen Mamas kostbare chinesische Vase zerbrochen. Einfach umgerannt hatte er sie, und als sie in Scherben am Boden lag, stieß er noch mit dem Fuße nach ihr und sagte ingrimmig: „Dumme Gans!"

Keine Spur von Reue, wie sehr die Mama auch schalt.

„Aber Heinz!" sagte Frau Stürmer entsetzt, „du

ungezogenes Kind — — was hast du getan? Wie unterstehst du dich noch dazu zu schimpfen? Gleich bittest du um Verzeihung!"

Heinz rührte sich nicht.

Die Mama stellte ihren trotzigen Buben in den Winkel, sie schlug ihn, sie sperrte ihn auf zwei Stunden in ein leeres Gastzimmer, sie drohte und weinte sogar — um Verzeihung bat er nicht.

Sie sprach den ganzen Tag kein Wort mit ihm. Am Abend brachte sie ihn zu Bett.

„Du hast mich heute sehr traurig gemacht, Heinz," sagte sie bekümmert. „Die Vase war mir sehr lieb, du weißt, sie ist ein Andenken von Onkel Hans. Sehr traurig bin ich heute, aber mehr noch über meinen trotzigen kleinen Jungen als über die zerbrochene Vase. Sag, Heinz, was hast du dir eigentlich dabei gedacht? Wie konntest du so roh und häßlich sein?"

Sie hatte einen weichen Ton angeschlagen, der Heinz zu Herzen ging. Hier war etwas nicht richtig. Ihr Junge war doch sonst nicht bösartig.

Sie sah ihn lange und durchdringend an. Seine Unterlippe zitterte, aber er schwieg.

„Nun," sagte die Mama, „so weiß ich's, mein kleiner Junge hat mich gar nicht lieb!"

Das traf. „O ja, Mama," rief Heinz stürmisch.

„So komm, wir wollen beten. Vielleicht verzeiht dir der liebe Gott, wenn du ihn bittest."

„Ich will nicht," sagte Heinz und schüttelte den Kopf.

„Wie? Du willst nicht beten?" Die Stimme der Mutter zitterte vor Wehmut und Staunen.

Nun war es mit seiner Widerstandskraft zu Ende.

„Nein! Teufelchen beten doch nicht!" rief er schluchzend.

„Bist du denn ein Teufel?"

„Ja — ah! Heute hab' ich einmal Teufelchen gespielt!" brach es hervor.

„Warum hast du das getan, Heinz?"

„Der . . . der . . . der alte Teufel sollte doch auch einmal eine Freude haben!"

Zweites Kapitel.

Heinzens weitgehendes Einfühlungsvermögen, sogar bis in die Interessen des Teufels, hatte Frau Stürmer stutzig gemacht. Sie beschloß, ihm durch einen geregelten Unterricht die phantastischen Grillen auszutreiben.

War es recht gewesen, diesem eigenartigen Kinde, zu früh vielleicht, von den guten und bösen Mächten zu erzählen, diesen ewigen Mächten und ihrem ewigen Kampf um die Menschenseele? Wo hatte Heinz aber die wunderliche Vorstellung von dem alten Teufel her, dem er, wie einem guten Großpapa, in seinem dummen kleinen Herzen beschlossen hatte, eine Freude zu machen? Das war sicher eine Folge von Dienstbotengeschwätz.

Frau Stürmer ahnte nicht, daß ihr kleiner Sohn sich auf seine Weise mit den Großmächten des Lebens, mit Gut und Böse, schon auseinanderzusetzen begann. Nicht *einen* lieben Gott gab es für ihn, sondern zwei Götter, einen guten, versöhnlichen, und einen bösen und traurigen.

War das Wetter schlecht, schneite oder regnete es, so spuckte der Kutscher Grischa aus und rief ärgerlich: „Ein Teufelstag!" Schnitt sich die Köchin Akulina in den Finger oder hatte sie die Suppe angebrannt, so hieß es: „Alle Teufel!" Zankte sich das Stubenmädchen Mascha mit der Köchin und bekamen sie rote Köpfe vor Wut, so zeterten sie: „Geh zum Teufel!" — und die Nianja trieb sie mit den Scheltworten auseinander: „Ihr giftigen Teufel, werdet ihr wohl stille sein, ihr Höllenbraten?"

Der Teufel war also überall dabei, wo es traurige

und unangenehme Dinge gab. Heinz machte sich seine krausen Gedanken darüber.

Wassjkas Pferdeschweif, den hatte offenbar der Teufel auf dem Gewissen. Daß die Bären gequält wurden, war natürlich auch seine Schuld. Warum aber zeigte der liebe und gute und starke Gott nicht seine Gewalt? Warum schmetterte er diesen nichtsnutzigen Teufel nicht für immer sieben Klafter unter die Erde in den schwarzen Höllenschlund, von dem die alte Nianja so behaglich zu berichten pflegte, als sei sie öfters dort zu Besuch gewesen? Warum machte er ihn nicht ein für allemal unschädlich? Warum ließ er nicht den Teufel im Hochofen brennen, statt der schönen Bäume?

Wenn die Pferdchen, die Kühe und Schafe traurig und gedrückt auf der Landstraße vorüberzogen, empfand es Heinz wie einen Stich. Der Teufel machte ihnen das Leben sauer. Gegen die Menschen war der Teufel übrigens viel nachsichtiger. Die lachten doch manchmal und waren fröhlich, besonders wenn sie betrunken waren. Aber die Tiere hatten es schlimm, und dennoch taten sie nichts Böses. Nianja sagte es und die Mama auch, und wenn Nianja und die Mama dasselbe sagten, dann was es sicher richtig.

Also gewöhnte sich Heinz allmählich daran, das schlechte Wetter, alles Unangenehme und Trübe geradeswegs aus der Hand des Teufels entgegenzunehmen, auch alle Speisen, die ihm nicht mundeten, und in letzter Zeit auch die Buchstaben.

Ja, die Buchstaben! Die hatte sicherlich der Teufel ersonnen, um die Kinder damit zu quälen. Dem lieben Gott waren solche verzwickte, häßliche Zeichen ganz gewiß nicht eingefallen. Der machte ja nur die schönen heiteren Dinge, den blauen Himmel, den goldenen Sonnenschein, die bunten Blumen und die lieblichen Töne. Die Töne, die kamen ja stracks aus dem Himmel. Heinz hörte so gern zu, wenn die Mama Klavier spielte, und im Himmel, so sagte die Mama, da sängen die

goldbeflügelten Englein. Also kamen die Töne aus dem Himmel, das stand fest.

Nun gab es aber eine neue Schwierigkeit, über die Heinz nicht so leicht hinwegkam. Es gab ja auch häßliche Töne auf dem Klavier. Das waren die Baßnoten, die so ärgerlich brummten, und andere häßliche Töne gab es, das Knarren der Stallpforte, das Quieken des Ziehbrunnens. Diese Töne mußten also ebenfalls vom Teufel stammen, die lieblichen, hellen, feinen Töne aber von Gott.

Mit kühnem Schritt und kurzerhand trennte Heinz nicht nur Gut und Böse voneinander, sondern auch Schön und Häßlich, Fröhlich und Traurig, Hell und Dunkel, und legte jedes in sein dazugehöriges Fach. Was verschlug es, daß das eine Fach Himmel hieß, das andere Hölle? der eine regierende Fürst darin Gott, der andere Teufel? Heinz zerhieb einfach und unbewußt seinen gordischen Knoten, ein zweiter kleinerer Alexander. Ihm war das Leben ja noch ein ernsthaft-buntes Spiel. Ein Spiel sollte es ihm lange genug bleiben.

Um so ernsthafter begann Frau Stürmer sich mit ihrem kleinen Sohn zu beschäftigen. Sie lehrte ihn die Buchstaben und die Zahlen. Sie führte ihn hinaus in den Blumengarten und zeigte ihm den funkelnden Morgentau auf Blumen und Gräsern.

„Das sind des Himmels Edelsteine!" sagte sie ihm dann. „Sieh, wie reich der liebe Gott ist! Tausende und tausende solcher Tautropfen liegen allein hier in unserem Garten, unbeachtet und verloren, und viel, viel schöner sind sie als mein blitzender Diamant am Ringe — und der hat viel, viel Geld gekostet."

Oder sie erzählte dem aufhorchenden Knaben die alte griechische Sage von den Gatten Philemon und Baucis, die, zum Lohn für ihre treue Liebe, nach dem Tode in einen Eichbaum und eine Linde verwandelt wurden, damit sie in grüner Umarmung immer beieinander blieben.

Eines Tages stand Heinz staunend vor zwei jungen

Bäumen, die über Nacht in den Garten gepflanzt worden waren, und die Mama sagte lächelnd: „Da sieh, Philemon und Baucis sind zu uns gekommen, damit du sie lieb gewinnst."

In bunter Abwechslung erzählte Frau Stürmer bald vom lieben Gott und dem Jesuskinde, bald von den griechischen Göttern und dem starken Herakles, und Heinz hatte die Götter eigentlich lieber, weil sie so gewaltsam und prächtig waren. Auch hatte der Papa alle Bewohner des Olymp mit ihren Symbolen und Emblemen fein säuberlich auf Pappe gemalt und ausgeschnitten, so daß sie nun auf Klötzchen stehend allesamt anmarschiert kamen wie Bleisoldaten. Dann spielten Heinz und die Mama ernsthaft und feierlich mit den bunten Figuren. Sie nannten das: „Auf den Olymp gehen", und jedesmal fügte Frau Stürmer eine neue Göttersage zu den alten, über die sie zuvor gewissenhaft nachgelesen hatte.

Gewöhnliche Kindermärchen dagegen kannte Heinz gar nicht, denn die Mama hielt Märchen für schädlich, erlogen und unsittlich. Mit den griechischen Sagen aber verband sie einen bildenden Zweck.

So wurde Heinzens ohnehin allzu regsame Phantasie mit einer Welt von ungeheuerlichen und übermenschlichen Gestalten bevölkert, denen das Innige, Heimliche und Zarte der Kindermärchen vom Rotkäppchen, Dornröschen und Schneewittchen fehlte. Der pfiffige Merkur, die eifersüchtige Hera, der allzu menschliche Jupiter und seine weise Tochter Minerva, die kühne Diana, die zarte Psyche, der verschmitzte schöne Eros knabe, der düstere Pluto und die gefangene Proserpina — alle tanzten sie einen bunten Reigen in seinem Köpfchen.

Das Endresultat dieser erziehlichen Spiele war, daß Heinz sich zwei Schachteln für seine Puppen ausbat, statt der einen, und zwar nicht, um, wie die Mama glaubte, die Geschlechter voneinander zu trennen, nein, er verband heimlich einen sittlichen Zweck mit dieser

reinlichen Scheidung. In die eine Schachtel legte er, ganz wie vorhin die lieblichen und sanften Töne, die Götter, die ihm angenehm waren und nannte diese Schachtel Himmel; in die andere aber kamen die armen Sünder, die sein Mißfallen oder doch seine Bedenken erregt hatten, und über ihnen thronte in unsichtbarer heimlicher Majestät der Teufel. Aber sehr oft mußten die Figuren aus einer Schachtel in die andere wandern, je nach Frau Stürmers ferneren Erzählungen und Heinzens versöhnlicher oder streng richtender Anteilnahme daran.

Es sollte ihm später mit gar manchen Begriffen ähnlich gehen. Die schwierige Lektion stand ihm noch bevor, daß an sich etwas weder gut noch böse, das Maß der Dinge aber der Mensch und sein Denken sei.

An sternenklaren Abenden führte Frau Stürmer ihr Kind ins Freie, in das leuchtende Dunkel, und bemühte sich, ihm die Sternbilder zu weisen und zu erklären.

„Sieh, da ist der große Bär!" sagte sie einmal.

Heinzchens blühende Einbildungskraft schreckte zwar nicht so leicht vor etwas Wunderbarem zurück, aber wie sehr er sich auch mühte, einen — Bären konnte er am Nachthimmel voll goldener Lichter doch nicht entdecken. Er wendete den Hals hin und her und fragte immer wieder:

„Wo? Wo denn, Mama?" Aber er sah nur freundlich glitzernde Sterne und keinen Bären.

Die Mama wurde ungeduldig. Ihr Arm schmerzte, sie hatte ihn schon gar zu lange in derselben Richtung gehalten.

„Aber Kind, siehst du denn nicht? Erst die vier Sterne im Viereck und dann noch die drei anderen — das ist der Schwanz! Siehst du's jetzt?"

Heinz schüttelte den Kopf. Er sah keinen Bärenschwanz. Da stieg plötzlich der Gedanke in ihm auf, daß vielleicht die Bären, die er gesehen, gestorben und ins Paradies gekommen seien, wie er gebetet hatte.

Und nun standen sie sogar am Sternenhimmel! So hatte der liebe Gott also sein Gebet erhört. Andächtig blickte er suchend über die blinkende Schar und nun, nun sah er endlich, was er sehen wollte.

„Mama!" rief er selig, „nun seh ich den einen Bären, und seinen Schwanz . . . und ich seh auch seine Haare . . .!"

Bestürzt ließ Frau Stürmer den Arm sinken.

„Seine — Haare?" fragte sie zögernd. In ihrer Stimme klang eine wunderliche Enttäuschung.

Von nun an ließ sie Heinz mit ihren astronomischen Belehrungen in Ruhe. Das Kind war doch gar zu phantastisch. Man mußte zu positiven Kenntnissen übergehen.

Und an einem Tage hing eine große bedruckte Leinwand im Speisezimmer an der Wand. Was hatte das zu bedeuten? Sie war so herausfordernd bunt, war gelb und bräunlich getönt, von seltsamen schwarzen Bändern durchzogen und hatte große blaue Flächen.

Scheu drückte sich Heinz an ihr vorbei, wie ehemals an dem dunklen Schrank. Er fühlte, die Sache ging ihn etwas an.

Er hatte sich nicht getäuscht. Die Mama kam herbei und sagte: „Du kannst doch schon buchstabieren, Heinz, was steht hier unten in der Ecke?"

Heinz zog ein betrübtes Gesicht. „Kar — te von Eu — ro — pa!" brachte er endlich heraus.

„Das ist eine Geographiekarte!" sagte die Mama. „Geographie heißt Länderkunde, und wir wollen jetzt Geographie treiben, das heißt von den verschiedenen Ländern lernen. Siehst du, alle blauen Stellen hier — das ist Wasser, man nennt es das Meer, das Gelbe aber sind Länder."

„Und die schwarzen Schlangen?" fragte Heinz interessiert.

„Das sind Flüsse. Die fließen immer in das Meer

hinein. Viele, viele Tage und Meilen müssen sie fließen, endlich aber kommen sie doch ins Meer."

„Und dann sind sie froh, ja, Mama?"

Die Mama besann sich. „Nun ja, dann sind sie froh," wiederholte sie unsicher.

„Und das Meer ist dann auch sehr froh?"

„Wahrscheinlich, ich habe es nicht gefragt," gestand die Mama, „aber jetzt paß mal auf, Heinzchen. Es gibt also viele Länder, und dieses große, furchtbar große Land hier, das heißt Rußland, und darin wohnen wir."

„Wo?" fragte Heinz ungläubig.

„Hier!" Die Mama wies ihm einen winzig kleinen Fleck auf der Landkarte. „Das ist das Gouvernement Orel, und hier, wo der Punkt ist, liegt Alexandrowka."

Heinz starrte auf den Punkt, als wollte er ihn verschlingen. „Aber ich kann gar nichts sehen," klagte er — „wo ist denn der Papa?"

„Kleines Schaf! Den Papa kannst du ja gar nicht sehen, hier sind doch nur die großen Orte und Städte verzeichnet."

„Städte — was ist das?"

Die Mama seufzte. „Nun, unser Alexandrowka ist ein Dorf, das weißt du doch, nicht wahr?"

„Ja!" sagte Heinz mit Überzeugung.

„Nun denke dir viele solcher Dörfer zusammen mit Kirchen, Fabriken und Läden und statt der Hütten große Wohnhäuser, wie wir eins haben, eng aneinander gebaut, viele lange Straßen hindurch. Die Straßen sind gepflastert, und auf den Steinen fahren die Wagen mit Gerumpel dahin — das ist eine Stadt."

„Ist da auch ein See und ein Wald, Mama?"

Die Mutter schüttelte ein wenig müde den Kopf.

„Dann will ich niemals in eine Stadt," erklärte Heinz entschieden, „auch wenn ich ganz groß bin."

„Es wohnen aber doch viele tüchtige Leute in der Stadt," meinte die Mama, „Ingenieure, wie Papa

einer ist, Doktoren, Beamte, Kaufleute, Handwerker und Arbeiter."

Heinz besann sich ein wenig. Dann sagte er geringschätzig: „Wenn die nicht einmal einen See haben und Bäume . . . da kann man gar nicht baden, im Bootchen fahren oder Beeren und Pilze suchen."

Die Mama wurde eifrig. „Es gibt aber doch Badehäuser und Gärten und grüne Parkanlagen."

Heinz hörte gar nicht mehr hin. Später sagte er zu der alten Wärterin:

„Du, Nianja, wir werden niemals in einer Stadt wohnen. Da ist's häßlich. So viele Steine sind da auf den Straßen, so viele Häuser, so viele Kirchen und Fabriken und Läden — man kann sie gar nicht auszählen. Mehr als hundert."

„O je!" rief die Alte belustigt und schlug in scheinbarer Verwunderung die Hände zusammen.

„Ja, und dann laufen solche schwarze Schlangen in ein ganz großes Wasser, und wenn sie dahin kommen, sind sie furchtbar froh, weil sie nicht mehr zu laufen brauchen — das steht alles auf dem großen bunten Tuch im Eßzimmer."

„Schlangen — sagst du?"

„Nu ja — oder Flüsse."

Am Nachmittage tobte Heinz in ungebändigter Wildheit durch alle Zimmer und schlug sich eine Beule an die Stirn, als er an seinen Feind, den Kleiderschrank, prallte. Er war eine Flußschlange, die ins Meer wollte. Aber statt der Freude gab es bittere Tränen.

Die Geographiestunden wurden ihm bald langweilig. Er mußte Namen lernen, immer neue Namen. Dabei konnte man sich doch nichts vorstellen. Wenn die Mama ihn an die unangenehme Landkarte rief, verkroch er sich schleunigst in dem Kleiderschrank und saß muckmäuschenstill in einem Gemisch von Grauen, Vergnügen und Erwartung in dem muffigen vollgehängten Raum. Oder er stellte sich taub und lärmte mit seiner Trommel so

entsetzlich, daß Frau Stürmer sich die Ohren zuhielt und gequält wieder fortging. Über einem neuen Journal hatte sie dann manchmal die Geographiestunde vergessen.

„Der Junge ist so schrecklich faul!" klagte sie dann wohl ihrem Manne.

Der Ingenieur lachte. „Gott sei Dank! Zeig mir mal einen Buben, dem der Bücherkram Spaß macht. Den möcht' ich nicht zum Sohne haben. Du fängst aber auch die Geschichte verkehrt an, Marie."

Die Eltern waren immer verschiedener Meinung. Frau Stürmer war gründlich, gewissenhaft, ehrgeizig und lehrhaft. Bildung und Kenntnisse hatten einen unschätzbaren Wert für sie. Der Ingenieur, eine lebensfrohe, leichtsinnige Künstlernatur, haßte jede Pedanterie. Ihm war es ein Leichtes, so zu Heinz zu reden, wie das Kind es verstand. Abends pflegte er seinen Jungen auf den Schoß zu nehmen und mit ihm eine illustrierte englische Ausgabe von Dickens „Master Humphreys clock" zu durchblättern. Er selbst hatte eine kindliche Freude an den Karikaturen und schätzte Dickens sehr hoch, dies Buch aber ganz besonders, da er es von seiner verstorbenen englischen Mutter hatte. Dabei erzählte er dem Kinde die Geschichte allmählich von Blatt zu Blatt, und Heinz hörte mit strahlenden Augen zu. Er weinte mit der kleinen Nelly, die so jung sterben mußte, er wanderte mit ihr und ihrem hilflosen Großvater mit Heimweh im Herzen von Ort zu Ort, er liebte, litt und haßte mit dem treuen Burschen Kitt, freute sich über Dick Swiweller, der in beständigem Gefühlsüberschwang dahinlebte und vor dem Schlafengehen so rührselig und falsch die Flöte zu blasen pflegte, er geriet in Zorn über das Gaunerpaar, die Geschwister Braß und den Zwerg Quilp, und er war entzückt von seinem eigenen schönen Papa.

Der Papa — ja, das war ein Jupiter, ein Hermes und ein Apoll zugleich. Er konnte donnern und blitzen

wie Vater Zeus. Wenn er schalt, so kroch das ganze Haus still in sich zusammen. Statt der Blitze schleuderte er alles, was ihm gerade zur Hand lag, gegen die Wände; einmal war es Mamas chinesische Lieblingstasse gewesen. Er konnte aber auch scherzen und pfiffige Streiche ausführen wie Hermes, und er war schön wie Apoll.

Ja, wunderschön war der Papa! Schlank, kraftvoll und strahlend. Dichtes, lockiges, schwarzbraunes Haar über einer breiten, gewölbten Stirn, Herrscheraugen unter kühnen Brauen, eine stark ausgeformte Nase und ein weicher Mund mit kräftigem runden Kinn, von rötlichem Schnurr- und Backenbart umgeben.

Die Weiber im Dorf sahen ihm immer staunend nach. Er schritt so sicher und siegesbewußt einher. Immer hatte er einen Scherz oder ein fröhliches Wort für jeden bereit, oder er hüllte sich in dräuendes Schweigen und grollende Dampfwolken. Dann war er unnahbar.

Früh schon gewöhnte sich Heinz, mit seinen Schmerzen und Sorgen zur Mama zu kommen, mit seinen Einfällen und Entdeckungen zum Papa. Wenn er sich weh getan, so fand die Mama immer ein tröstendes Wort für ihn, der Papa lachte ihn nur aus. „Ein Junge soll tapfer sein und nicht um jeden Dreck heulen!" sagte er.

Hatte Heinz dagegen etwas verbrochen, einen recht dummen Streich gemacht, dann fand er stets entgegenkommendes Verständnis beim Papa. Einmal hatte er Mamas Geographiebuch, in dem sie vor jeder Geographiestunde nachzulesen pflegte, auf dem Kleiderschrank versteckt, und der Papa hatte ihm dabei geholfen. Auf seine Schultern hatte der Ingenieur seinen Buben gehoben, und Heinz schob das gefährliche Buch sorgsam unter eine Hutschachtel und verriet auch später nicht, wo es sei, trotzdem ihn Herzklopfen und Gewissensbisse so manches Stündlein nicht schlafen ließen. Erst als sich die Mama ein ausführlicheres Handbuch kommen ließ, sah er das Vergebliche seines

Streiches ein, schwieg aber auch jetzt, trotz nagender unfruchtbarer Reue, denn er schämte sich vor dem Papa und seinem Spott.

So begann schon früh neben der Leidenschaftlichkeit seines Empfindens, Mitempfindens und Handelns ein kühles objektives Erwägen in ihm groß zu werden, das sein Wesen ebenfalls auseinanderreißen und ihm viele Kämpfe bringen sollte. Zugleich mit einer Gefühlskraft begabt, wie sie so kleinen Kindern selten eignet, war in ihm eine wunderliche Verschwiegenheit, die sich um nichts in der Welt ihr Eigenstes entreißen ließ und also die eigene Fülle verleugnete. Wenn die Mutter vor dem Klavier saß und die altmodischen Melodien, die ihre eigene Mutter noch gespielt hatte, geheimnisvoll dem Instrument entströmten, so saß Heinz mäuschenstill in einer dunklen Ecke und lauschte, und sein Gesicht war tränennaß; oder er stampfte prahlerisch im Garten vor der Balkontür hin und her, hob die Beine hoch, wie ein junger Hahn, bloß um die Rührung, die ihn überwältigt hatte, nicht merken zu lassen. Fragte ihn dann die Mama, ob ihm das Lied, das die liebe Großmama gespielt, gefallen hätte, so sah er hartnäckig zur Seite und tat, als überhöre er ihre Frage, oder er stürzte mit einem übertriebenen Eifer auf irgendeinen Gegenstand, der gerade zur Hand lag, und suchte seine Mutter dadurch von ihren Fragen abzuleiten.

Um so mehr erstaunte Frau Stürmer, als Heinz sich eines Tages ernsthaft vor dem Flügel hinstellte und mit unbeirrbarer Sicherheit sagte:

„Heute spielst du aber einen falschen Ton, Mama."

„Ja, was fällt dir denn ein, Junge?"

„Es ist doch falsch!" behauptete Heinz hartnäckig, „grad an dieser Stelle. Da spielst du einen bösen Ton, es muß aber ein guter sein."

Frau Stürmer beugte sich näher über die Noten; sie war ebenso kurzsichtig wie unmusikalisch, und da fand

sie, daß ihr Söhnchen recht hatte. Sie hatte ein Auflösungszeichen für ein Kreuz angesehen.

Der Junge hatte also ein feines musikalisches Gehör. Diese Entdeckung begeisterte sie. Sofort beschloß sie, Heinz Klavierunterricht zu geben. Wie die Geographiekarte wurde nun auch das Klavier eine Stätte der Pein für Heinz. Die Mama gab sich die unsäglichste Mühe, ihm die Tasten, die weißen und die schwarzen zu erklären, dazu die Zeichen, die auf und zwischen den fünf Linien so waghalsig und unstet herumkletterten und Noten hießen. Sie kniete am Boden und hielt seine kleinen Hände über die Noten gespannt; seine Daumen mußten unzähligemal denselben Ton C wiederholen, während die anderen Finger fest auf den Tasten auflagen und sich nicht rühren durften. Das dünkte Heinz ein trauriges und langweiliges Unternehmen.

Manchmal wanderte die Mama in dem Saal auf und nieder und sprach: „Noch zwanzigmal, Heinz," oder „noch zehnmal." Oder sie fragte ihn wieder und wieder nach den Namen der Noten, die er durchaus nicht behalten konnte.

An einem Tage hatte er sogar die einfache Note C vergessen und riet beharrlich alle übrigen Notennamen durch, sogar die Kreuze und B, ohne auf das C zu kommen. Das war doch offenbarer Trotz und böser Wille. So bekam Heinz regelrechte Prügel, zuerst von der Mama mit der Hand, dann aber vom Papa, dem die Mama unter Tränen ihr Leid geklagt, mit der Hundepeitsche. Immer wieder wurde Heinz abgeführt und verdroschen, und zwischen den zitternden Lippen stieß er immer wieder einen falschen Notennamen hervor. Nun erst war ihm das unglückliche C wieder eingefallen, aber es erschien ihm schmachvoll, das nachträglich zuzugeben. Er empörte sich gegen diese Methode, Musik zu lernen, und war auf dem besten Wege, sie aus Herzensgrund zu hassen. Greuliche und entsetzliche Vorstellungen tauchten in ihm auf. Wie, wenn die

Mama, die er während der Klavierstunden so gar nicht leiden konnte, plötzlich umfiele und tot wäre? Oder es dränge ein gewaltiger Zigeuner mit Geheul in das stille Landhaus, zündete es an allen vier Ecken an und trüge die Mama durch den rauchenden Qualm weit, weit fort, wie der Pluto die Proserpina. Und er, Heinz, könnte ihr gar nicht helfen! Oder wollte er gar am Ende nicht? In einem innersten Winkelchen seines Herzens entdeckte er, daß der Wunsch, seiner Mutter während der Musikstunden beizustehen, nicht eben brennend sei. „Das kommt davon!" flüsterte er während der Fingerübungen vor sich hin und sah die Mama von der Seite mit einem wunderlichen, schweren und scheuen Blick an.

Von nun an wurden die Fingerübungen erträglicher. Heinz begann in den Schauerszenen, die er sich ausmalte, heimlich zu schwelgen, und während seine Finger mechanisch zwei oder drei Töne wiederholten, übte er in seiner Phantasie ein Strafgericht nach dem anderen an seiner armen ahnungslosen Mutter aus und litt doch wieder mit ihr in fraglicher Sohnestreue und Gewissenspein.

Aber nach solchen durchquälten Stunden üppig wuchernder Phantasie trat die tätige, zurückgedrängte Kraft in Heinzens Natur wieder unbändig hervor. Dann erstickte er die Mutter mit seinen Liebkosungen, tat ihr, was er wußte, zuliebe und konnte sich viele Stunden mit seinem Handwerkszeug abmühen, um ihr aus Pappe oder einem Holzbrettchen ein paar Sterne zum Aufwickeln von Seide zurechtzuschnitzeln. Nahm ihn irgendeine Tätigkeit, die ihn wirklich interessierte, in Anspruch, so war er auch mit ganzer Seele dabei.

Die wenigen Nachbarn der umliegenden Güter hatten den hübschen aufgeweckten Knaben alle ausnahmslos gern. Nur war es seltsam zu hören, wie verschieden sie ihn beurteilten.

Das sentimentale Fräulein Natalie Michalowna

Miliutin mit ihren Schmachtlocken und dem schwärmerischen Augenaufschlag hielt Heinz für „un caractère doux et flexible". Grigori Iwanowitsch Majewsky, der Aufschneider und Allerweltsfreund, behauptete dagegen, Heinz sei ein Teufelsjunge und werde zu seiner Zeit unzählige Herzen brechen. Die schöne Frau des Obristen Meduſoff versicherte Frau Stürmer geheimnisvoll: „Vous verrez, ma chère — c'est un petit diplomate — il est profond, très profond," und ihr Mann, der robuste Obrist, schrie laut lachend: „Wenn du mir solchen Sohn geschenkt hättest, Sascha — in Gold würd' ich dich fassen! Der macht noch einmal Karriere. Das Zeug hat er dazu."

Sie hatten alle recht und unrecht. Denn Heinz war die Fähigkeit zu eigen, sich auf jede Persönlichkeit zu stimmen und sie doch gleichzeitig in sich aufzusaugen, so daß er sie aus dem Instinkt heraus kannte, ehe er anfing, sie mit dem Verstande zu begreifen. Als ganz kleines Kind schon pflegte er sich vor jeder fremden Persönlichkeit aufzustellen und sie so lange zu betrachten, bis er genau wußte, wie sie saß, aß und trank, wie sie sich bewegte, redete und schwieg. Erst nach einer geraumen Weile war sein Wissensdurst befriedigt. Er hatte sich den Menschen und sein neues Gesicht genau gemerkt, ja, eingeprägt, und jemanden kennen lernen, nannte er selbst ernsthaft: „Ich will mir den neuen Besuch ‚merken' gehen."

Aber immer schwieriger wurde es für ihn, die Menschen, Begriffe und Dinge, wie früher die papiernen Götterfiguren säuberlich in die Himmels- oder Höllenschachtel zu tun, denn sie wanderten, ganz wie seine Puppen, aus einer Abteilung in die andere, je nachdem sie ihm gefielen oder ihn abstießen. Ja, und allmählich fand er, daß sie weder hierhin noch dorthin paßten, — das war das Allersonderbarste.

Drittes Kapitel.

Heinz wuchs heran zu einem schönen Knaben. Sein seidenweiches braunes Haar ward dunkler und dem seines Vaters ähnlich. Seine Augen leuchteten aus dem bräunlichen Gesicht wie Sterne; sie waren von der Farbe der reifen Kastanie mit einem goldenen Schimmer. Sein schlanker Körper war außerordentlich wohlgeformt; breit wölbte sich seine Brust, Hände und Füße waren von ausdrucksvoller Feinheit.

Als er sein zehntes Jahr überschritten hatte, nahm ihn der Vater zum ersten Male mit in die Fabrik. Am Morgen hatte es eine heftige Szene zwischen den Eltern gegeben, und zum Zeichen, daß der Friede wiederhergestellt, forderte der Ingenieur seine Frau auf, ihn zu begleiten. Sie wollte aber ohne Heinz nicht gehen.

Es war ein heißer Junitag. Wie klares bläuliches Glas schimmerte die Seefläche unter einem strahlenden Himmel. Weit in der dunstigen Ferne blauten endlose Wälder. Die Luft flimmerte vor Wärme.

Ein fernes Singen schwebte vom jenseitigen Ufer hinüber. Junge Bäuerinnen standen hochgeschürzt im Wasser an einem Stege und sangen ein zweistimmiges schwermütiges Lied. Sie wuschen ihr Linnen und bearbeiteten es mit hölzernen Schlägeln in rhythmischem Wechsel.

Am Seeufer diesseits zog sich eine Reihe von Stegen in das Wasser hinein. Auf jedem dieser Stege standen Arbeiter in Leinenhemd und Hose, die Mütze aus der feuchten Stirn geschoben. Sie standen an hölzernen Wasserkippen voller Eisenerze. Diese Kippen hingen in Gestellen; am Boden hatten sie ein breitmaschiges Drahtnetz zum Durchsieben der unnützen Bestandteile. Taktmäßig schwenkten die Arbeiter ihre Kippen unter dem einströmenden Wasser hin und her, um die Erze von Erde und Schlacken zu reinigen und für den Guß zu bereiten. Rings im Umkreise hatte sich das Wasser rostrot und trübe gefärbt. Auf Schienenwegen schoben

halbwüchsige Burschen immer neue Vorräte zum Ausspülen herbei, oder sie karrten die gereinigten Erze wieder davon.

Längs dem Seeufer waren große viereckige Holzstapel geschichtet; darüber häufte sich eine mit Erzen untermischte rostbraune Erdschicht. Das Holz glimmte und brannte langsam und vermehrte die schwüle Wärme des Tages.

Der Vater hielt Heinz an der Hand und erklärte ihm die Vorrichtungen und deren Zweck. Sie schritten über die Dammbrücke und blickten hinab in das jäh abstürzende grüne Tal. Ein Flüßchen schlängelte sich hindurch wie ein silberner Faden.

Drunten im Tal setzte sich ein Teil der weitläufigen ziegelroten Fabrikmauern fort, während die Masse der dunklen Hauptgebäude mit dem Hochofen drohend und mächtig in unmittelbarer Nähe des Dammes aufragte. Ein Trupp Arbeiter kam dem Ingenieur entgegen. Die Leute grüßten ehrerbietig, ihre Augen leuchteten. Herr Stürmer wechselte rasch einige Worte mit ihnen. Sie nickten und lachten freundlich, einige von ihnen verschwanden am See.

Und nun geschah ein Wunder.

Unter dem Brückendamm begann es zu brodeln und zu brausen. Entfesselt stürzte eine Wassermasse mit mächtigem Fall und donnerndem Tosen schäumend durch die geöffnete Schleuse in das Tal hinab.

Heinz jubelte laut und klatschte in die Hände. Wie wunderschön das war!

„Ein Niagarafall im kleinen — als Salut für unsern Sohn, Marie!" sprach der Ingenieur mit gehaltenem Lächeln.

Frau Stürmer schwieg. Sie hatte verweinte Augen. Heinz stand in Bezauberung. Er konnte sich a.. den wirbelnden Schaummassen nicht satt sehen, die mit ungezügelter Wildheit aus dem Innern des schlummernden Sees hervorbrachen und hinausbrausten in die Tiefe.

Das Flüßlein, das vorhin so matt dahinschlich, belebte sich, als sei ein Tanzfieber über das Wässerlein gekommen, und lustig plätschernd rieselte es dahin in die grünen Weiten.

„Ach, wie ist es froh!" seufzte Heinz aus tiefstem Herzensgrunde und sah ihm sehnsüchtig nach. „Nun kommt es auch einmal ins Meer!"

Der Ingenieur lachte laut auf. Wieder sprach er einige Worte mit den Arbeitern. Das Brausen verstummte, die Schleuse war geschlossen worden, und still und breit wie zuvor brütete die Sommermittagsglut über Land und Gewässer.

Ehrfurchtsvoll schaute Heinz zu seinem Vater empor. „Du bist wie Jupiter," sagte er leise, „so mächtig und so stark!"

„Du bist verrückt, mein Kind, du mußt nach Berlin . . ." sang der Ingenieur mit einer sonderbaren erzwungenen Lustigkeit. Frau Stürmer seufzte schwer und legte die Hand auf Heinzens Schulter. Glückselig sah er sie an.

„Sei doch nicht traurig, Mama," flüsterte er plötzlich. „Der Papa meint's ja doch gut."

Die Mama lächelte wehmütig und nickte still. Sie zog Heinz an ihre Seite und richtete eine gleichgültige Frage an ihren Mann.

Bereitwillig antwortete der Ingenieur. Jetzt standen sie vor dem Tor der Fabrik.

„Nur immer da hinein, Marie — — na, Finogen, wie geht's, alter Knabe? Feierst wieder mal Blaumontag heute? Hat dich deine Darja wieder regelrecht verhauen?"

„Zu dienen, gnädiger Herr, Hochwohlgeboren, das heißt, es ist eigentlich umgekehrt, ich hab' ihr so 'n bißchen den Rücken geheiligt, sozusagen."

Grinsend und barhäuptig war der Fabrikwächter von seiner Bank aufgesprungen. Strohblondes struppiges Haar fiel in ein Gesicht von ausnehmender Häßlichkeit.

Die kleinen Schweinsaugen funkelten listig unter buschigen Brauen, die schweren Kiefer schienen beständig etwas zu kauen, auch wenn er schwieg.

„Das junge Herrchen beehrt uns auch einmal," meckerte er schmunzelnd — „so ist's recht, nur da hinein, Euer Gnaden, wenn's beliebt."

Er warf die Tür zu seinem Wächterhäuschen, das an den Torweg wie ein Schwalbennest angeklebt war, weit auf und folgte den Herrschaften mit devoten Bücklingen.

Heinz sah mit runden lachenden Augen um sich. Hier also war der Papa alle Tage. Und wie ihn die Arbeiter verehrten und liebten, die Mützen flogen nur so von den struppigen Köpfen. Der Papa legte mit einem sonnigen Lächeln nur zwei Finger an seinen Hut und nickte. Heinz beschloß, es ihm nachzutun.

Sie traten in den geräumigen Fabrikhof. Hier standen die Speicher und Lagerräume für fertige Waren. Unter einem niedrigen langgestreckten Schuppen lagen abgenutzte Maschinenteile, tote Räder und Speichen, verrostete, zersprungene Kessel und Kochtöpfe aller Art in wirrem Durcheinander.

Rasch schritt der Ingenieur vorwärts und öffnete eine hohe eisenbeschlagene Tür. Heinz zögerte einen Augenblick auf der Schwelle. Er sah in eine Halle, die durch zwei Stockwerke aufragte. Eine warme gedrungene Luft schlug ihm aus dem dämmernden Raum entgegen. War so die Werkstätte des Vulkan, von der die Mama ihm vorgelesen hatte?

Kreisende Räder an Treibriemen, stampfende Kolben, blitzende Maschinen — — ein Surren, Schwirren, Drehen und Rotieren, ein Kreisen, Wirbeln, Dröhnen und Wuchten, über all dem dumpfen Lärm der gedehnte, schütternde, zerreißende Ton des Sägens. Und Heinz sah mit Staunen, wie wirbelnde blanke Kreissägen wie zum Spiel gewaltige Balken der Länge nach spalteten, als wären sie Butterscheiben.

Berußte Arbeiter mit Kitteln, die vormals weiß ge-

wesen sein mochten, glitten ohne Laut und ruhig wie Gespenster zwischen den stampfenden und keuchenden Maschinen einher, grüßten ernsthaft und verrichteten mechanisch ihre Arbeit. Waren sie selbst zu Maschinen geworden? Wenn der Papa sie anredete, hielten sie die Hand vor das Ohr, senkten den Kopf und lauschten aufmerksam.

„Papa, Papa, sag, können die Leute nicht gut hören?" fragte Heinz aufgeregt.

Der Papa lachte seinen Buben an und zog ihn vorwärts. Die Mama folgte vorsichtig mit hochgehobenen Röcken. Heinz war wie betäubt.

Aus einem Raum wanderten sie in den anderen, aus einer schwitzenden Werkstätte in die andere. Was gab es da nicht alles zu sehen und zu hören!

Blitzende Turbinen, ein strömendes Sausen von Wasser, zischender Dampf. Darüber rußgeschwärzte Pfosten und Balken. Mit eiserner Notwendigkeit geschah, was geschehen sollte. Ein Rad griff in das andere, eine Speiche kam der anderen zu Hilfe. Die Maschinenteile glitten, wanderten und schoben einander vorwärts, gleichmäßig, unentwegt und abgemessen, schläfrig beinahe und doch so seltsam wach und furchtbar. Unsichtbar arbeitende Walzen und Räder brachten hier zwei schwere Stempel, dort zwei mächtige Kolben in Bewegung, die abwechselnd auf- und niederstampften wie stählerne Riesenfüße, einen ruhigen, unentwegten, grausen Totentanz.

Durch unbenutzte Werkstätten und halbdunkle Gänge, wo qualmende Öllampen ein trübes, spärliches Licht verbreiteten, ging es weiter. Heinz sah sich in einem breiten hohen Gewölbe, voll rötlicher Glut und greller zuckender Lichter.

„Der Hochofen!" hörte er den Papa sagen. Seine Stimme klang wie aus weiter Ferne. „Die Leute sind mitten im Gießen."

Rußige Gesichter auf halbnackten sehnigen Leibern

eilten aneinander vorüber. Zurufe erschallten. In breiten flimmernden Wellen lastete die Glut in dem Raum und wogte wie ein Fiebertraum um das staunende Kind.

Ihm war, als höre es gespenstische Trompetenklänge und fernes Waffengerassel, Töne, die es nie gekannt und die doch irgendwo vorhanden sein mußten. Und jetzt — Heinz sah es — aus dem feurigen Ofenschlunde glühte es hervor wie eine wilde Sonne. Unaufhaltsam, wie vorhin das Wasser aus der Schleuse, strömte eine breite, furchtbare Masse — jetzt aber war es weißglühendes flüssiges Erz.

Formen verschiedenster Art und Gestaltung fingen es auf. Schwer und massig floß das Eisen hinein, und es ründete sich und breitete sich aus, es wölbte sich gehorsam in den zwingenden Wänden der Formen, gehorchte willig und leicht dem Menschenwillen, der mit den Formen zu spielen vermag, weil er sie beherrscht.

Als Kessel, als Kochtopf, als Krug, ja als Urne erblickte es das Licht der Welt von neuem.

„Nun, Heinz, wie hat's dir gefallen?" fragte der Ingenieur.

Es kam keine Antwort. Der Vater rüttelte seinen Knaben.

In einer Mischung von Traum und Leben, von Hellseherei und Gefühl stand Heinz da. Er war blaß und atmete schnell. Sein Herz hämmerte heftig.

„Komm, Marie, gehen wir! Der Junge sieht ja ganz übernächtig aus."

Sie traten in den hellen Tag hinaus. Wie eine gänzliche Meeresstille voll Sonnenlicht und Gnade umflutete sie tieftiefste Ruhe.

Die mittagstille, flimmrige Luft schien rein und leicht wie nie zuvor. Der See leuchtete geheimnisvoll durchsichtig, die fernen Wälder schwiegen.

Aber über Heinz hatte sich eine ahnungsvolle Schwere gelegt. Er drückte sich still an die Seite seiner Mutter und schlang den Arm wie schützend um sie.

„Mama," flüsterte er in unbewußter Scheu, „Mama, sei nicht traurig, bitte, bitte, sei nicht traurig."

Warum sagte er jetzt nicht mehr so zuversichtlich: „Der Papa meint's doch gut." Ja, warum nicht . . .?

Einige Tage später teilte ihm die Mama mit, daß er nun Französisch lernen solle. Ein Fräulein werde aus Frankreich kommen, das solle mit ihm spielen und reden, und ohne daß er es merkte, würde er die neue Sprache lernen.

Heinz sah sie mißtrauisch an. Vor dem Lernen hatte er allemal eine Scheu. Endlich sagte er: „Wie sieht sie denn aus, Mama, und wie heißt sie?"

„Sie heißt Mademoiselle Cornélie Thimiot, und gesehen habe ich sie noch nicht, aber sie hat mir ihr Bild geschickt."

„Zeig' mir's doch, Mama!"

Frau Stürmer nahm eine Photographie aus ihrem Lesebuch. Heinz sah ein lächelndes waches Gesicht. Wirre, gekräuselte Haare hingen sorgfältig geordnet in die Stirn, die schwellenden Lippen waren leise geöffnet, die dunklen Augen kicherten.

„Sie ist sehr hübsch!" sagte er endlich und legte das Bild zögernd aus der Hand.

„Du mußt auch sehr lieb zu Mademoiselle sein. Sie wird Heimweh haben, denk doch, welch lange Reise sie machen muß, sie kommt ja aus ihrem sonnigen Frankreich."

„Ich will ihr Nicki schenken, Mama, — glaubst du, daß sie sich freuen wird?"

Nicki war ein Eichhörnchen, das Heinz zärtlich liebte. Der Gedanke, das Tierchen wegzugeben, erfüllte ihn mit Trauer. Still setzte er sich vor den Käfig.

Neugierig steckte Nicki das Schnäuzchen aus der Nestkastenöffnung und lugte mit den blanken Äuglein begehrlich durch die Gitterstäbe zu Heinz hinüber. Sein

buschiger roter Schwanz hing kühn wie eine Fahne über dem klugen Köpfchen.

„Sei nicht böse, Nicki," flüsterte Heinz bedrückt, „die fremde Mademoiselle ist wirklich sehr hübsch."

Sie war sehr hübsch. An einem späten Sommernachmittage kam sie an mit einer Unmenge von Paketen, Köfferchen und Handtaschen, die zuerst aus dem Wagen purzelten. Sie kam wie eine Springflut von Beweglichkeit und Leben, mit flatternden Schleiern, mit raschelnden Kleidern. Inbrünstig bückte sie sich über Frau Stürmers Hände und küßte sie; sie stürmte auf Heinz los, sie rief begeistert: „Ah, mais quel adorable enfant! Veux tu bien m'embrasser, mon petit bijou?" Den Ingenieur maß sie mit einem erstaunten Blick.

Sie nannte Heinz hinfort nur noch: „Mon petit ange" oder „mon bijou".

Am Abende aber sagte Heinz nachdenklich zur Mama: „Ich werde ihr Nicki doch lieber nicht geben."

„Warum denn nicht?"

„Er ist zu schade für sie."

„Gefällt dir denn die Mademoiselle nicht?"

„Ja—ah, das wohl, aber sie paßt nicht zu Nicki und nicht zum Walde."

„Wohin paßt sie denn nach deiner Meinung, Heinz?" forschte die Mama amüsiert.

„Ich weiß nicht," meinte Heinz ratlos, „sie ist so — so anders — sie sieht aus wie meine neue Bonbonschachtel."

Mademoiselle bemühte sich sehr um Frau Stürmer. Sie sei zwar Katholikin, erzählte sie, aber sie habe einen unbegrenzten Respekt vor jeder Religion. Zu gern lese sie protestantische Predigten.

Am Sonntag schlug Frau Stürmer vor, ihr eine evangelische Predigt in französischer Sprache vorzulesen. Frau Stürmer las, und Mademoiselle war sehr ergriffen.

Sie trocknete sich die Augen mit einem Spitzentüchlein und hauchte hinein. „Ich muß heute so viel an meinen

verstorbenen Bruder denken, chère madame," flüsterte sie, „ah, er war so brav, der ganze Stolz meiner Eltern."

Frau Stürmer war gerührt. Sie hat ein liebes, warmes Gemüt, dachte sie. Zum Trost las sie ihr noch eine zweite Predigt, die von der seligen Ruhe der Entschlafenen handelte. Darüber bekam sie selbst nasse Augen.

Im Jagdanzuge kam der Ingenieur ins Zimmer, er zog verwundert die Augenbrauen hoch.

„Wie? Tränen?" sagte er spöttisch. „Sonntagsandachten? Das ist eine neue Richtung. Wünsche viel Erbauung, meine Damen!"

Damit ging er. Mademoiselle starrte ihm verloren nach.

„Wie gut Monsieur der Jagdanzug kleidet!" sagte sie unwillkürlich. „Monsieur hält wohl nicht viel von Religion," fügte sie hinzu und seufzte. „Die Herren sind überhaupt meist so gottlos. Junge Leute wie mein Bruder zum Beispiel, ah, das sind Ausnahmen!"

Als Herr Stürmer von seinem Jagdausfluge wiederkehrte, brachte er Mademoiselle die bunten Flügel einer Mandelkrähe mit — für ihren Hut —, seiner Frau einige Büschel Farren.

Mademoiselle war entzückt. Sie warf ihm einen feurigen Dankesblick zu, sofort begann sie ihren Hut umzugarnieren. Wie seidige Schleier senkten sich die langen dunklen Wimpern auf die matte Weiße der Haut, und nur ab und zu funkelte ein Augenblitz halb begehrlich, halb kindlich-unschuldig zu Herrn Stürmer hinüber.

„Papa," sagte Heinz eines Tages, „Mademoiselle wünscht sich Reiherfedern. Kannst du nicht einen Reiher schießen?"

„Was will sie damit?"

„Für ihre Hüte; sie hat so schrecklich viele Hüte, Papa."

Der Ingenieur ging jetzt häufiger auf die Jagd wie vormals. Aber Reiherfedern brachte er nicht mit heim.

Der Herbst zog ins Land, schwermütig und grau. Mademoiselle fröstelte beständig. Anfangs ging sie ungeheuer fleißig mit Heinz spazieren und forschte ihn über alle Nachbaren aus. Später aber wurde ihr der Gang durch das Dorf langweilig, sie sah ja immer dieselben Bauerngesichter. So nannte sie Rußland ein Barbarenland und zog eine Grimasse, wenn Heinz einen Dorfbuben anredete. Dann stampfte sie ungeduldig mit den zierlichen Füßen. „Allons donc, pourquoi ces conversations infinies?" In den Wald war sie erst recht nicht zu bekommen, sie fürchtete sich vor den Wölfen.

Immerzu fürchtete sie sich vor irgend etwas. Bald waren es Mäuse, Frösche oder Ameisen, die ihre Furcht erregten, bald war's die Dämmerung oder ein Betrunkener. Am meisten aber fürchtete sie die Langweile.

Heinz begann sich ihr gegenüber in seiner Furchtlosigkeit unendlich überlegen zu fühlen. Immer aber hielt ihn eine gewisse angeborene Ritterlichkeit davor zurück, Mademoiselle geradezu auszulachen. Er nahm im Gegenteil eine würdige Beschützermiene an, wenn sie sich ängstigte. Französisch konnte er bald ziemlich geläufig plaudern. In seinen einsamen, stillen und wilden Spielen aber wurde ihm Mademoiselle lästig. So kam es, daß sie viel Zeit für sich übrig behielt.

Sie hatte viel zu viel Zeit, und so begann sie während der Unterrichtsstunden Frau Stürmers gelangweilt und müßig am Fenster zu stehen und auf den Ingenieur zu warten.

War er zu Hause, so gab es für sie keine Langweile mehr. Sie stopfte ihm Zigaretten, oder sie las ihm Molièresche Komödien vor, denn der Ingenieur interessierte sich seit einiger Zeit lebhaft für die französische Sprache. Weshalb sollte man die Gelegenheit nicht nützen? Die Abende wurden länger, Heinz war manchmal spät mit seinen Schulaufgaben beschäftigt, und

Frau Stürmer beaufsichtigte ihn dabei. Dann spielten der Ingenieur und Mademoiselle Schach miteinander oder auch mitunter eine Partie Bézique.

Weihnachten mit seinem Glanz und seiner Freude kam und ging vorüber. Auf Mademoiselles Platz hatten neben anderen hübschen und nützlichen Gegenständen ein Büschel Reiherfedern und ein Paar Schlittschuhe gelegen. Mademoiselle weinte vor Rührung und Heimweh.

Es war ja so natürlich, daß die kleine arme Französin Heimweh hatte! Man mußte sie aufzumuntern suchen. Für die evangelischen Predigten war sie aber nicht mehr so empfänglich wie ehemals. Frau Stürmer riet ihr, sich mehr Bewegung zu machen und das Schlittschuhlaufen zu erlernen. Der Ingenieur gab ihr Unterricht im Laufen. Bald konnte sie es wunderschön.

„Du Mama," sagte Heinz, „warum läufst du nicht auch Schlittschuhe? Papa und Mademoiselle schneiden schon Bogen miteinander, und ich kann's auch."

Frau Stürmer schüttelte den Kopf. Sie war vom Stundengeben müde und saß lieber still über einem Buch zu Hause, oder sie fuhr spazieren.

Einmal jedoch entschloß sie sich und begleitete die anderen zum spiegelblanken See. Mademoiselle war ausgelassen vergnügt, sie machte Frau Stürmer triumphierend alle ihre Künste vor. Der Ingenieur scherzte und lachte; wie immer schnallte er ihr ritterlich die Schlittschuhe ab. Nachdenklich und schweigsam ging Frau Stürmer neben den beiden, die lustig schwatzten, nach Hause.

Heinz hatte noch auf dem See bleiben dürfen. Allein glitt er über die Eisfläche wie beflügelt, als sei sein ganzes Sein in seinen Füßen. Gab es denn etwas Schöneres auf der Welt als den Eislauf? Ja, gab es überhaupt noch irgend etwas auf der Welt außer diesem Fliegen auf stählernen Sohlen?

Fast schmerzhaft in seiner Lebenskraft wurde der Drang in ihm, die Zeit, die Stunde, den Augenblick

auszukosten und zu genießen. Wer konnte wissen, ob er noch viel Zeit hatte? Immer mehr mußte er lernen, immer weniger durfte er sich selbst in seinen Spielen gehören. Er lief und lief, wie in die Unendlichkeit hinein, der Boden stob unter seinen Füßen dahin. Ein Übermaß von Selbstsicherheit machte ihn schwindlig.

Erwacht und rege wie nie zuvor war das Handelnde und Tätige seiner Natur, — wieder einmal versunken die grüblerische, betrachtende Seite seines Wesens, das helle Traumleben, — versunken wie in einen tiefen Brunnen.

Ein eigentümlicher Umstand weckte es auf. Es gab wieder einmal eine bitterböse Klavierstunde. Mechanisch spielte Heinz seine Fingerübungen herunter. Die Mama war sehr unzufrieden.

„Noch zehnmal!" sagte sie seufzend und wanderte ruhelos im Saal auf und nieder.

„Noch achtmal!"

Da war es Heinz, als sähe er mit einem inneren Sinn, wie sein Vater aus der Fabrik heimkehre und in den ersten Stock hinaufgrüße, wo Mademoiselle wie gewöhnlich wartend am Fenster stand.

Das Klavier war an die lange Wand des Saales gerückt, doch so, daß Heinz den Fenstern und der Balkontür den Rücken wandte. Er konnte also nicht sehen, was hinter ihm vorging. Wie aus einem Instinkt heraus aber sagte er plötzlich: „Jetzt kommt der Papa nach Hause und grüßt Mademoiselle."

Frau Stürmer blieb an der Balkontür stehen und blickte hinaus. Und da sah sie — der Herzschlag stockte ihr, — sie sah, — wie der Ingenieur lachend eine übermütige Kußhand hinaufwarf.

„Noch zwanzigmal," hörte Heinz die Mutter sagen. Dann verließ Frau Stürmer den Saal.

Leise, auf Zehenspitzen schlich sie die Treppe zu den Schlafräumen empor und stand plötzlich wie ein Geist in Mademoiselles Zimmer, dicht hinter der Französin.

Mademoiselle war sehr beschäftigt. Mit ihren zierlichen Fingerspitzen streute sie einen Schauer von Kußhändchen über den Ingenieur aus. Vom gespitzten Munde her führte sie beide Hände in rhythmischen, runden Armbewegungen anmutig in die Luft hinaus. Ihr seidener Unterrock knisterte vor sprühender Beweglichkeit, ihre ganze Person war wie elektrisiert.

„Mademoiselle," sagte Frau Stürmer mit einer tonlosen Stimme, „Sie werden so gut sein und Ihre Sachen packen. Morgen verlassen Sie mein Haus."

„Ah — mon Dieu!" Die Französin war zusammengeschreckt und wurde weiß. „Oh Madame, Madame, au nom de Dieu, ayez pitié de moi!" schrie sie mit aufwärts gerungenen Händen. „Ne me rendez pas malheureuse!"

Sie klammerte sich an Frau Stürmers Röcke, — auf den Knien kroch sie ihr nach bis an die Zimmertür, sie winselte wie ein unglückliches angeschossenes Tier.

Frau Stürmer schüttelte den Kopf.

„Pas demain! Oh je vous en supplie!"

„Und warum nicht?"

„Oh la honte, la honte!" wimmerte Mademoiselle. „Lassen Sie mich abreisen, wenn Monsieur nicht zu Hause ist. Übermorgen wollte Monsieur zur Poststation."

„Gut denn. So reisen Sie übermorgen."

Frau Stürmer verließ das Zimmer, von Ekel geschüttelt.

Zu Mittag erschien Mademoiselle nicht bei Tisch. Sie habe Kopfschmerzen, hieß es.

Am Abend aber sah sie ganz munter drein. Der Ingenieur forderte sie liebenswürdig zu einer Partie Bézique auf.

Mademoiselle war gleich dazu bereit. Da sprach Frau Stürmer ruhig: „Ich wünsche, daß Sie Heinz heute bei seiner Rechenaufgabe beaufsichtigen, ich selbst werde mit meinem Manne spielen."

Der Ingenieur und Heinz sahen betroffen auf. Die Stimme Frau Stürmers hatte so wunderlich geklungen. Mademoiselle warf einen Blick voll würdevoller Kläglichkeit um sich, errötete bis in die Schläfen und folgte Heinz ins Nebenzimmer.

Es wurde ein schweigsamer, gedrückter Abend.

Am nächsten Nachmittage fragte Frau Stürmer: „Mademoiselle Thimiot, haben Sie Ihre Sachen gepackt?"

Die Französin schüttelte liebenswürdig verneinend den Kopf.

„Ich rate Ihnen, sich zu beeilen, denn die Pferde zu morgen früh sind schon bestellt."

Als der Schlitten für Mademoiselle am nächsten Morgen vor der Haustür stand, sagte der Ingenieur leichthin: „Mademoiselle, Sie begleiten mich auf meiner Ausfahrt, Sie haben's mir ja versprochen."

„Mais oui, Monsieur, certainement."

Die wirren Haare zitterten, die seidenen Röcke raschelten. Aus Mademoiselles Augen funkelten schwarze Blitze, sie war ganz Stacheln und Abwehr.

„Lieber Fritz," sprach Frau Stürmer, — „von einer Ausfahrt für Mademoiselle kann jetzt nicht mehr die Rede sein, da sie fort soll. Ich wahre nur mein Recht, wenn ich Mademoiselle bitten muß, unser Haus auf immer zu verlassen."

„Mit mir hast du das noch nicht ausgemacht, Marie, soviel ich weiß."

Wie eisig diese Worte klangen!

„Fritz . . .!" schrie Frau Stürmer — sie hob beide Arme wie suchend in die Luft und wankte.

„Du hast von jeher einen Hang, alles tragisch zu nehmen," sagte der Ingenieur kühl. „Ich kann solche Exzentrizitäten nicht mitmachen und ich will auch nicht. Kommen Sie, Mademoiselle, sind Sie bereit?"

Einen letzten Blick wie einen giftigen Pfeil schoß die Französin auf Frau Stürmer und rauschte an ihr

vorüber die Haustreppe hinunter. Sorgfältig breitete der Ingenieur die Schlittendecke über ihre Füße. Fort stob das Gefährt.

„Mama, Mamachen, was ist dir, Mama?"

Heinz war bebend auf die Mutter zugesprungen.

„Nichts, laß mich, Kind!" ächzte Frau Stürmer und schob ihren Sohn sanft beiseite.

Mühsam stieg sie die Treppe zu Mademoiselles Zimmer empor. Alles war in schönster Ordnung: die Koffer standen leer neben dem Kleiderschrank. Eine abgekartete Geschichte also — —

Da brach die unglückliche Frau ohnmächtig zusammen.

Von nun an wurde Heinz wach und sehend. Immer und von jeher war es ja das Mitgefühl gewesen, das ihn das Sehen gelehrt hatte. Er begriff noch nicht, was geschehen war, er wußte nur, daß seine Mutter litt, und er fühlte, daß sein Vater und Mademoiselle die Schuld daran trugen. Er begann die Französin zu hassen. Sie vergalt es ihm redlich. Die Kosenamen „mon ange" und „mon bijou" waren für immer verklungen. Scharf und streng sprach Mademoiselle mit ihm, oder sie kümmerte sich überhaupt nicht um ihren Zögling. Wo sie konnte, suchte sie den Knaben bei seinem Vater anzuschwärzen: er sei ein störrisches, rechthaberisches Kind und stecke voller Tücken.

Ein loser Streich, den Heinz mit vielem Behagen ausgeheckt hatte, schien diese Annahme zu bestätigen. Eines Abends führte er Mademoiselle harmlos in den dunklen Saal unter dem Vorwande, ihr etwas Merkwürdiges zu zeigen. Als sie über die Mitte des Raumes gekommen war, fiel sie mit einem Aufschrei über eine Matratze, die Heinz mit vieler Mühe angeschleppt hatte. Zornrot und wütend schleifte sie den kleinen Sünder zum Papa, und Heinz erhielt auf der Stelle eine gewaltige Tracht Prügel.

Alles war mit einer solchen Schnelligkeit vor sich gegangen, daß Frau Stürmer wie betäubt dasaß.

„Aber Fritz," sagte sie beklommen, „laß es doch endlich genug sein, es war ja nur ein dummer Kinderstreich. Auf der Matratze kann Mademoiselle unmöglich Schaden genommen haben."

Aber in blinder Wut hieb der Ingenieur auf den Knaben ein, ohne zu sehen, wohin er traf. Heinz hielt sich schützend die Ellbogen vors Gesicht.

Frau Stürmer war aufgesprungen, sie fiel ihrem Manne in den Arm.

Da traf sie ein Stoß. Erbleichend taumelte sie zurück.

Die Augen Mademoiselles funkelten unstet wie die Lichter eines Raubtiers.

„Es ist weit mit uns gekommen, Fritz," sprach Frau Stürmer mühsam, „und ich weiß, wem ich das verdanke . . ."

Sie sollte Mademoiselle noch mehr zu verdanken haben. Ganz allmählich fühlte sie sich in ihrem eigenen Hause übersehen und an die Wand gedrückt. Eine Aussprache nach der anderen, die sie mit ihrem Manne herbeiführte, blieb völlig wirkungslos. Es war, als sei der Ingenieur seiner Frau gegenüber taub und blind geworden. Nur für die Französin hatte er Augen und Ohren.

Und Mademoiselle spielte ihre Rolle gut. Vor der wachsenden Abneigung Frau Stürmers suchte sie Schutz bei dem Ingenieur. Sie war das arme, mißverkannte Lamm, das unter den Launen und Verkehrtheiten der verwöhnten Hausfrau zu leiden hatte. Sie war die zarte Mädchenblume, die unter der Gewalt einer aufkeimenden Leidenschaft zusammenbrach, welche sie nicht ganz zu beherrschen vermochte. Die zerrissene Seele war sie, die vor dem zu fliehen suchte, zu dem es sie dennoch mit Übermacht hinzog. Ja, Mademoiselle spielte ihre Rolle sehr gut. Eine routinierte Komödiantin hätte es nicht besser machen können. Vielleicht glaubte sie endlich selber, was sie spielte.

In tiefdumpfer Verzweiflung fühlte Frau Stürmer, wie ihr der Boden unter den Füßen dahinschwand. Niedergezwängt von stumm getragener Qual, wurde sie matt und kraftlos. Nichts war in der müden Welt, als das stumpfe Grauen, der immer wache Zweifel. Viele Nächte lag sie wach und grübelte und würgte an ihrem Leid. Es war ja nicht möglich, so weit konnte sich ja ihr Mann nicht vergessen! Wie nach letzten Schwingungen des Glücks griff sie haltlos und mit fiebernden Händen ins Leere. Was sie zu fassen bekam, war immer nur ihr Kind.

Heinz gehörte zu ihr in dieser schweren Zeit. Trotzig und hochmütig sah er mit den klaren Kinderaugen der Französin und seinem Papa gerade ins Gesicht. Sein Benehmen trug ihm Schelte und Schläge ein — er biß die Zähne zusammen und duldete schweigend. Sollte er seiner Mutter Kummer durch seine Klagen vermehren? Wäre der Ingenieur jetzt einer inneren Größe fähig gewesen, er hätte die Haltung seines Kindes achten müssen. Ihn aber beseelte nur eine einzige Leidenschaft, und diesen Rausch wußte Mademoiselle vermittels seiner Eitelkeit zu nähren und zu steigern.

Eines Tages hatte Mademoiselle den Ingenieur mit einer französischen Speise, deren Zubereitung sie geleitet, überrascht. Es traf sich gerade, daß Frau Stürmer leidend war und zu Bette lag.

Stürmer war entzückt; er schlug Mademoiselle vor, den Haushalt zeitweilig ganz zu übernehmen. Seine Frau sei ohnehin kränklich.

Mademoiselle errötete und lächelte glückselig. Madame werde wohl damit nicht ganz einverstanden sein, meinte sie bescheiden.

Das wolle er doch sehen! brauste der Ingenieur auf, vorläufig sei er ja noch Herr im Hause.

Heinz saß mit staunenden Augen dabei. Die Speise, die der Vater so überschwänglich lobte, rührte er nicht an, obwohl er großen Hunger hatte.

Nach Tisch küßte der Ingenieur Mademoiselle galant die Hand.

Frau Stürmer hatte bald nichts mehr im Hause zu sagen. Mademoiselle machte sich mit vieler Geschäftigkeit in der Wirtschaft zu tun. Die Schlüssel hatte der Ingenieur seiner Frau einfach abgefordert. Sie solle sich glücklich schätzen, wenn ihr ihre Pflichten von einer gesunden und jüngeren Kraft abgenommen würden.

Es kam, wie es kommen mußte. Mademoiselle wurde Stürmers Geliebte. Ihr scheinbarer Widerstand war endlich gebrochen.

Zum ersten Male fiel das Wort Scheidung von Frau Stürmers Lippen.

Was sie erhofft hatte, traf nicht ein. Stürmer erklärte sich durchaus dazu bereit. Er hatte auch keinen Augenblick gezögert.

Jetzt brach die arme Frau vollends zusammen. Die Wucht der moralischen Keulenschläge hatte sie ganz und gar betäubt. Das Unglaubliche, es war Wirklichkeit geworden. Sie war noch aus der alten Zeit; im Zwange der alten Anschauungen war sie groß geworden. Mit einer schweren Scheu pflegte man in ihren Verwandtenkreisen das Wort „Scheidung" auszusprechen. Wo sollte sie hin? Bei den älteren Verwandten war kein Raum für sie. Ihr einziger Bruder Hans hatte vor kurzem geheiratet.

Langsam und grausam war ihr Gefühl ertötet worden. Einer großen Leidenschaft war sie vielleicht niemals fähig gewesen, aber sie hing an ihrem Manne, und sie war stolz auf ihn. Was sollte nun werden?

Ratlos, verlassen stand sie da. Sie beging den Fehler, sich an Stürmer zu klammern. Sie wollte ihr Heim, sie wollte ihn nicht verlassen.

Es kam zu furchtbaren Auftritten. Heinz schauderte oft in sich hinein. Er sah die Mutter in Weinkrämpfen, er hörte die drohende Stimme seines Vaters, hörte das

brutale Zuschlagen von Türen und floh wie gehetzt aus dem Hause.

Sein Unterricht war ins Stocken gekommen. Niemand kümmerte sich mehr um ihn. Anfangs wagte er noch nicht an dieses Glück zu glauben; so fand er sich um die gewohnte Stunde bei seiner Mutter ein. Wie abwesend saß die Mutter da und starrte mit verglasten Augen ins Leere. Leise schlich sich Heinz zu ihr heran und küßte sie auf die Wangen. Sie schien es nicht einmal zu fühlen.

Da zog er sein Mäntelchen an und ging in den Garten. Frühling war es geworden, Märzwinde wehten; unter dem Schnee mußten die ersten Schneeglöckchen stehen. Heinz scharrte und grub, — endlich hatte er einen Strauß der lieblichen Blüten beisammen und brachte sie freudestrahlend der Mama.

Er legte ihr die Blumen still in den Schoß. Sie schluchzte heiser auf vor Qual und bedeckte ihn mit Küssen.

„Wir haben kein Heim mehr, mein armes Kind!" stöhnte sie. „Fremd sind wir geworden daheim. Man jagt uns hinaus . . ."

Heinz grübelte lange über diese seltsamen Worte nach. Die Mama mußte wohl krank sein. Wer durfte sie denn hinausjagen? Das konnte ja gar nicht sein. Er war ganz erschüttert. Und gerade darum und um sein Gefühl zu verbergen, spitzte er den Mund, steckte zwei Finger hinein und brachte einen gellenden Pfiff hervor.

„Ich kann grad' so gut pfeifen wie der Hirt Archip, Mama," prahlte er, „der Papa kann's lange nicht so schön."

Die Mama seufzte gequält und wandte sich ab.

Von nun an ward Heinzens Freiheit ohne Grenzen. Felder und Wiesen, Wald und Tal nahmen den einsamen Knaben auf und drückten ihn an das pochende Herz alles Lebens. Was er an Bücherweisheit verlor, das gab ihm die reiche Mutter Erde tausendfältig wieder.

Seine Instinkte schärften sich. Sein Gehör und sein Feingefühl für Zustände anderer wurde in der duftigen Stille des leise atmenden Waldes erst recht geheimnisvoll lebendig. Er ahnte mit traumhafter Sicherheit mehr von den Wirrnissen daheim, als er begriff.

Manchmal streifte er stundenlang ziellos im Waldesdickicht umher, oder er lag lang ausgestreckt im Grase und blinzelte nach den hohen wiegenden Baumwipfeln empor. In aller Morgenfrühe schon schlich er sich vorsichtig ins Freie hinaus. Wie glänzte da alles vor Nebel und Sonnendunst! Welche Klarheit ruhte über dem See! Verträumt konnte Heinz in einer Pfütze sein eigenes Spiegelbild betrachten, das ihm so ernsthaft entgegenblickte. Dann warf er übermütig einen Stein hinein, und erschrocken fuhr das Bild im Wasser auseinander.

Er schloß Freundschaft mit dem Hirten Archip und kannte bald die ganze Herde. Er wärmte sich an seinem Kohlenfeuer und teilte sein kärgliches Mahl. Die Pferdejungen Wanjka und Timoschka wurden seine Kameraden. Mit Wonnejauchzen galoppierte er auf den mageren Arbeitsgäulen, deren Rückgrat scharf und schneidend gegen seinen Körper stieß, über die Ebene dahin. Oft vergaß er zum Mittagsessen rechtzeitig nach Hause zu kommen und saß mit in der Küche am Gesindetisch. Da drinnen im Hause wurde er ja nicht mehr vermißt, und die Kohlsuppe und die schwarze Buchweizengrütze mundeten ihm köstlich. Nach der Mahlzeit vollführte er dann wohl zum Gaudium der Leute einen rasenden Kosakentanz.

Die Dienstboten waren mitleidig und gut zu ihm. Tönte des Vaters rascher Schritt durch die Korridore, so zogen sie den Knaben hastig beiseite, denn auf freundliche Worte durfte ja Heinz von seinem Papa nicht mehr rechnen. Der Ingenieur ging einher wie ein gereizter Löwe. Alles, alles im Hause hatte sich verkehrt.

Das Allerschlimmste stand noch bevor. Frau Stürmer hatte sich brieflich um Rat und Hilfe an ihren Bruder

Hans und an eine Freundin gewandt. Beider Antworten stimmten in einem Punkte genau überein: sie dürfe nicht zur Scheidung gezwungen werden, denn die Schuld lag ja nicht auf ihrer Seite.

Damit waren Stürmers Pläne durchkreuzt und zunichte geworden. Ein leiser Triumph mochte wohl durch seiner Frau Worte hindurchgeklungen haben, genug, sie bestand fest auf ihrem Entschluß, sich nie und nimmer scheiden zu lassen. Seine Wut kannte keine Grenzen mehr. „Wenn du nicht freiwillig gehst, so werde ich dich zum Gehen zwingen!" schrie er heiser vor Zorn und Enttäuschung.

Nun hatte ihre Leidenszeit den Höhepunkt erreicht. Stürmer schreckte nicht vor niedrigen Mitteln zurück, um ihr daheim den Aufenthalt unerträglich zu machen. Mademoiselle stand ihm dabei getreulich zur Seite. Frau Stürmer wurde gemütskrank. Jeden Morgen mußte sie sich nach einer angstvoll durchwachten Nacht erbrechen. Eine Verzweiflung, die an stumpfen Wahnsinn grenzte, hatte sie gepackt. Gab es denn nirgends Rettung, nirgends Vergessen, wenn auch nur auf eine einzige armselige Stunde?

Und eines Tages entdeckte Heinz, daß seine Mutter nach Kognak roch. Sie war zärtlich, fast übermütig lustig, und er begann sich vor ihr zu grauen.

Jeden Abend kam die Köchin Akulina heimlich zu Frau Stürmer ins Schlafzimmer geschlichen und trug eine Flasche unter der Schürze versteckt. Dann lächelte die Mama ein herzzerreißendes gieriges Lächeln, und in der Nacht hörte Heinz sie mit sich selber reden, wirres unzusammenhängendes Zeug, er hörte sie heiser auflachen, und mitunter hörte er sie lange gluckfende Schlucke nehmen.

Seine Mutter hatte angefangen, Branntwein zu trinken.

Heinz schüttelte ein Ekel. Was sollte er tun? Wem durfte er seine Not klagen? Wie vor dem Vater, so

begann er sich jetzt vor der Mutter zu fürchten. Er wurde blaß und still.

Nun geschah es, daß er auf einen rettenden Gedanken verfiel. Die Leute gingen Sonntags in die Dorfkirche, dort beteten sie um alle Dinge, die sie brauchten. Warum sollte er nicht auch tun wie sie? Vielleicht half der liebe Gott, denn in seinem Hause war er gewiß gnädiger gestimmt als sonstwo. Und Heinz hatte bisher vergeblich gebetet.

Er schloß sich also der Köchin Akulina an und sagte: „Du, ich will heute mit in eure Kirche!"

Sie sah ihn verwundert an. „Nu, warum denn nicht?" sprach sie befriedigt. „Unsere Kirche ist gut und kann niemandem schaden."

Sie wanderten selbander die Dorfstraße entlang. Heinz hatte sein Sammetröckchen angezogen. Ihm war seltsam feierlich zumute. Die dicke Akulina strahlte vor Freude an dem schönen Jungen, der nicht zu stolz war, mit ihr in die Kirche zu gehen. Also waren diese eingewanderten Deutschen nicht ganz verlorene Heiden!

In Scharen strömten festlich gekleidete Kirchgänger die Straße hinauf. Burschen in roten Kattun- oder Seidenhemden, mit schwarzen Sammethosen, die in hohen Schaftstiefeln steckten, die Mütze oder den runden mit Pfauenfedern geschmückten, randlosen Hut verwegen aufs Ohr gestülpt, — Mädchen und Frauen in roten Sarafanen, seidene bunte Tücher oder farbige Glasperlenketten um den Hals geschlungen, Männer und alte Weiber, Kinder und Greise.

Die Kirche stand auf einer Anhöhe, mitten auf einem freien Platz am Ende des Dorfes. Grün waren die zwiebelförmigen Kuppeln, weiß die Mauern, und golden flimmerten die Kreuze im Sonnenschein.

Schüchtern drängte sich Heinz neben Akulina in den dämmernden Raum. Alles glänzte vor Gold und frisch gemalten Heiligenbildern. Ein schwerer Weihrauchduft erfüllte die Luft.

Heinz wäre so gern in der letzten Reihe stehengeblieben, — das war aber nicht nach Akulinas Sinn. Sie, eine herrschaftliche Köchin, gehörte gewiß nicht unter die Lumpen und Bettler! Auch sollte man Heinzens Sammetanzug gehörig bewundern können. Sie schob ihren kleinen Herrn resolut in die vorderste Reihe, blieb neben ihm stehen und begann sich geschäftig zu bekreuzigen.

„Das mußt du auch tun!" raunte sie ihm zu.

Der Pope, im goldverbrämten Ornat, trat vor den Altar. Ein Weihrauchfaß schwenkend, begann er seine Litanei. Verwundert hielt er einen Moment inne. Er hatte die Heidenbrut, den deutschen kleinen Herrensohn entdeckt. Nun, dem wollte er's zeigen! Respekt sollte der kriegen vor der russischen Kirche! Er schöpfte tief Atem — mit hoch erhobenem näselnden Ton sprach er dröhnend weiter.

Das Volk fiel in die Knie und begann unter stetem Kreuzeschlagen die Stirnen gegen die Steinfliesen zu stoßen. Es war ein überwältigender Anblick. Heinz stand totenblaß, er wagte sich nicht zu rühren.

Akulina zupfte ihn am Kittel. „Herunter auf die Knie!" murmelte sie.

Heinz sank in die Knie. „Lieber Gott, lieber Gott," flüsterte er, „Mama soll keinen Branntwein trinken, ach lieber Gott, so hilf doch!"

Verzweifelt schlug er die Stirn an den Boden, einmal, zweimal, zehnmal. Plötzlich packte ihn ein Entsetzen, — die anderen ringsum waren aufgestanden, nur er allein, er kniete noch immer. Die Bauersleute stießen sich an und kicherten. Da schnellte Heinz empor, er sah mit einem verlorenen Blick ratlos um sich — überall dasselbe, halb gutmütige, spöttisch-verwunderte Grinsen — — er hob die Arme aufwärts und stürzte in wilder Flucht hinaus aus der Kirche.

Ein Scharren und Stampfen, ein schwirrendes unterdrücktes Gelächter schallte hinter ihm drein. Er hörte

und sah nichts mehr. Wie ein gehetztes Wild floh er nach Hause, nicht über die Dorfstraße, nein, auf einem Waldpfade hinter den Stallungen und Feldern der Bauern.

Erschöpft und keuchend hielt er vor der Gartenpforte. Sein Herz hämmerte zum Zerspringen, sein Gesicht war tränennaß. So lief er der Mama geradewegs in die Arme.

Sein Anblick rüttelte Frau Stürmer aus ihrer Apathie. „Aber Heinz, wie siehst du aus?" sprach sie matt.

Nun war's mit seiner Kraft zu Ende. In seinem Elend warf er sich der Länge nach auf den Boden nieder und stieß schluchzend hervor: „Ich . . . ich — war in der Kirche, und ich hab' Gott gebeten, daß du keinen Branntwein mehr trinkst, aber es hilft ja alles, alles, alles nichts, du tust es ja doch wieder, und . . . und es war so schrecklich, und alle haben mich ausgelacht . . ."

Was war es da, was plötzlich neben ihm niederglitt auf den harten Kies? Wessen Stimme klang so eigen, so zerbrochen und fremd? Was fielen da für heiße Tropfen auf seine Wangen, seine Hände?

„Heinz, ach mein liebes, liebes Kind, kannst du mir vergeben, Heinzchen? Eine schlechte Mutter bin ich dir gewesen, aber ich hab' ja nicht mehr gekonnt . . . sei ruhig, Heinz, mein Liebling, deine Mama wird nie mehr Branntwein trinken, nie mehr, nie mehr!"

So hatte der liebe Gott dennoch geholfen!

Es kam nun eine trübere, stillere Zeit, eine Zeit, an die Heinz manchmal gern zurückdachte. Er hatte seine Mama wieder lieb, und sie liebte ihn. Akulina brachte keine Flasche mehr unter ihrer Schürze ins Schlafzimmer.

Aber bei den Gutsnachbaren fing ein böses Gerede an. Man schien den Ingenieur und Mademoiselle nicht mehr zu kennen. Für Frau Stürmer dagegen regnete

es Einladungen. Man schickte einfach Pferde und Wagen nach ihr und ließ sie mit Heinz abholen.

Und dann kam ein wunderlicher Tag. Die Mama war ganz still und ruhig geworden. Sie packte ihre und Heinzens Sachen in große, große Koffer.

„Wir müssen fort, mein Kind!" hatte sie gesagt. Nichts weiter.

„Wohin denn, Mama?"

„Das weiß ich noch nicht. Entweder zu Onkel Hans nach Südrußland oder zu Tante Fredegunde."

Und es kam ein anderer Tag. Da stand ein fremder halbverdeckter Mietswagen vor der Haustür, und die Koffer wurden aufgeladen. Die Mama lehnte im Reisemantel an der Tür und weinte. Heinz wurde von der schluchzenden Nianja angekleidet.

Er war betäubt. Mit einem Male aber fand er sich weit weg, drüben in der Fabrik, und er sah die stampfenden Kolben, er sah die wirbelnden Räder, er hörte das Dröhnen und Rasseln der arbeitswütenden Maschinen.

Wie aus einem fernen rötlichen Dunst tauchte die Gestalt seines Vaters vor ihm auf, und er hörte seine Stimme langsam sagen: „Leben Sie wohl, Frau Stürmer, und möge uns beiden die Zukunft bessere Tage bringen!"

Da schrie Heinz gellend auf: „Papa, Papa, lieber Papa!"

Ein paar wilde Arme hatten ihn hochgehoben und preßten ihn stürmisch an seines Vaters Herz.

„Mein Junge, du mein Junge, vergiß deinen Papa nicht ganz, und vergib ihm. Kann ich dir etwas mitgeben, Heinz, nimm was du willst, . . . nimm alles!"

Papas Körper ward vor krampfhaftem Schluchzen geschüttelt. Der Papa — weinte . . .? Konnte der Papa denn weinen?

Heinz stand starr und blaß. „Ich will Nicki!" sagte er tonlos. „Nicki soll mitkommen."

Und Nicki in einem winzigen Vogelbauer im Arm

fest an die Brust gedrückt, rasselte Heinz mit seiner Mama hinaus in die weite Welt, in das große, feindliche, furchtbare Leben!

Viertes Kapitel.

Die Welt war groß, viel größer, als Heinz sie sich gedacht. Die Welt war tief und reich und bunt, voller Rätsel, voller Überraschungen und Wunder.

War es denn möglich, daß es so viele Wälder gab? Immer einen Wald hinter dem anderen? Wenn das Auge bis an die Horizontlinie hinausspähte und dem rollenden Wagen neugierig vorauseilte, so öffnete sich, sobald die dunstig blaue Ferne endlich, endlich zur Nähe geworden war, wieder eine neue Fernsicht und immer so fort.

Heinz wurde vom vielen Schauen und Wundern endlich schläfrig und nickte über seinem Käfig ein.

Und nach vielen, vielen müden Stunden kam eine große Stadt, die Gouvernementsstadt Orel. Mühsam riß Heinz die Augen auf und staunte. Das war ja eine neue Art von Wald, — — ein Wald von Steinen! Steinerne Häuser, Mauern von Stein, steingepflasterte Straßen, und Menschen mit steinernen Gesichtern! Trauriges, einförmiges Glockengeläute, schwarzgekleidete Männer und langsam daherschreitende feierliche Prozessionen! Schwarze Särge schwankten auf den Schultern der Träger dahin, manchmal zwei, drei hintereinander.

Fast in jeder Straße wurden Särge vorübergetragen. Waren denn so viele Menschen gestorben?

„Kutscher, hör, Kutscher!" rief Heinz ängstlich. „Sterben immer so viele Menschen in der Stadt?"

Der Fuhrknecht wandte sich seufzend herum.

„Das ist die verfluchte Cholera, junges Herrchen, die rafft die Menschen hin wie die Fliegen. Täglich

sterben fünfzig oder auch hundert. Wer kann sie zählen?"

Sie hielten vor einem großen Hause. „Hotel St. Petersburg" las Heinz über dem Portal.

Blasse Kellner in schwarzen Fräcken huschten gespensterhaft hin und her. Die Mama sprach mit einem Manne in Livree. Dann stieg sie mit Heinz viele breite, teppichbelegte Treppen empor.

Ein Zimmer mit einem Bett und einem roten Plüschdiwan wurde aufgeschlossen. Traurig sah das Zimmer aus und düster. Die Mama ließ etwas zu essen bringen; Mutter und Kind aßen wenig und schweigsam. Für Heinz war das Bett auf dem Diwan bereitet worden.

Nicki saß traurig und verängstigt in seinem engen Käfig. Heinz goß ihm noch frisches Wasser in sein Näpfchen, wünschte der Mama eine gute Nacht, legte sich nieder und schlief ein.

In der Nacht erwachte er vor Schmerzen und Übelkeit. Ihm war sehr schlimm zumute, ehe er Zeit hatte, sich zu besinnen, mußte er erbrechen.

Die Mama war sofort aus dem Bett und zündete Licht an. „Heinzchen, was ist?"

„Ach Mama," ächzte er, „bitte, bitte, sei nicht böse — das Sofa . . . ach, ich konnnte ja nicht, es kam so schnell!"

Wütend schrillte die Klingel durch die Stille der Nacht. „Einen Arzt!" rief die Mama, „schnell einen Arzt! Das Kind ist krank!"

Der Doktor kam, ein kleiner, krummbeiniger Mann mit einer Hakennase.

„Ein Cholerineanfall, gnädige Frau, ich rate Ihnen, die Stadt so bald als möglich zu verlassen."

Merkwürdig! Die Mama schalt gar nicht, und der schöne rote Diwan war doch gründlich verdorben.

Zwei Tage später saßen Frau Stürmer und ihr Kind in einer Postchaise und fuhren weiter. Heinz fühlte sich besser, nur noch etwas schwindlig.

Ah, wie tat das wohl, wieder Wiesen und Wälder zu sehen! Heinz sog die warme Sommerluft ein wie Balsam. Die große Stadt hatte ihm keinen freundlichen Empfang bereitet.

„Wohin fahren wir nun, Mama?"

„Zur Tante Fredegunde, in ein stilles Städtchen. Der Onkel ist dort Doktor."

Heinz ließ die Lippe hängen. „Ist dort auch Cholera?" fragte er wehmütig.

„Nein, mein Kind; versuch zu schlafen. Ich werde deinen Nicki schon halten."

Heinz sah die Mama von der Seite an. Sie war so blaß, und immer wieder rollte eine Träne über ihre Wange. Ganz langsam kam die Träne geschlichen, zögernd und widerwillig, — war sie aber über die halbe Wange gekommen, so stürzte sie durch einen Stoß des Wagens gewaltsam ab und sprang dann Nicki auf das scheue Köpfchen.

Heinz seufzte schwer und dachte an daheim. Ob seine papiernen Götterfiguren mit eingepackt waren? Er hatte sie alle, um Raum zu sparen, in die größere Höllenschachtel getan. Deswegen gehörten sie ja nicht notwendig in die Hölle. Ob wohl aber Mademoiselle in die Hölle kam? Sie war gewiß reichlich böse gewesen. Aber er hielt es für ratsam, die Mama nicht darnach zu fragen.

Schweigsam ging die Fahrt weiter. Heinz schlief mitunter ein. Sie kamen an vielen Poststationen vorbei, dann wurden frische Pferde vor den Wagen gespannt, und einmal saß ein neuer Kutscher auf dem Bock.

Der Himmel war wolkenschwer, die Wälder standen schweigsam und reglos, das Leben rann zu Traum hinüber . . .

Durch nebelspinnende graue Dämmerung leuchteten winzige rote Lichter, der Wagen stolperte über tückisches Pflaster. Wie weiße Nacht lag der Nebel in den engen Straßen.

Brr, der Postwagen hielt. Schwerfällig stieg der Kutscher vom Bock. „Hier ist das Haus des deutschen Doktors!" brummte er verdrossen. Ach, wie war Heinz müde!

Die Haustür tat sich auf. Eine majestätische Dame stand auf der Treppe des langgestreckten Hauses.

„Liebste arme Marie, sind Sie es wirklich?"

Das war die Tante Fredegunde, Heinz erinnerte sich ihrer wohl. Vor zwei Jahren war sie in Alexandrowka gewesen. Die Freundinnen hielten sich umarmt, die Mama schluchzte.

„Nun, Heinz, mein Junge, willkommen! Was trägst du denn da für einen Käfig? Wie groß du geworden bist, aber blaß siehst du aus!"

„Er ist krank gewesen, Fredegunde, ein Cholerineanfall, aber ordentlich desinfiziert. Alles, alles mußte auch zusammenkommen!"

„So, nun aber schnell herein, Menschenkinder, — das ist der Marel, das ist der Karl, und das ist Evchen."

Drei Kindergestalten streckten Heinz neugierig ihre Hände entgegen. Hinter ihnen stand ein kleiner bebrillter Mann mit gerunzelter Stirn, die Hände in den Rocktaschen.

„Ich kann euch die Hand nicht geben," erklärte Heinz ernsthaft, „ich muß ja den Nicki tragen."

„Ach, ein Eichhörnchen! Ist es zahm? Sieh, wie es guckt!"

„Du, was kostet denn der? Ich will dir meinen Silberrubel dafür geben. Er ist ganz blank und neu."

„Nicki wird nicht verkauft. Der gehört mir ganz allein." Heinz preßte das Vogelbauer trotzig an die Brust. Übrigens wurde er schnell gut Freund mit den Doktorskindern.

Max, der Älteste, ein blasser Knabe, hatte lange ungelenke Glieder und konnte laufen wie ein Windhund.

Der neunjährige Karl war dick und zufrieden. Er liebte seine Mama zärtlich und wußte ihr immer etwas

Nettes zu sagen. Am meisten aber gefiel Heinz die kleine achtjährige Eva, ein zierliches Prinzeßchen mit blondem Haar und kohlschwarzen Augen. Wenn sie Heinz gebeten hätte, ihr Nicki zu schenken, so fühlte er deutlich, er würde ihr nicht widerstehen können. Glücklicherweise bat sie ihn nicht.

Der Doktor war ein beweglicher Mann mit einer scharfen Brille auf der Nase, einem gewaltigen Schnauzbart und einem fürchterlich schnarrenden R. Er sah aus wie ein kleiner Bismarck, und er war Sachse.

„Daß dich das grrraue Mäuslein baißt!" wetterte er so grimmig hervor, daß Heinz anfangs zusammenschrak. Nur nach einem Blick in die gutmütigen Augen des Doktors fand er seine Sicherheit wieder. Er mußte hell auflachen.

„Waißt du, wie man das Fürrrchten lernt?" schrie ihn der Doktor an.

„Nein!" rief Heinz lachend, „und ich will's auch gar nicht lernen."

„Brrravo, mein Sohn! Aus dir gann was Rrrechtes werden!"

Die Tante Fredegunde und die Mama saßen oft beisammen und hatten sich viel zu erzählen.

Die Mama weinte, und die Tante Fredegunde schlug in dicken Gesetzbüchern nach. Sie wurde sehr von der Mama bewundert, denn sie sei gescheiter, meinte Frau Stürmer, als ein Advokat.

Allmählich begann Heinz an den Unterrichtsstunden von Max und Karl teilzunehmen. Bald gab die Mama den Unterricht, bald die Tante Fredegunde.

Eines Morgens hörte Heinz ein Gespräch zwischen den beiden Frauen.

„Nun, liebe Marie, haben Sie sich's überschlafen? Ich meine, wir kommen einander entgegen. Sie bleiben das Jahr über hier und übernehmen vier Lehrstunden täglich. Heinz kommt dann mit unseren Jungen in

die Quarta des Gymnasiums, und so bliebe Ihnen später nur Evchen und die Präparation mit den Jungen."

Die Mama wurde rot und blaß. Endlich sagte sie: „Liebste Fredegunde, tausend Dank, ich glaube, ich muß doch zu meinem Bruder. Meine Schwägerin wird mich gerade brauchen können. Sie wissen ja, sie erwartet ihre Niederkunft."

„Wie Sie meinen, liebste Marie."

Heinz schien es, als sähe die Tante enttäuscht aus. Ein paar Tage später saß sie in einem Pudermantel vor dem Spiegel und ließ sich die üppigen rotblonden Haare frisieren. Ein wunderschönes hellviolettes Seidenkleid bauschte sich in weiten Falten um ihre üppig-majestätische Gestalt.

Die Kinder umstanden sie voll ehrfürchtiger Bewunderung. „Gehst du zum Adelsmarschall zur Visite, Mama?"

Die Tante nickte. Mit dem Puderquast betupfte sie Stirn und Wangen und strich mit einem Kohlenstifte längs den Augenbrauen hin.

„Das schöne Kleid!" seufzte Evchen ganz verzaubert.

„Nein, die schöne Mama!" rief Karl triumphierend.

„Nun, was ist denn eigentlich schöner, das Kleid oder die Mama?" fragte Tante Fredegunde lächelnd. Die Kinder schwiegen. Da rief Heinz mit blitzenden Augen: „Alle beide sind wunderschön, aber immer ist Tante Fredegunde noch ein bißchen schöner als ihr Kleid!"

„Da seht ihr's!" sagte die schöne Frau lachend, „so zieht man sich aus der Affäre. Heinz, du wirst ja ein richtiger Schwerenöter."

Heinz gefiel es gut im Doktorhause. Daher war er betrübt, als der Reisewagen vier Wochen später wieder vor der Tür stand. Nicki hatte sich erholt. Aus einem größeren Käfig mußte er nun wieder genommen und in sein kleines Reisebauer gesperrt werden. Ängstlich blinzelte er mit den Äuglein.

Diesmal wurde es eine lange, lange Reise. Heinz sah Dinge, die er bisher nur aus Büchern kannte. Zum ersten Male lernte er eine Eisenbahn kennen. Anfangs staunte er, dann aber fand er sich merkwürdig schnell damit zurecht, und es machte ihm Freude, in so ungeheurer Geschwindigkeit auf den glatten blanken Schienen in das Unbekannte hineinzudröhnen. Das war ja beinahe so schön wie das Schlittschuhlaufen! Stundenlang stand er am Coupéfenster und schaute hinaus. Wie die Telegraphenstangen flogen! Wie die Bäume im Walde sich umeinander zu drehen schienen im kreisenden Tanze! Wie die armseligen Dörfer und Ortschaften in gespensterhafter Schnelligkeit auftauchten, einen Augenblick zu ruhen schienen und wie ein Traumbild verschwanden! Wie die schweren schwarzen Rauchwolken der Lokomotive an dem Fenster vorüberwirbelten in dunklen breiten Massen oder auseinandergezerrt wurden in wehenden helleren Fetzen! Und wie köstlich und geheimnisvoll sprühte ein goldener Funkenregen nachts an dem Zuge vorbei, als seien die Sterne selbst auf die Erde gekommen und zuckten wie dahinstiebende Pfeile in blitzenden Strichen durch die laue dunkle Nachtluft!

Die Geschwindigkeit der Bewegung, zu welcher Heinz nichts beitragen konnte, erfüllte ihn mit einem heißen Drang nach Selbsttätigkeit. Ach, jetzt nur einmal auf seinen stählernen Schuhen über das Eis sausen zu dürfen! Er drückte den Kopf in die Polster und schloß die Augen. Und siehe, die gedrückte Luft des Waggons verwandelte sich in reine klare Winterluft, — vor sich sah er eine unermeßliche blanke Eisfläche, über sich einen leichtbewölkten Himmel, weit, weit in der Ferne blauende Tannenwälder. Und er sauste, sauste auf seinen Stahlschuhen dahin, er hörte das schwirrende Klingen des Eises, er empfand in Traum und Rausch die Wonne der Daseinsfülle, die ihm Vergangenes und Fernes zur lebendigen Gegenwart gestaltete, empfand und fühlte eine neue gesteigerte Lebenskraft. Zum ersten Male

war ihm diese eigen wirkende Fähigkeit zum Bewußtsein gelangt. Er konnte also sein, wo er wollte, auch wenn er nicht dort war, er konnte erleben, was er wollte und wie er wollte. Sobald es ihm gefiel, war er daheim in seinen Wäldern, er saß nicht in dem schütternden Zuge, der ihn immer weiter fortführte, immer weiter fort. Wozu sollte er da Heimweh haben? War er nicht überall daheim?

In der Seligkeit dieses neuen Bewußtseins lachte er laut auf und sah mit hellen erwachten Augen um sich.

„Was ist dir, Heinz?" fragte die Mama.

„Mir hat so schön geträumt!" sagte er glückstrahlend, fügte aber gleich hinzu: „Geschlafen hab' ich aber nicht, Mama."

„Närrchen du! Gewiß hast du geschlafen, du weißt es nur selber nicht."

Heinz schüttelte den Kopf, das wußte er besser.

Um das Experiment zu wiederholen, versuchte er es gleich noch einmal, sich auf das Eis zu versetzen. Es ging aber nicht mehr, und ihm ward bange. Ja so, er mußte ja die Augen schließen.

Der Zug verlangsamte sein donnerndes Rollen — jetzt hielt er. „Charkow!" hörte man die Stimme des Schaffners. „Zwanzig Minuten Aufenthalt!"

Ein Drängen und Schieben, aufgeworfene Türen, schimpfende, keifende Stimmen. Heinz krauste die Stirn und zog die Augenbrauen zusammen. Er empfand die Störung wie einen physischen Schmerz. Nichts sehen, nichts hören wollte er, nur allein sein, daheim, auf dem spiegelblanken Eise. Flirrende, zerrissene, spukhafte Augenblicksbilder zuckten auf, — kein Ganzes wie vorhin. Eine fette Stimme sagte neben ihm: „Hier ist ja noch Platz!" Er fühlte ein schweres Gewicht, das sich krachend auf dem Sitz neben ihm niederließ. Zornig blinzelte er durch die fast geschlossenen Augenlider.

„Und wohin fahren Sie?" fragte die Stimme vertraulich.

Die Mama antwortete. Die Stimme stöhnte und ächzte und fragte wieder — — zerronnen der selige Traum!

Es kamen noch mehr Passagiere. Heinz war todunglücklich. Wie einem Vogel, der soeben das Fliegen gelernt, war ihm zumute gewesen. Jetzt war er gefangen.

Mit allen Kräften wehrte er sich. Er strengte sich so sehr an, daß es in ihm zu summen schien, wie kleine kreisende Räder. Er fühlte das Schwirren und Schnurren ganz deutlich, es kam aufwärts — von den Füßen stieg es in die Knie und immer höher und höher — — und jetzt — jetzt stand er mit dem Papa und der Mama in der Fabrik daheim und durchwanderte einen Raum um den anderen, lange, lange. Der Hochofen glühte und spie seine Erzmassen aus, Dampf und Qualm und roter Dunst ringsum — — ein Rattern und Dröhnen — wieder ging der Zug.

Zuviel des wüsten Lärms! Zuviel des Getöses! Zurück in die Stille, — hinein in den leisen säuselnden Wald, wo die Bäume horchen und verstehen, wo die Quellen singen, wo die Sonnenstrahlen hüpfen und tanzen, wo das Schweigen träumt und die Sehnsucht stille wird!

Nur unbewußt und unklar empfand Heinz diesen Waldeszauber, dennoch aber sah er sich tatsächlich im Walde, er hörte das Prasseln von Archips Feuerlein. „Die Kartoffeln sind schon gar, junges Herrchen," brummte der alte Hirt, „und wie die Pilze brodeln! Verbrenn dir den Mund nicht."

Der Wald rauscht . . . Baumwipfel schwanken leise, Wolken und Wölkchen ziehen und verschwimmen ineinander, lösen sich und zerfließen wieder — ja, das war zitterndes, wirkliches, wundervolles Leben!

Wie war das alles zugegangen? In der tiefsten körperlichen Ruhe hatte Heinz die geistigste lebendigste Bewegung erfahren, nein durchlebt!

„Wie fest Ihr Sohn schläft!" hörte er die Stimme sagen. „Ein schöner Knabe!"

„Ich schlafe nicht," sagte er beinahe beleidigt und sah seine Nachbarin, eine dicke, schwitzende Dame in raschelndem Seidenkleide, an. „Ich habe gar nicht geschlafen."

Himmel, war die Dame dick! Sie hatte drei Doppelkinne, eins unter dem anderen, und langfleischig herabhängende Wangen! Ihre Finger lagen über dem Leib ineinander gekrampft wie runde rote Würstchen.

Aber Heinz war selig, kam er doch eben von daheim. Ein großes, großes Geheimnis war fortan sein eigen, das wollte er auch ganz gewiß für sich allein behalten. Er hatte den unsichtbaren Zauberstab, der ihm Fernes nahebrachte, den goldenen Schlüssel nannte er sein eigen, der ihm Vergangenes erschloß, und er hatte ihn zu brauchen gelernt. Oh, wie wollte er ihn hüten!

Wie viel schöner und heimlicher war es, mit Archip in süßer fauler Ruh am Kohlenfeuer im Grase zu kauern, als hier auf den Polstern zuzuhören, wie viele Dienstmägde die Frau im Laufe eines Jahres habe entlassen müssen, und wie schrecklich sie sie alle bestohlen hätten.

„Ja, und besonders in der Cholerazeit, sehen Sie, da sind sie alle wie aus Rand und Band!" ächzte die Dame.

„Ist denn im Jekaterinoslawschen auch noch Cholera?" fragte die Mama.

Die Dicke hob beschwörend beide Hände. „Auf dem Lande weniger, die Stadt aber ist ganz verpestet. Nu ja, was wollen Sie? Die Leute sind ja wie das liebe Vieh. Rohe Gurken, unreifes Obst, alles fressen sie durcheinander — ist's da ein Wunder?"

Heinz warf einen sehnsüchtigen Blick zum Vogelbauer empor, das in dem Coupénetz schräge an die Wand gedrückt stand. Nickis kleine verkrümmte Gestalt mit den zierlichen Ohrpuscheln sah aus wie ein trübseliger Kobold und warf einen dunklen Schatten auf die Wand. Lässig bearbeitete das Eichhörnchen eine Haselnuß.

So schrecklich lange dauert's nicht mehr, armer Nicki,

dann bekommst du wieder einen großen Käfig, dachte Heinz.

Es wurde aber eine lange, lange Reise.

In Jekaterinoslaw mietete die Mama einen jüdischen Fuhrknecht. Ganz eigen war für Heinz das Gefühl, in einem großen, mit Leinwand bespannten Planwagen zu sitzen, wo man sich bequem hätte ausstrecken können und so durch die unendliche Steppe zu fahren.

Öde, weit und grau dehnte sich die Steppenfläche wie ein stilles, erstorbenes, lebloses Meer. Keine deutlich sichtbare Straße, überall karges, verbranntes Gras, überall dieselbe Einförmigkeit. Heinz war zumute, als wartete er auf etwas, auf irgendeine Unterbrechung, die in weiter Ferne endlich auftauchen müsse, aber was er sah, war nur ab und zu ein stilles Gehöft, waren weiße, von der Sonne blendend beschienene getünchte Lehmmauern, zusammengekauerte armselige Hütten, mit Stroh gedeckt, trübe und wesenlos wie verlassene Gräber.

Dafür aber dehnte sich abends der Himmel traumglühend in purpurner lebendiger Herrlichkeit über die grauen Weiten. Im Blutschein der sinkenden Sonne färbte sich die Ebene rot, allmählich verblaßten die grellen Lichter, ein leises Abendrot schien noch manchmal aufzuweinen, und müde und kalt legte sich eine dämmernde Kühle auf das Gelände. Der Tag war versunken. Fremd und geheimnisvoll stieg die Nacht auf, und wie ein großer feuriger Ball hob sich ein kupferroter Mond über den Steppensaum.

Starr schaute Heinz auf die spitzaufragenden Ohren der dahinzottelnden Pferde, auf die schmächtige, hin- und herpendelnde Gestalt des jüdischen Fuhrknechtes vor ihm, die wie ein großer gespenstischer Schatten in den Nachthimmel hineinwuchs.

Eine weiche Müdigkeit drückte dem Knaben endlich die Augenlider zu. Fest schlief er und traumlos.

Da erwachte er von einem seltsamen Gestöhn. Er

riß die schweren Lider auf und sah die verkrümmte Figur des Juden, der sich in Krämpfen zu winden schien.

„Au waih! Hat mer gepackt die Cholera, die verfluchte! Weh mir! Weh mir!"

Schauerlich klang das Winseln durch die Stille der Nacht.

Heinz rüttelte die Mama. Sie erwachte erschreckt. „Was ist Euch? Was jammert Ihr?"

„O Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs!" wehklagte der Jude und warf sich rückwärts in den Planwagen hinein, grad Heinz vor die Füße. „Hab' ich doch die Cholera im Leibe, straft mer Gott, der Gerechte vor meine Sünden!"

„Hört!" sagte da die Mama sehr bestimmt, „keinen Kopeken Trinkgeld kriegt Ihr, wenn Ihr Euch nicht zusammennehmt und schnell weiterfahrt. Hier, nehmt diese Magentropfen." Sie reichte ihm ein Fläschchen.

Das wirkte. Der Fuhrknecht goß den geringen Inhalt des Fläschchens hinunter und richtete sich wieder auf.

Es hat von jeher zwei Arten Cholera gegeben, die wirkliche und die Angstcholera. Glücklicherweise hatte Jossel die zweite.

In einer einsamen Nachtherberge verschliefen die Reisenden ihren Schreck.

Und weiter ging es am nächsten Morgen, immer weiter. Ein Städtchen mit weißen Mauern glänzte auf und verschwand. Dann kam eine breite fruchtbare Flußebene und Grün, Grün, leuchtendes, jubelndes Grün. Es waren andere Bäume als die, welche Heinz bisher gekannt, — Edelkastanien, feinblättrige Akazien, aber es waren doch wieder Bäume! Als die Mittagssonne glühend am Zenit brannte, polterte der Planwagen durch ein ausgebreitetes, kleinrussisches Dorf.

Sonnengebräunte Bauern in Leinenhemden und -hosen standen barfuß vor ihren niedrigen Lehmhütten und grüßten verwundert; halbnackte Kinder tummelten sich im Staube.

Ein weißgetünchtes Herrenhaus erhob sich aus einem grünen Dickicht, ein wenig weiter ein zweites, viel kleineres. Vor die Verandatür des spitzgiebeligen Häuschens trat mühsam eine junge blonde Frau und hielt die Hand schützend vor die geblendeten Augen.

„Mariechen, bist du endlich da?"

Die Schwägerinnen lagen sich in den Armen.

So war man am Ziel. Nun erst fühlte Heinz sich geborgen. Im Übermaß seiner Freude jubelte er: „Tante, liebe Tante Lonny, ich hab' auch mein Eichhörnchen mitgebracht!"

Fünftes Kapitel.

Gewaltsam und zäh wie die Natur Südrußlands mit ihrem glühenden Sonnenbrande, ihren furchtbaren Schneemassen — spielte auch das Leben in seinem schroffen Wechsel mit Heinz.

Der einsame Knabe, der zuerst unter sorgsamer, fast pedantischer mütterlicher Hut gelebt, dann sich plötzlich einer schrankenlosen Freiheit erfreut hatte, die ihn stark und über seine Jahre selbständig gemacht, sah sich nun von einem ganzen Nest von Kindern umgeben.

Vor drei Generationen hatte sich der emigrierte französische Graf Baudonin de Courtenay in Südrußland niedergelassen; nachdem er russischer Untertan geworden war, hatte er ein Besitztum erworben, das sein Sohn, Enkel und Urenkel mit der gleichen Liebe zur Scholle verwalteten. Der letzte Besitzer war vor einem halben Jahre gestorben. Er hinterließ eine lebenslustige Witwe, acht frische Kinder und einige Schulden. Frau von Courtenay war eine Deutsche; in ihren Kindern paarte sich das romanische und germanische Element zu eigenartiger liebenswürdiger Harmonie. Aus Freundschaft für Doktor Frank erbot sich die Gräfin, seine Schwester, Frau Stürmer, und Heinz in ihrem geräumigen Wohn-

hause aufzunehmen, da das Doktorat nur klein war und das Unterbringen der Angereisten Schwierigkeiten verursacht hätte, zumal in dem Zustande erwartungsvoller Hoffnung, in dem sich Frau Doktor Frank befand.

So kam es, daß Heinz und seine Mama in das große Haus wie in einen lustigen summenden Bienenschwarm hineingeraten waren.

Es war ein weitläufiges, niedriges Haus mit dunklen Gängen und großen, unverständig angelegten Zimmern. Kam man von der Flußseite hinauf, ohne das Dorf zu passieren, so lachte es einem breit und behäbig entgegen, als wolle es sagen: Sieh mal, da bin ich! Kam man dagegen von der Steppenseite, so versteckte es sich kokett und schämig zwischen den alten Bäumen des Gartens und lugte nur schelmisch hervor, als riefe es: Kuckuck, hast du mich endlich gefunden? Von der Dorfstraße her aber sah man es plötzlich und unerwartet hinter einigen grauen Nebengebäuden aufstehen — — da setzte es sozusagen die Herrenmiene auf und schob die breite Veranda wie zur Abwehr zwischen sich und die kleinen Leute.

Heinz und seine Mutter bewohnten das Arbeitszimmer und die Bibliothek des verstorbenen Grafen. Hier war alles von fast puritanischer Einfachheit. Auf langweiligen Regalen, die sich rings um alle vier Wände zogen, standen langweilig aussehende Bücher. Heinz hatte noch nie so viele Bücher beisammen gesehen.

Durch einen halbdunklen Flur getrennt, kam den Zimmern des Grafen gegenüber ein zierliches Kämmerlein zum Vorschein. Da wohnte die Tante Betty, ein geschätztes Inventarstück des gräflichen Hauses! Nett und freundlich wie ihr Zimmer war auch die gute alte Tante Betty. Sie hatte eigentlich keinen anderen Beruf als den, für alle Insassen des Hauses immer und zu jeder Zeit da zu sein und ihnen in allen kleinen und großen Nöten des Lebens zu helfen. Vor allem aber deckte sie mit ihrer Persönlichkeit den Zugang in das

Kinderzimmer, wo die vier jüngsten Sprößlinge der Courtenay, von zwei kleinrussischen Wärterinnen behütet, ihren rosigen Kinderschlaf schliefen, ihr halbwaches Dasein verzwitscherten. Es war Tante Bettys Eigenart, stets dem allerjüngsten Kindchen ihre ganze große Liebe und Teilnahme zuzuwenden. Nun aber war sie zum ersten Male mit ihren Gefühlen in Konflikt geraten, denn ihre Seele hing noch zu sehr an dem blonden Schelm, dem dreijährigen Karlik, der bisher das Nesthäkchen gewesen war, und nun lag seit drei Monaten eine neue kleine Menschenblume in dem weißen Bettchen, die winzige Sina, und die war noch dazu vaterlos geboren.

Wie Orgelpfeifen aufwärts waren die Kinder anzuschauen. Da war die kugelrunde Sascha, nur zehn Monate älter als Karlik, die mit gewichtigem Ernst und stets geballten Fäusten einhertrippelte. Sie stand mit ihrem Brüderlein immer auf dem Kriegsfuße. Ihre ganze Tagesarbeit war hauptsächlich die, diesen Karlik für irgendeine Schelmerei zu strafen. Mit gerunzelten Brauen und steif ausgestrecktem Arm wackelte sie ihm unentwegt ernsthaft durch alle Räume nach und suchte ihm beharrlich einen wohlverdienten Hieb zu versetzen, während er ihr mit aalgleicher Geschwindigkeit unter der Achselhöhle durchschlüpfte. So gehörten diese beiden Geschwisterchen durchaus und untrennbar zusammen. Eines hätte ohne das andere nicht sein können, obwohl oder vielleicht gerade weil sie sich beständig befehdeten.

Mit der fünfjährigen Olga, die wegen ihrer unerschütterlichen Würde „die Großfürstin" hieß, fand das Zimmer der Kleinen in aufwärtssteigender Linie seinen Abschluß. Sie leitete zu den „Großen" hinüber, die im Nebenraum ihr Reich hatten.

Olga war ein schönes, großäugiges Kind. Sie schien nicht von dieser Welt, denn sie hatte fast gar keine Bedürfnisse und keine Wünsche. Wie ein satter kleiner Engel von Rafael lehnte sie am liebsten in sich versunken

an einem Stuhl oder an der Verandabrüstung und schaute mit den unergründlichen blauen Augen gerade ins Weite. Oft aber erwies es sich, daß sie einen Vogel oder eine Katze beobachtet hatte, denn vor dem Schlafengehen wurde sie gewöhnlich munterer und pflegte lange Geschichten von verschiedenen Tieren zu erzählen, immer mit einer gewissen überlegenen Teilnahmlosigkeit.

Im Zimmer der Großen nisteten zwei Brüder und eine Schwester, die den Jahren nach zwischen den Jungen die Mitte hielt. Das war die sprühende, bewegliche Lulu, ein Teufelsmädel. Sie trug den Haarschopf kurz, wie die Buben aufwärtsgekämmt. Von allen war sie die Gescheiteste, voll toller Launen und Streiche, und sie versprach ein gefährliches Exemplärchen zu werden. Ihr älterer Bruder Robert, kurzweg Bob genannt, war ihr zugesellt worden, um sie vor Dummheiten aller Art zu bewahren. Mit großer Pflichttreue unterzog sich der bildhübsche zehnjährige Knabe, Heinzens Altersgenosse, dieser Aufgabe. Er zählte ihr die Taschentücher ein, knöpfte ihre Schürzen zu und schnürte ihr die Schuhe wie eine verständige Mama.

Von beiden abwechselnd erzogen oder geschuhriegelt, wurde der kleine blasse Anatol, ein scheues, verschlossenes Kind, das eigentlich immer unglücklich aussah und sich am wohlsten bei der Tante Betty fühlte, die so schöne Geschichten zu erzählen wußte.

Eine völlige Ausnahmestellung behauptete die dreizehnjährige Tochter Katiuscha. Sie war ein wirtschaftliches Talent, kühl, praktisch und ordentlich. Der Gräfin ging sie in Küche und Keller eifrig zur Hand und fühlte sich nie glücklicher, als wenn sie der Mutter, mit der sie das Schlafzimmer teilte, wie eine Erwachsene helfen durfte.

Die Gräfin selbst hatte wenig Gräfliches an sich. Neugierig und schwatzhaft lebte sie in kleinlichem Hader mit der Außenwelt, besonders aber mit der Erzieherin Emilie Andrejewna Mirsalis. Die Trauer um ihren

verstorbenen Mann, der sie auf Händen getragen hatte, schien sie nicht sonderlich zu beschweren, denn sie trug ihre Trauergewänder mit vieler Anmut, war heiter, liebenswürdig und in gewissem Sinn auch gutmütig. Eigentlich hätte man die ernste, schwermütige Emilie Andrejewna eher für die Witwe halten können als sie.

In der Tat war die schmächtige Erzieherin mit der schwefelgelben Haut und den tiefen, klagenden Augen seit dem Tode des Grafen schwer vereinsamt. Mit ihr hatte er sich über die ernsten Fragen des Lebens unterhalten, ihr hatte der strebsame Gelehrte sein freundschaftliches Vertrauen geschenkt. Seine blühende Frau war ihm niemals Kameradin oder Freundin gewesen, sie war seine Geliebte und Mutter seiner Kinder. Das war ihr genug.

In dieses Haus mit seinen verschiedengearteten Bewohnern also fand sich Heinz plötzlich versetzt. Hier mußte er sich zurechtzufinden suchen.

Einen Tag oder zwei hielt er sich beobachtend fern. Dann aber sprang er plötzlich und keck mit beiden Füßen in das neue Leben und ward bald genug darin heimisch.

Zu den Mahlzeiten mußte Heinz mit seiner Mutter täglich über den weitläufigen Hofraum hinüber ins Doktorat wandern. Schnell und mit leidenschaftlicher Liebe schloß er sich an seine jugendliche Tante. Leontine Frank war Kurländerin wie Frau Stürmer auch. Wie ihre Schwägerin war auch sie Erzieherin gewesen, doch hatte sie einen weiteren Blick und einen helleren Verstand. Mit der Wärme ihres Herzens verband sich ein liebenswürdiger Humor, der sie den mannigfachen Erscheinungen des Lebens mit einer gewissen Überlegenheit gegenübertreten ließ. Ihren Mann, den Doktor, liebte sie mit bewundernder Zärtlichkeit, doch da sie ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl und viel Temperament besaß, fehlte es durchaus nicht an luftreinigenden Gewitterszenen. Die Versöhnungen darnach waren natürlich ganz besonders schätzenswert und erfrischend. Dazu

kam noch eine Eigentümlichkeit: Leontine war als Kind von einer engelgleichen Schönheit gewesen, so schön, daß fremde Menschen sich ihr gegenüber unwillkürlich in eine andächtige Stimmung versetzt sahen. Den Eindruck, den sie hervorgebracht, hatte sie noch klar in Erinnerung. Ihre Schönheit aber war mit den Jahren ganz und gar verloren gegangen, ohne daß sie sich dessen bewußt geworden war. So hatte sie sich die Ansprüche einer wirklich schönen Frau bewahrt, und ihre naive Sicherheit war es, die ihren Mann immer wieder entzückte und gefangen nahm.

Der Doktor war glücklich. Er trug seine seelenvolle Frau auf Händen. Sein eigenes Temperament war mehr das eines Südfranzosen als eines Kurländers. Er war aufbrausend, feurig, liebenswürdig, er konnte ein glänzender Gesellschafter sein.

Ein gewisser Hang zur Sentimentalität und Überschwenglichkeit war auch ihm eigen, und die ruhige Helle seiner jungen Frau bildete so das schönste Gegengewicht.

In der freudigen Erwartung eines eigenen Kindchens war das Ehepaar besonders darauf gestimmt, sich in eine Kinderseele zu vertiefen. Da war es der jungen Frau aufgefallen, wie vielseitig veranlagt Heinz sei. „Der Junge ist noch ein ganzes Chaos," sagte sie sinnend. „Es stecken alle nur denkbaren Möglichkeiten in ihm, aber ich wüßte nicht zu sagen, nach welcher Richtung seine Anlagen deuten. Er könnte ebensowohl ein Mensch der Tat werden, wie ein Grübler und Träumer."

Da Heinz wußte, daß er sich in Gegenwart der Tante, die nicht ganz gesund sei, eines stillen Betragens zu befleißigen hatte, trat die versonnene Seite seines Wesens deutlicher bei ihm hervor. Wie zwei ernsthafte alte Leute redeten die junge Frau und der Knabe miteinander, und es gelang ihr, manchen überraschenden Blick in die Tiefe seiner erwachenden Seele zu tun. Er gab sich ihr auch offener als jemals

seiner Mutter. Oft gingen sie, einander zärtlich umschlungen haltend, lange auf und nieder. Der schwermütige Ausdruck seines runden Kindergesichts berührte die junge Frau schmerzlich. Dann griff sie ihn mit zitternder Inbrunst an die Schultern und sprach mit Tränen in den klaren Augen: „Sei glücklich, werde glücklich, Heinz!"

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf ihn. Es hatte ihn noch niemand darnach gefragt, ob er glücklich sei. Nur fühlte er dunkel, daß er im Beisein seiner Tante Lonny ein wehmütig bebendes Glücksgefühl in sich einsog, das ein ganz anderes war als die gespannte zuckende Erwartung, die ihn umfing, wenn er mit Lulu war und an ihren Spielen teilnahm.

Lulu gefiel ihm ganz unbeschreiblich gut. Wie ein Irrlicht sprang sie unvermittelt von einem Einfall auf den andern über. Was sie sich ausdachte, setzte sie sofort in Tat um. Sie fürchtete sich vor nichts in der Welt, und einmal hatte Heinz ein Grauen überkommen, als er Lulu eine dicke satte Blindschleiche einfach beim Genick packen sah und sie den häßlichen Wurm wie eine Trophäe wild um ihr Bubenhaupt schwang.

Vor Schlangen hatte Heinz einen unüberwindlichen Abscheu. Die Courtenayschen Kinder jedoch pflegten in ihnen nichts Außerordentliches zu sehen, denn die ganze üppige Gegend war an Schlangen besonders reich. Auf dem Spargelbeet lagen sie manchmal zu zweien oder dreien, gleißend und träge in der Sonne, und ließen sich durch die daherstürmende Kinderschar nur ungern aus ihrer Ruhe scheuchen. Wenn sie sich zischend emporringelten und Heinz blaß und verstört zurückprallte, schalt ihn Lulu verächtlich einen Feigling und machte sich mit einem dünnen Stecken daran, den davongleitenden Wurm zu verfolgen.

„Jungens sind überhaupt dumm und feige!" rief

sie herausfordernd und sah ihn höhnisch mit den blitzenden grauen Augen an.

Heinz fühlte etwas Kaltes langsam über seinen Rücken rieseln. „Sag' das nicht noch einmal!" sprach er zitternd vor Wut mit zusammengebissenen Zähnen.

„Nicht einmal? Zehnmal werd' ich's sagen! Feige bist du, furchtbar feige, und dumm, dumm, dumm!" schrie Lulu. Sie hüpfte wie ein Sprühteufelchen auf einem Bein vor ihm her.

Da fuhr Heinz wie ein Stoßfalke auf sie los, packte sie und zerrte sie wütend an den Stamm eines alten Olivenbaumes.

Wie ein unheimlicher Riese stand der Baum und warf seine gewundenen Äste mit dem silbergrauen Gefieder klagend in die blaue Luft.

„Siehst du den schwarzen trockenen Ast da oben?" fragte er zornig. „Von daher werd' ich herunterspringen."

„Etsch, große Kunst! Erst mußt du hinaufgekommen sein!" höhnte Lulu.

Und Heinz begann sofort zu klettern.

Es war ein schweres Stück Arbeit. Keuchend, mit zerschundenen Händen wand er sich an dem verkrüppelten Stamm aufwärts und stieg hastig von Ast zu Ast. Jetzt war er oben.

Dunkel hob sich seine Gestalt gegen das leuchtende Blau des Himmels, gegen das leise schwirrende Blattwerk.

„Tu's nicht, Heinz! Du kannst dir den Hals brechen!" schrie Bob. „Lulu ist eine Gans."

Triumphierend blickte Heinz die Kinder an, die atemlos wartend unten standen. Was tat es, wenn er sich den Hals brach? Er war doch nicht feige.

„Eins!" zählte er langsam und laut.

„Zwei . . . und drei!"

„Nicht springen!" kreischte Lulu, sie war ganz blaß. Aber schon sauste ein dunkler Schatten durch das

Blättergewirr und — blieb sänftiglich in der Luft hängen. Ein spitzer Ast hatte Heinz am Kittel gefaßt — — da baumelte der Junge wie eine reife Frucht zwischen Himmel und Erde.

Es war keine beneidenswerte Lage, aber die Wucht des Falles wurde durch den kurzen Aufenthalt einigermaßen gemildert. Langsam bog sich der Ast, knackte, brach, — Heinz lag am Boden.

Sein Kittel hatte einen gewaltigen Riß. Mit blutenden Händen und blutender Nase stand er ruhig auf. Ohne Lulu eines Blickes zu würdigen, steckte er die Hände in die Hosentaschen, spitzte den Mund zu einem Pfiff, der unsicher und zitternd herauskam, und strolchte würdevoll davon.

Von diesem Tage an war ihm Lulu wirklich zugetan. Sie wurden die besten Kameraden. Eines Morgens kam Heinz auf ein paar hohen Stelzen vom Doktorat über den Hof heranspaziert.

„Die hat mir Onkel Hans geschenkt!" verkündete er strahlend. „Nun kann mir keine Schlange was tun!"

Im Stelzengehen brachte er es allmählich zur Meisterschaft. Wenn die anderen Kinder durch das üppig wuchernde Gras vor ihm herliefen, holte er sie mit seinen hölzernen Riesenbeinen schnell genug ein, oder er ließ sich gar zu einem Wettlauf mit ihnen herbei und ging häufig als Sieger daraus hervor. Sogar einen Hügel mitten im Garten, den Schneckenberg stocherte er mit komischer Geschwindigkeit empor oder hinab, und niemandem fiel es jetzt ein, ihn einen Feigling oder Dummkopf zu nennen.

„Weißt', ich fürcht' mich eigentlich nicht vor den Schlangen, aber mir wird so kalt überm Rücken, so übel, wenn ich sie seh'," gestand er einmal Lulu in einer vertraulichen Stunde.

„So wie mir bei den Spinnen — hu, die sind so ekelhaft."

Somit war der Friede geschlossen. Ein jedes achtete fortan großmütig die Eigenart des anderen.

Mit diesem Beginn einer wahren Kultur fiel allmählich der gemeinsame Unterricht zusammen. Heinz war bisher faul gewesen, nun erwachte in ihm der Ehrgeiz. Lulu, Bob und die große phlegmatische Katiuscha zu überflügeln und auszustechen wurde ihm Bedürfnis.

Er lernte so brav, daß die gute Emilie Andrejewna in eine wehmütige Überraschung nach der anderen geriet. Für ihr Leben gern hätte sie es gesehen, daß ihr Liebling Bob, das Kind, das seinem Vater so sprechend ähnlich sah, ihr Stolz gewesen wäre. Nun ward es der fremde heimatlose Knabe. Dazu kam, daß ihre ehrgeizige Strenge die anderen Kinder eingeschüchtert und abgestoßen hatte. Heinz aber gab sich ihr mit einer offenen Zutraulichkeit, die sie entwaffnete. So war er ihr einmal im Flur, als sie gebückt nach ihren Gummischuhen suchte, wie ein indianischer Freibeuter auf den Rücken gesprungen, hielt sie dabei fest umschlungen und flüsterte ihr in tadellosem Französisch zärtlich ins Ohr: „Je vous aime beaucoup, beaucoup, beaucoup mademoiselle, car Vous êtes si bonne."

Was hätte sie nicht darum gegeben, solche Worte von Bob zu vernehmen! Aber Bob und seine Geschwister hielten sich in respektvoller Entfernung und sahen in ihr nur die quälende und strafende Gouvernante. —

Der Sommer ging zu Ende. Von der Flußseite her kam ein windvertragenes Dengeln, ein leise anschwellender Chorgesang zog über die reglose sonnenfrohe Stille. Das ganze Nest voll Kinder samt den beiden Wärterinnen, Tante Betty und der Mama war in zwei Liniendroschken über die Steppe gefahren auf ein nachbarliches Gut. Nur Heinz und Emilie Andrejewna waren zurückgeblieben.

Heinz saß in ein Buch vertieft auf der vorderen

Veranda. Von Bob hatte er die Märchen „Aus tausend und einer Nacht" bekommen. Fiebernd und mit allen Sinnen las er sich in die neue ungeahnte Welt hinein. Beide Hände hielt er in seinen Haarschopf gekrallt, seine Wangen glühten, und so versunken war er in sein Buch, daß ihn anfangs eine leise traurige Melodie, die vom Saal her erklang, gar nicht berührte. Allmählich mußte er aber doch hinhorchen. Er hob den Kopf, der noch wirr war von all den geschauten glühenden Bildern des Orients, und lauschte. War das nicht, wie wenn eine todtraurige gefangene Seele weinte? Wer konnte denn da so schmerzlich spielen?

Leise stand er auf und schlich sich ins das Haus. Eine satte schwere Märchenstimmung war in ihm, eine Stimmung, in der alles Geschehene zum bedeutungsvollen wunderbaren Erlebnis wurde. Wie Sindbad ging er aus, um das Wunder zu suchen, und siehe, es kam ihm entgegen.

Von der Gartenseite des Hauses lugte er in den Saal hinein. Emilie Andrejewna saß am Flügel und spielte. So hatte Heinz nie spielen gehört. Blaß und weinend saß sie da, die vereinsamten Augen blicklos ins Weite gerichtet. Ihre Finger glitten traumhaft über die Tasten, und das Klavier weinte, die ganze sonnige Welt weinte um sie her.

Scheu kauerte sich Heinz auf der Veranda zusammen. Er hatte nicht den Mut, zu der Einsamen hineinzugehen.

„Nicht weinen! Nicht so traurig sein!" flüsterte er bittend vor sich hin. „Ich will Sie ja lieb haben!"

Die Ahnung schweren, stumm getragenen Leides hatte ihn übermannt.

Und während er saß und lauschte, starrte er verloren in das grüne Dickicht hinein, und ihm war, als sähen ihn zwei Augen ruhig und neugierig an. Immer stärker wurde das unbestimmte Gefühl in ihm,

immer unerträglicher, — endlich sprang er auf und stürzte sich wie ein Räuber mitten in die Akazienbüsche.

Ein leises Aufkreischen und — wie gebannt starrten ihm zwei brennende Augen entgegen.

Er sah ein wunderschönes Kind, ein Bauernmädchen, etwa dreizehn Jahre alt, das träge und lässig auf dem Leibe liegend, ihm unter einer Flut schwarzdunkler Haare entgegensah.

„Wer bist du?" fragte er regungslos vor Staunen. „Und warum siehst du mich immerzu an?"

Das Mädchen lachte nur und zeigte blitzende Zähnchen.

„Wo kommst du her? Wer bist du? Ich habe dich noch nie gesehen!"

„Ich bin Malwa," antwortete das Mädchen ruhig. „Zu meiner Mutter Matriona bin ich zum Besuch gekommen."

Matriona war die Köchin, ein häßliches dickes Weib. Wie konnte Matriona eine solche Tochter haben?

„Und warum siehst du mich immer an?" forschte Heinz herrisch.

„Du gefällst mir — darum. Und dann wollt' ich auch zuhören, wie der große Kasten singt. Mutter hat mir heut' in der Frühe, als alle noch schliefen, den singenden Kasten gezeigt."

„Der Kasten singt aber nicht allein," erklärte Heinz, „man muß darauf spielen."

„Die gelbe Panénka ist wohl eine Zauberin?" fragte Malwa träge, legte sich auf den Rücken herum und sah Heinz blinzelnd durch ihre wilden Haarsträhnen an, die sie über die Augen zog.

Heinz hätte gern nein gesagt, aber ihm war, als habe Malwa ganz recht; wer so spielen konnte, der konnte gewiß zaubern. War nicht der ganze Tag heute verzaubert? War nicht Malwa selbst wie aus einem Märchen gestiegen?

„Du bist dumm," sagte er nur ratlos. ‚Die Panénka ist sehr gut und sehr traurig, darum spielt sie so schön. Willst du sie sehen? Ich kann sie dir zeigen."

„Ja," sagte Malwa.

Sie stand langsam auf. Heinz ergriff sie bei der Hand — wie kühl war ihre kleine braune Hand — und führte sie die Stufen hinauf dicht an das Verandafenster. Sein Herz klopfte zum Springen. Ihm war, als täte er etwas sehr Böses.

„Da sitzt sie und spielt!" flüsterte er.

Beide Kinder schauten dicht aneinandergepreßt durch die Glasscheibe. Aus Malwas Haaren stieg ein wunderlicher Duft.

„Sie weint —" murmelte Malwa neugierig. „Warum weint sie? Sie ist doch reich und hat immer genug zu essen."

„Hast du nicht genug zu essen?"

„Manchmal nicht." Malwa schnippte mit den Fingern. „Im Sommer schon, aber wenn der Winter kommt . . ."

„Komm weg!" flüsterte Heinz scheu. „Nun hast du genug gesehen."

Zögernd wandte sich Malwa ab, ihre schwarzen Augen funkelten.

„Heut' sind sie alle weggefahren," sagte sie, „warum bist du allein?"

„Weil — man mich nicht eingeladen hat, aber ich bin froh, allein zu sein."

„Warum?"

„Weil es so viel schöner ist."

Zeig' mir noch was," sagte Malwa plötzlich, „gehen wir da hinüber zum kleinen Haus. Dort kann man auch durch die Fenster gucken. Ist da auch solch ein singender Kasten?"

„Nein!" sprach Heinz, „aber meine Tante lebt dort, sie hat ein Nähtischchen mit einem Spiegel drin,

und mein Onkel hat einen großen Kasten voll mit blanken Messern und Instrumenten."

„Was macht der damit?"

„Er schneidet kranke Beine und Arme ab. Wenn einer lahm ist und nicht mehr gehen kann, wupps — gleich schneidet er ihm das Bein herunter und dann bekommt der Kranke ein Holzbein, so wie der alte Bettler Fedótka."

Starr sah Malwa Heinz in die Augen.

„Dann ist er, dein Onkel, ein böser Zauberer."

„Nein!" rief Heinz eifrig. „Er ist gut."

Die Kinder hielten sich bei den Händen und wanderten langsam und schweigend über den weiten Hofraum. Die Sonne glühte und brannte.

Scheu drückten sie sich an die Außenwand des Doktorhauses.

„Wo steht der Kasten mit den Messern?" flüsterte Malwa begehrlich.

„Der ist hier im Schlafzimmer, oben auf dem Schrank, dort in der Ecke — siehst du ihn?"

Malwa schaute und schaute. Sie schüttelte den Kopf.

Die grünen Halbgardinen waren vor die unteren Fensterscheiben gezogen.

Auf einmal tönte ein langgezogenes schreckliches Wimmern aus dem Schlafraum zervor. Heinz stand wie erstarrt.

„Ist denn Tante krank?" murmelte er. „Das ist ihre Stimme."

Malwa sah ihn neugierig an. Dann sagte sie ruhig: „Sie wird wohl ein Kind kriegen."

„Ein — — Kind?"

„Ach," meinte Malwa gleichgültig, „das ist immer so. Wenn die Weiber ein Kind bekommen, haben sie Schmerzen; darum jammern sie."

Heinz stand ganz blaß an die Mauer gedrückt, seine Augen waren angstvoll aufgerissen.

„Horch!“ sagte er nur.

Sie lauschten. Ein schneidender, gellender Schrei, ein Schrei, der alles auseinanderriß und spaltete, den glühenden sommerblauen Tag, den satten Himmel, das weiße, große Haus drüben.

„Hast du Angst?“ fragte Malwa verwundert.

Heinz nickte und zitterte heftig.

„Du brauchst keine Angst zu haben. Nur Weiber kriegen Kinder. Ich bekomme auch sicher einmal eins.“

„Du ...?“

Malwa lachte.

„Tut denn das so weh?“

„Ach, wie bist du dumm!“ sagte Malwa wegwerfend. „Weh tut's schon. Gewiß. So ein Kind ist doch groß, und der Leib einer Frau ist nicht viel größer. Wenn's dann herauskommt, tut's schon furchtbar weh.“

„Herauskommt ... aus dem Leibe ...?“ Heinz zitterte immer heftiger. „Wie ... wie ist es denn dahineingekommen?“

Malwa lachte verschmitzt.

„Ich hab' noch nie einen so dummen Jungen gesehen. Bist du denn vom Monde heruntergefallen?“

„Nein!“ sagte Heinz ratlos.

„Nun also. So bist du auch bei deiner Mutter im Leibe gewesen, als du klein warst. Aber das ist schon lange her.“

„Und du ... Malwa?“

„Nu, ich auch. Natürlich. Aber jetzt zeig' mir doch den Kasten mit den Messern und den Nähtisch.“

„Nein!“ rief Heinz heftig. „Ich will nicht mehr.“

Er war von all den neuen ungeheuren Dingen völlig verwirrt und benommen.

Über den Hof um die Hausecke kam eilig ein alte Frau getrippelt. Sie hielt etwas unter der Schürze.

„Das ist die Wehmutter!“ sagte Malwa leise.

„Wer?“ fragte Heinz.

„Die Wehmutter. Die nimmt die kleinen Kinder auf, wenn sie eben geboren sind, und badet sie und trägt sie herum, wenn sie schreien. „Wart', sie sucht dich. Sie will dir etwas sagen."

Die Alte hatte die beiden Kinder erblickt.

„Jungherrchen," rief sie geschäftig — „Sie sollen heut' drüben bei der Panénka essen, läßt Ihnen die Mama sagen."

Damit war sie wieder um die Hausecke verschwunden.

„Ich geh auch Mittag essen," sprach Malwa. „Kommst du nachmittag wieder?"

„Ich weiß nicht," rief Heinz, dann rannte er wie gehetzt über den Hofraum zu dem weißen Hause hin.

Es war ein Tag der einschneidendsten Geschehnisse, der wunderlichste, schmerzlichste Tag, den Heinz jemals erlebt hatte.

Als er in sein Zimmer stürzte, um sich vor dem Mittagessen die Hände zu waschen, sah er seinen Nicki tot und starr am Boden des Käfigs liegen.

Er schrie laut auf und blieb wie angewurzelt stehen.

Nicki war tot. Und wie in einen tiefen dunklen Abgrund versank Alexandrowka, versank Heinzens Heim mit all den bunten trauten Bildern darin. Nicki hatte alles, alles mitgenommen.

Da warf sich der Knabe in leidenschaftlichstem Schmerz auf den Boden und schluchzte wie ein Verzweifelter.

Sechstes Kapitel.

Drei Tage später durfte Heinz seine Tante sehen. Wie im halbwachen Traum stand er vor der Wiege und starrte das krebsrote Kindlein an.

Tante Lonny lächelte ihm glückselig zu.

„Das hat mir der liebe Gott geschenkt, Heinzchen," sagte sie schwach. „Freust du dich denn nicht?"

Die Mama hatte Heinz gesagt, er dürfe Tante Lonny nichts von seinem Schmerz erzählen. So nickte er nur wie abwesend und sagte: „Ja."

Was er von Malwa gehört hatte, lastete noch wie ein dumpfer Druck auf ihm.

„Ich glaube gar, der Junge ist eifersüchtig auf unser Prinzeßchen," sagte die Tante zu ihrem Manne. „Man muß mit solch einem Kindergemüt recht zart umgehen. Wer weiß, was in ihm vorgeht?"

„Heinzchen," sprach sie einige Tage später – „ich hab' dich grad' ebenso lieb wie zuvor, noch ehe das kleine Cousinchen da war. Du mußt deinem Cousinchen ein Beschützer und Freund werden — willst du?"

„Ja!" sagte Heinz und sah sie aus gramverlorenen Augen an.

Der Schmerz um Nicki hatte ihn ganz verstört. Dazu kam noch ein anderes; er hatte ein böses Gewissen wegen Malwa. Hätte er nicht mit ihr gehorcht und so wunderlich schreckliche Dinge angehört, wie sie gar nicht wirklich sein konnten und doch waren, — Nicki wäre gewiß nicht gestorben.

Darum begann er jetzt Malwa zu meiden.

Die Tage gingen hin; endlich hatte auch Tante Lonny erfahren, daß das Eichhörnchen tot war.

Sie verstand das vereinsamte Kinderherz noch am besten. Sie fand liebevolle zarte Worte für Heinz, sie goß Trost und Linderung in seine trauernde kleine Seele.

Aber über sein Erlebnis mit Malwa erfuhr auch sie kein einziges Wort.

Es kam der Herbst mit seinen Stürmen, seinen wirbelnden Blättern und seinen klaren Fernen. Der Winter kam mit seinen Schneewehen, und weich tanzten die Flocken tagelang und unentwegt. Die Spuren im Hofe wurden immer wieder verwischt und verweht. Schneemassen, Schneeberge türmten sich in geschützten Ecken und wurden von Windwogen wieder aus-

einandergerissen und zerstreuet. Wolkentrümmer irrten wie Rauchfetzen über den Himmel, wunderlich in Gestalt und Farbe, bald aschgrau und weich, bald mattschwarz und düster.

Und Heinz wuchs heran und sah noch viele Dinge. Vor allen Dingen aber hatte er an sich erfahren, was Schweigen und Leiden hieß.

Aus Alexandrowka begannen Briefe häufiger zu kommen wie bisher. Die Mama war nach solchen Briefen immer aufgeregt und hatte verweinte Augen. Heinz fragte nie, wie es dem Papa ginge, aber die Mama erzählte ihm eines Tages freiwillig, daß Mademoiselle fortgefahren und der Papa nun ganz allein sei.

Forschend blickte sie ihn dabei an. „Möchtest du nicht zum Papa zurückkehren?"

„Nein!" sagte Heinz kurz. „Er hat uns ja selber fortgeschickt."

Wieder rollte ein volles rundes Jahr dahin. Heinz war schon bald dreizehn Jahre alt, ein starker, kräftiger Knabe.

Er lernte neue Menschen kennen. Es kam nicht mehr vor, daß er allein zu Hause blieb, wenn die Courtenayschen Kinder ausfuhren. Überall sah man den Jungen gern.

Mit Bob hatte er sich kameradschaftlich befreundet. Malwa und Lulu standen ihm beide wunderlich nahe. Aber mit jeder war der Ton des Verkehrs ein ganz anderer.

Die zierliche sprühende Lulu in all ihrer ungezügelten Wildheit, ihrem schillernden Temperament, mit ihren plötzlichen Einfällen hielt ihn immerfort in Atem. Sie ärgerte, reizte und verblüffte ihn immer wieder aufs neue. Herrisch, sprunghaft, launisch und reizvoll, war sie wie tolles Aprilwetter. Die rasche, unbeirrbare und leichte Sicherheit, die hinreißende Bewegtheit ihres Wesens gab ihrer Vertraulichkeit etwas

Auszeichnendes. Wo sie forderte, schien sie zu geben, und wo sie gab, da forderte sie ganz gewiß. Wie ein Kätzchen war sie, spielerisch und anmutig, unberechenbar und grausam, — wie ein Flämmchen heiß und verwegen, ohne Erdschwere, voll kalter, blau aufzuckender Blitze.

Wie anders Malwa! Wie ein kunstlos erdfrischer Waldbrunnen, der aus geheimnisvollen Urtiefen aufsteigt, war sie von sicherer, fast schwerfälliger Fülle und Geschlossenheit. Sie hatte eine seltsame Art, Heinz anzublicken, so ruhig, gerade und einfach. Mit sanft gebieterischem Reiz hielt sie ihn im Bann ihrer wunderschönen Augen, bis er in jene märchenhafte Traumstimmung geriet, in der er ihr zuerst begegnet war. Die fast brutale Unschuld ihres Wesens war betäubend und geheimnisvoll zugleich, die unbeholfene spröde Innerlichkeit ihrer Ausdrucksweise von träger satter Schwere. Wie ein König im Bettlerkleide ging sie mit ruhigen Bewegungen einher ohne die mindeste Eile, auch wenn man sie zur Eile antrieb. Sie hatte ja Zeit — wozu sollte sie da eilen?

Lulu war Heinzens Vorliebe für Malwa durchaus nicht entgangen. Sie war sogar sehr eifersüchtig, hütete sich aber wohl, das merken zu lassen, sei es aus Stolz, sei es aus Klugheit.

Die Kinder nahmen jetzt bei der unermüdlichen Emilie Andrejewna Tanzstunden. Da geschah es, daß Malwa, die nun ganz bei ihrer Mutter wohnte, zur Aushilfe mit herangezogen wurde. Heinz verteilte seine Gunst unter beide Mädchen mit ziemlicher Gerechtigkeit. Begreiflich aber war, daß Lulu lieber mit Heinz tanzte, als mit ihren Brüdern. Bei der Bildung einer Française mußte sie zuweilen als Kavalier mit der schwerfälligen kleinen Olga vorlieb nehmen, oder es kam vor, daß sie mißmutig oder gelangweilt neben Emilie Andrejewna, die sie als Herr umfaßt hielt, den Kleinen, Anatol, und Olga gegenübertanzte, wäh-

rend Heinz mit Malwa und Bob mit Katiuscha fröhlich und weniger kontrolliert daherhüpften. Die jüngsten Kinder kamen natürlich nicht in Betracht.

An solchen Tagen war Lulu mit ihren Launen ganz unausstehlich. Emilie Andrejewna aber erlegte allen als erziehliche Pönitenz für Lulu eine so unliebsame Verteilung der Rollen auf.

Zum Geburtstag der Gräfin sollte endlich eine festlich einstudierte Quadrille in Kostümen zum besten gegeben werden. Dazu wurden drei Kinder aus der Nachbarschaft eingeladen, zwei Knaben und ein Mädchen.

Malwa ward von dieser Festlichkeit der Gäste wegen ausgeschlossen. Mit glänzenden neugierigen Augen stand sie zuschauend an der Tür.

Erfindung und Fleiß, Mangel und Zufall hatten ein buntes zusammengewürfeltes Bild hergerichtet.

Heinz und Bob sahen prächtig aus in ihren kleinrussischen Bauerntrachten, Lulu als kecke Polin in der blaßblauen pelzverbrämten Kazawaika war entzückend, die kleine Olga hatte man als Türkin verkleidet, Katiuscha prangte im Tiroler Sennerinnenkostüm, Anatol war ein Pagenbübchen. Die beiden fremden Knaben stolzierten herausfordernd als Don Juan und Mephistopheles einher, und das Mädchen, ihre Schwester Aniuta in ihrem kleinrussischen Bauernkleide hatte Bobs Herz im Sturme genommen.

So suchte sich Bob eiligst seiner Auserwählten zu bemächtigen. Heinz stürzte auf Lulu los. Sie sah ihn nur vielsagend an und nickte leichthin. Katiuscha und der Mephistopheles standen zum Tanze bereit nebeneinander, und Don Juan sah sich unzufrieden nach der kleinen Türkin um — da flog Lulu wie ein Funke auf ihn zu und flüsterte:

„Laß die Kleine, ich tanz mit dir!"

„Nein!" schrie Heinz wütend, „das ist gegen die Abmachung!"

Hochmütig sah sie ihn an. „Hab ich dir was versprochen?"

Die Jungen standen sich zähneknirschend gegenüber und maßen sich mit funkelnden Augen.

„So kämpft doch!" raunte Lulu höhnisch und eindringlich.

„Ruhe!" kommandierte Emilie Andrejewna — „sind die Paare bereit? Bitte um die Musik, Frau Stürmer."

Heinzens Mama saß am Klavier, die ersten Takte setzten ein.

„Komm nur, Olga," sagte Heinz herablassend — „du kannst ja nichts dafür."

Er schob und bugsierte die verwunderte Kleine gewandt hin und her. Der Tanz kam glücklich ohne wesentliche Störung zu Ende, die erwachsenen Gäste klatschten eifrig Beifall. Emilie Andrejewna nahm in geschmeichelter melancholischer Abwehr die Dankesworte der Gräfin entgegen.

Nun sollten die Rundtänze folgen. Grimmig war Heinz auf Malwa losgesprungen und zerrte die Widerstrebende in den Saal. Ein warnendes Pst zischte durch den Raum.

„Vous savez, Heinz, que celà ne va pàs. Nous ne sommes pas entre nous."

Heinz funkelte die kleine Erzieherin bitterböse an. Ein schwarzer Trotz war in ihm aufgestiegen.

Der Tanz begann. Und während die Paare munter kreisten, stand Heinz abseits und nagte an seiner Unterlippe.

„Nun, warum tanzest du nicht, Heinz?" rief ihn die Mama an.

Aber Heinz hörte nicht hin. Hämisch vergnügt und seelenruhig hüpfte Lulu an ihm vorüber, Lulu die Lügnerin, Lulu, die Falsche! Totschlagen hätte er sie mögen! Ach, ihr jetzt nur etwas antun können, etwas bitter Kränkendes! In schmerzlichem Ingrimm starrte er vor sich hin. Tanzen? Nein, er würde

nicht tanzen, aber morgen würde er es ihr zeigen, wie tief er sie verachte. Vor aller Welt würde er es ihr sagen, daß er Malwa hundertmal lieber habe als sie, zehntausendmal lieber! Er hörte bei dieser Vorstellung schon ihr klingendes Lachen, sah sie den Kopf ungestüm zurückwerfen in den Nacken — — ihm wurde schwindlig, rote und gelbe Lichter tanzten ihm vor den Augen, die flimmernden Kerzen im Saal hüllten sich in nebeligen Dunst. Krampfhaft faßte er nach einem Rohrstuhl und hob ihn auf, als wolle er ihn niederschmettern — — mit einem Male stand er wie nach innen lauschend still, den Stuhl noch in den Armen. Ha — nun hatte er es — — taktfest und leicht begann er sich im Walzerschritt zu drehen — vor ihm lag seelisches Neuland.

In böser Verbitterung tanzte er weiter, immer wilder, immer stürmischer den Rohrstuhl im Arm, auf den verachtenden Lippen einen harten hochmütigen Zug. So viel wert wie dieser Stuhl war ihm die ganze Lulu, nicht ein bißchen mehr!

Staunend waren die Kinder stehengeblieben und wichen zurück. Ein schrilles Gelächter flog durch den Saal. Der Heinz war doch zu komisch! Er sah und hörte nichts. In eine rasende Wut hatte er sich hineingetanzt, daß sein Körper ihm gehorchte wie eine stählerne Sprungfeder, als habe eine kalte Teufelsfaust ihn gepackt. Wie ein Sturmwind wirbelte er nur noch allein durch den Saal.

Frau Stürmer hatte aus Stolz auf ihren schönen Jungen das Tempo unheimlich beschleunigt.

„Junge, du bist ja rührend blöd!" rief ihn der Onkel Hans wohlgefällig an.

„Der tanzt aber fein! Am besten von euch allen!" hörte Heinz Aniuta bewundernd sagen.

Das gab ihm neue Kräfte. Er fühlte sich wie beflügelt. Nicht in dem heißen Saal war er jetzt voll drängender Menschen, nein, weit, weit fort, daheim

in Alexandrowka! Über spiegelglattes Eis glitt er dahin, auf stählernen Schuhen in winterlicher nordischer Einsamkeit.

Seelisches Neuland hatte er betreten. Ein Sturm neuer Gefühle wogte in ihm durcheinander. Der dunstige Nebel löste sich, die Verbitterung, der Ingrimm wich und ward zur wilden sprühenden Lustigkeit, zum tollen Jubel. Alle Geister der Schalkheit wachten in ihm auf, ein närrischer Humor hatte ihn gepackt, und mit klarem heiteren Siegerblick tanzte er noch und tanzte. Erlöst. Befreit.

Sich selber hatte er befreit. Er war der junge Held des Tages. Was gingen ihn die anderen an? War er sich nicht selbst genug?

Wer hatte ihn die seltsame Wechselbeziehung zwischen körperlicher Aktivität und geistig-seelischer Ruhe und Klarheit gelehrt? Wie im Coupé die körperliche Ruhe zur seelischen Bewegtheit geführt hatte, so hier die körperliche Tätigkeit zu geistiger Ruhe und Harmonie.

Nun umschwärmten ihn die Mädchen. Lulu lächelte ihn lockend und versöhnend an.

„Ich habe ja meine Rohrdame!" sagte er lustig. „Ich brauche keine andere."

Mit einem Schlage und kurzerhand war er über sich selbst hinausgewachsen, er hatte Lulu seine Überlegenheit gezeigt. Nun war er ihr nicht mehr böse. Sie war ihm gleichgültiger geworden.

Sie merkte sich das wohl. Aber ihr Verhalten zu einander in neue Bahnen zu lenken, blieb den Kindern nicht viel Zeit übrig. An einem Maientage erfuhr Heinz, daß die Gräfin ihr Gut verkauft habe und die Familie nach Petersburg übersiedeln werde.

Das traf ihn hart. Die Auflösung des Hausstandes erregte zwar sein Interesse, neugierig und leichtlebig nahm er an der großen Packerei teil, manches vergrabene Buch fiel ihm dabei in die Hände, mancher Seidenfetzen, der zu einem Maskenkostüm

verwendet worden, erfüllte ihn mit Jubel, aber als endlich die Möbelkisten gepackt, die Koffer verschnürt dastanden und das große Haus ihn wie ein leeres verödetes Grab angähnte, kroch langsam mit matter Schwere eine dumpfe Angst über ihn.

Er fürchtete sich vor dem Alleinsein, das nun nicht mehr gewohnt und freiwillig war. Wie sollte er ohne Lulu, ja, und ohne Malwa sein können? Denn auch Malwa sollte mit ihrer Mutter und der einen Wärterin mit nach Petersburg. Sie sei nun groß genug, hatte die Gräfin gesagt, um sich als Kindermädel ihr Brot zu verdienen.

Als nun die hochgepackten Fuhren vor der Tür standen, als das unruhige Kindervolk in Mäntel und Tücher gehüllt ungestüm in die beiden Reisewagen kletterte, oder sorgsam hineingehoben wurde, als die Gräfin, Emilie Andrejewna und Tante Betty Heinz zum Abschied umarmten, als Lulu mit einem verzwickten Ausdruck ihm die gespitzten Lippen zum Kuß reichte: „Vergiß mich auch nicht bis übermorgen, Heinz!" — und Malwa ihm einen letzten großen Blick ihrer wundervollen Augen sandte, ohne weiter aus ihrer satten Ruhe zu kommen, — — da stand er blaß, wie vor den Kopf geschlagen, — dann riß er sich von den Umstehenden los, rannte davon wie besessen und warf sich in einen Winkel des Gartens, dort wo er seinen Nicki begraben hatte, schluchzend zu Boden.

Er weinte herzbrechend, stoßweise, trotzig und lange. Das kleine Grab hielt er mit beiden Armen umklammert, wie seinen einzig übriggebliebenen Besitz, legte den Kopf darauf und schloß die Augen. Nun hatte er nichts mehr auf der Welt — — ja freilich, die Mama und Tante Lonny, aber die Mama mit ihrer Liebe war ihm oft unbequem, und Tante Lonny, die hatte jetzt die kleine Verena. Ihn brauchte niemand. Nicki hatte ihn gebraucht und war doch von

ihm gegangen. Und Lulu ... und Malwa ... und Bob? Ob die ihn eigentlich brauchten? Er blinzelte mit den naſſen Wimpern und fühlte, wie ſeine Tränen auf den kleinen Erdhügel niederperlten. Das gab ihm eine wehmütige Befriedigung.

Über ihm zitterten die Blätter des Brombeerſtrauches, im Graſe hörte er ein Raſcheln — — wenn jetzt eine Schlange — —? Er erſchrak, blieb aber doch mit pochendem Herzen regungslos liegen. Schlangen griffen ja niemals zuerſt an. Plötzlich fühlte er eine heiße, feuchte Zunge, die ihm die Tränen vom Geſicht leckte.

„Chomka! Du!“ ſchrie er freudig. „Mein lieber, lieber Chomka!“

Chomka war ein ſtruppiger, dreibeiniger Hund mit einem blauen und einem braunen Auge, der ausſah wie das furchtſame Elend oder das verkörperte böſe Gewiſſen. Er gehörte niemandem zu. Tagsüber hielt er ſich ſcheu unter der Haustreppe verſteckt, nachts trieb er ſich wie ein Spuk im Dorfe umher. Wer das häßliche, zottige Tier ſah, der ſandte ihm einen Stein oder mindeſtens ein Schimpfwort nach. So war Chomkas Gemüt verdüſtert und zage geworden. Er war ein Ausgeſtoßener und trug ſein ſchweres Los zwar ohne Würde, doch ergeben. Demütig nährte er ſich von Küchenabfällen, die er ſich aus der Goſſe zuſammenlas, und nur Heinz hatte ihm ab und zu einmal ein Stück Brot geſchenkt.

Wie war Chomka nur heute ſo kühn geworden? Heinz ſtarrte ihn an wie ein Wunder. Dann ſchlang er die Arme um ſeinen Hals und küßte ihn.

Ein Kuß von Menſchenlippen war etwas nie Dageweſenes für Chomka. Er gebärdete ſich wie unſinnig, hüpfte und wedelte, ſchmeichelte und ſtieß kleine kläffende Laute des Entzückens aus. Das armſelige gebrochene Vorderbein ſchleuderte wie eine tote Haſenpfote an einem Hautfetzen, aber Chomka war genüg-

sam, er wußte seine Wonne auch auf drei Beinen zu äußern. Keuchend vor Behagen legte er sich endlich dicht neben Heinz nieder und staunte ihn treuherzig und unentwegt mit seinem braunen und seinem blauen Auge an.

Der Hund blinzelte in dem leuchtenden Sonnenschein und zuckte mit den Augen — seine Sonne strahlte ihm gegenüber, sie hatte eine weiche bräunliche Haut und kastanienfarbene rotgewellte Augen mit einem goldenen Schimmer darin — sie war sehr blendend.

Als Heinz zum Mittagessen hinüberlief, wurde er von der Tante und seiner Mama besonders liebevoll begrüßt.

„Armer Junge! Das Herz ist dir wohl recht schwer, wo deine Kameraden fort sind."

„Ach so — die!" sagte Heinz nachlässig. Wie viel hübscher wäre es, wenn man sich nicht um seine Gefühle kümmern wollte!

Frau Stürmer zuckte verstimmt die Achseln und sah ihre Schwägerin vielsagend an.

„Ich weiß nicht, wo in Heinz das Gemüt steckt!" sagte sie nachher klagend.

„Er ist ein sonderbar verschlossenes Kind!" sprach Tante Lonny nachdenklich. „Ich glaube, er will nicht erraten sein."

„Aber bin ich denn nicht seine Mutter? Habe ich nicht das erste Recht dazu?"

„Vielleicht gerade darum. Liebes Mariechen, —" die junge Frau strich zärtlich über Frau Stürmers Hand hin, „es ist nicht ganz leicht, seinen Kindern gewachsen zu sein. Viel, viel Geduld brauchen wir alle, Geduld und . . . ein Sichbescheiden."

Mit seligem zagen Mutterlächeln blickte sie auf die kleine Verena nieder.

Allmählich fiel es den Verwandten auf, daß Heinz

von seinem Mittagessen etwas sorgsam beiseite legte, Brot, Knochen, Kartoffeln.

„Hast du dir eine Menagerie angelegt, Junge?" fragte Onkel Hans lachend.

Heinz wurde sehr rot. „Es ist nur für einen Hund."

„Laß doch die Schmutzerei, Heinz," sprach die Mama. „Da hast ja wieder das Tischtuch befleckt. Man legt solche Speisereste nicht aufs Brot."

Heinz sah hilflos auf. „Kann ich dann nicht auf meinen Teller . . ."

Von nun an lief er täglich in die Küche und suchte eifrig auf seinem Teller die Abfälle zusammen. Eines Tages hatte es geregnet, er glitt aus, der Teller lag in Scherben.

Onkel Hans stand am Fenster und ärgerte sich.

„Wie eine sentimentale alte Jungfer schleppt er sich für irgendein fremdes Hundevieh ab! Wo steckt denn dieses vierbeinige Wunder?"

„Laß ihm doch die Freude, Hans, wir waren ja auch einmal Kinder!" sprach Tante Lonny begütigend.

In einer Dämmerstunde traf der Onkel Heinz mit seinem zottigen Freunde vor der Treppe des verlassenen Hauses. Heinz hielt lockend einen Knochen in die Höhe, Chomka sprang wie unsinnig an dem Knaben empor, — da er den Knochen nicht erreichte, legte er sich endlich still zu seinen Füßen nieder und leckte ihm demütig die Stiefel.

Der Onkel blieb stehen und sah eine Weile zu. „Brr, ist das aber ein scheußlicher Köter!" sagte er endlich. „Hätt' dir einen besseren Geschmack zugetraut!"

„Der Hund liebt mich!" sprach Heinz mit zuckenden Lippen.

„Das seh ich allerdings!" Freundschaftlich legte der Doktor dem Knaben die Hand auf die Schulter.

Nun geschah etwas Unerhörtes. Chomka mußte diese Bewegung für einen feindlichen Angriff auf Heinz ge-

halten haben. Sein Fell sträubte sich, kläffend und zähnefletschend, halb wütend, halb entsetzt über seine eigene Kühnheit fuhr er dem Doktor an die Beine.

„Ekelhaftes Vieh!" zürnte der Onkel. „Aus der Welt geschafft müßte das werden!"

„Onkel Hans — — nein! Das wirst du nicht tun!" schrie Heinz entsetzt. „O nein, das kannst, das darfst du nicht tun!"

Leidenschaftlich, blaß, mit blinzenden Augen stand er dem Onkel gegenüber.

„Ich wüßte nicht, wer mich daran hindern sollte!" sagte der Doktor gereizt.

Heinz zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Endlich sagte er langsam und leise zwischen den Zähnen: „Ja, wenn du kein Erbarmen hast . . .!"

„Erbarmen! Ich denke, die größte Barmherzigkeit für solch ein Tier wäre, seinem Leben ein Ende zu machen!"

Heinz senkte den Kopf. Aus glühenden Augen starrte er seinen Onkel an. „Bitte, bitte nicht!" flüsterte er.

Der Doktor sah die Lippenbewegung wohl, er hörte aber keinen Ton. Das seltsam versteinte Gesicht seines Neffen erfüllte ihn mit Unbehagen.

„Geh, sei nicht exaltiert, Junge!" sagte er trocken. „Alles hat ein Maß. Seine Gefühle spart man sich für wertvollere Dinge auf."

„Mir ist Chomka wertvoll!" sprach Heinz in sich hinein.

Wieder hörte der Doktor nur den rechthaberischen Klang in der Stimme des Knaben, den Unterton von Angst und Qual hörte er nicht. Bei seiner Vorliebe für dramatische Szenen hätte er es gern gesehen, wenn Heinz ihm um den Hals geflogen wäre und ihn recht eindringlich um Chomkas Leben gebeten hätte. Gott, er war ja auch nicht von Eisen! Aber dieser noch nicht dreizehnjährige Junge da sah

ja aus, als sei er ihm gegenüber im Recht. Und dann, die Gefühlsduselei, die wollte er ihm schon austreiben.

„Heinz," sagte er lebhaft, „reden wir einmal vernünftig miteinander. Hast du denn nicht deine Mama, Tante Lonny und mich? Es ist geschmacklos, sich an ein so häßliches Tier zu hängen, das zu nichts gut ist."

„So?" rief Heinz mit flammenden Augen. „Liebst du denn nur die Menschen und Tiere, wenn sie hübsch sind?"

„Das ist ja klassisch!" brauste Onkel Hans auf. „Ich rate dir, ein wenig respektvoller mit mir zu reden."

Heinz schluckte ein paarmal. „Onkel Hans," sagte er mühsam, „respektlos wollt' ich nicht sein, aber, — aber wenn du mir den Hund umbringen lässest, — ich könnte es dir nie vergessen — nie!"

„Was ich tu oder nicht tu, werde ich mir von einem grünen Jungen nicht vorschreiben lassen!"

Damit schritt der Doktor sehr ärgerlich über den Hof nach dem kleinen Hause zu.

„Tante Lonny, o Tante Lonny, warum warst du nicht hier?" stöhnte Heinz.

Er stand blaß und starr. Dann kauerte er kraftlos auf dem Boden nieder, schlug beide Arme um Chomka, barg den Kopf in dem dicken Fell und weinte, weinte, weinte.

Chomka war außer sich. Zärtlich leckte er seinem jungen Herrn die Wangen, die Hände, die Füße. Er hüpfte und tanzte um ihn herum wie toll, aber seine schönsten Sprünge machten ja den Jammer nur tiefer.

„Mein armer Chomka! Mein lieber armer Chomka!" — — —

Die Tage wurden schwer und schwarz für Heinz. Er lebte unter einer einzigen geheimen lauernden Angst, der Onkel werde sein Wort wahr machen und Chomka aus der Welt schaffen. Der Knabe

wurde dumpf und müde vor stumm getragener Qual. Er aß wenig, er magerte ab. Für seinen Unterricht, den die Mama wieder aufgenommen, hatte er nicht das mindeste Interesse. Unaufmerksam und zerstreut hörte er zu, stumpf saß er da. Er war mit seinem Liebling zusammen, und kam jemand über den Hof, so scheuchte er das Tier mit harten Worten unter die Treppe zurück, ja einmal hatte er es sogar geschlagen, als der rohe Hausknecht Damian vorübertrollte. Dieser Schlag brannte ihn wie eine schmerzende Wunde. Der ungläubige, demütig-ergebene Ausdruck in Chomkas verschiedenfarbenen Augen ging ihm nach wie ein schwerer Vorwurf. Was half es da, daß er sich später bei Chomka reuig niederwarf und ihm den Zusammenhang zu erklären suchte? Der Hund verstand ihn nicht, aber er sah ihn so demütig-treu aus seinem blauen und seinem braunen Auge an, daß Heinz das Herz vor Kummer schwoll. In jedem Menschen sah der Knabe Chomkas Henker. Er wurde scheu, verschlossen, mißtrauisch. Er wurde gramvoll, teilnahmlos und stumpf.

Jeden Tag stand er mit schwerem Herzen auf. Jeder Tag konnte ja Chomkas letzter sein.

Der letzte Tag kam! Als Heinz nach dem Mittagessen wieder leise nach seinem Freunde rief, kam Chomka nicht mehr glückselig winselnd gesprungen. Der Knecht Damian trabte vorüber, grinste und sagte:

„Der ist auf Reisen gegangen, junger Herr. Den haben wir drüben in der Stadt verkauft."

„Du lügst, Damian!"

Heinz sprach ganz starr und leise. Leise und starr wiederholte er: „Du lügst, ihr alle lügt. Du hast Chomka umgebracht. Ich weiß."

Er wußte. Und an diesem Tage starb ein Stück Kinderfrohsinn und Glaube in seinem Herzen.

Heinz wurde schwer krank. Besorgt saß der Onkel an seinem Lager und horchte auf die wirren Fieber-

reden. Unaufhörlich flüsterte Heinz vor sich hin, schnell, erregt:

„Umgebracht haben sie dich, ... heimlich. Und du warst besser als sie alle. Hierher, hierher, Chomka! Siehst du nicht den langen Damian? Er trägt einen Strick — — Der Onkel kommt — der Onkel ... fort, fort, Chomka!" schrie er plötzlich angstvoll auf, um glühend und träumerisch fortzufahren: O, wie ich ihn hasse! — — — Malwa ist fort und Lulu und Nicki — — alle, alle, aber Malwa und Lulu durften sie nicht umbringen, auch die kleinen Kinder nicht, die aus dem Leibe kommen, nur Hunde! Ach Chomka, Chomka, warum haben sie dich umgebracht?"

Leise wimmerte er vor sich hin, sehr schnell sprach er weiter: „Die Mademoiselle ist schlecht ... schlecht ist sie zu Mama ... in der Kirche hab' ich gebetet ... und die Leute haben gelacht. Die Maschinen gehen immer rund, rund, rund ... so blank und böse — — Akulina, bringst du wieder Branntwein unter der Schürze? Die Mama trinkt und trinkt ... dann ist sie lustig. Komm, sei lustig, Chomka, ich will dir auch Branntwein geben, dann wirst du nichts merken — — ach, sei nicht böse, sei nicht böse ... ich wollte dich ja nicht schlagen, ich wollte wirklich nicht — — Sterben ist noch viel schlimmer als Schlagen — tut es sehr weh?"

Blutrot saß der Onkel an Heinzens Bett. Die Mama war totenblaß und weinte. Tante Lonny wandte sich ab.

„Ich fürchte, wir haben in der Kinderseele etwas zerstört," sprach sie erschüttert.

„Du nicht, mein Liebling — — ich, ich allein!" murmelte Onkel Hans. „Und doch, es war ja nicht mehr anzusehen, wie er sich mit dem Vieh abschleppte, auch begann die Hundswut in der Gegend zu grassieren. Aber ich hab' ja nicht gewußt ... ich hab' nicht gewußt ..."

Nach langen Wochen genas Heinz. Aber er war nicht mehr das Kind von ehemals. Langsam und einförmig wie große faule Schnecken schlichen die Tage dahin. Müde und ruhelos wie eine dünne Flamme durchwanderte Heinz die Räume des leergewordenen Hauses. Immer schien er etwas zu suchen.

Gegen den Onkel blieb er unzugänglich und schweigsam — er hatte nicht vergessen.

Er wollte nicht vergeben. Tante Lonny sprach einmal zart und eindringlich zu ihm. Er legte nur den Kopf auf ihre Knie und weinte schweigend.

„So wie Chomka hat mich keiner geliebt!" sagte er endlich.

Von daheim kamen immer aufregende Briefe. Einmal brachte die Mama Heinz ein Figürchen aus Papier, das der Papa bemalt und ausgeschnitten hatte. Es war eine zierliche Dame in einem blauen Rock, mit einer roten Husarenjacke und einem grünen Federhut. Auf ihrem Gürtelbande waren die Worte zu lesen: Ein Gruß vom Papa an seinen lieben großen Jungen. In jeder Hand trug sie ein papiernes Täschchen. Darin waren Blumensamen, Stiefmütterchensamen und die feine Saat der blauen Nemophila, die Heinz sehr liebte. Mit zierlicher Schrift stand auf den Täschchen: „Für Nickis Grab."

„Das schickt dir der Papa!" sagte die Mama unter Tränen lächelnd. „Ist das nicht lieb von ihm?"

Heinz seufzte schwer und schwieg.

„Möchtest du nicht zum Papa zurückkehren, Heinzchen?"

„Ja!" sagte Heinz aus tiefstem Herzensgrunde. „Nur nicht länger hierbleiben!"

So ward die Rückreise eine beschlossene Sache.

Der Unterricht ward wieder einmal völlig unterbrochen. Heinz sollte sich erholen, hieß es. Wieder wurden Koffer gepackt, Frau Stürmer hatte alle Hände voll zu tun.

Träumerisch wandelte Heinz durch die heiße Sommerwelt. Fremd war er hier geworden. Er wollte fort.

Einige Tage vor der Abreise erlebte er etwas Besonderes. In einem leeren Nebengebäude des großen Hauses hatte Heinz eine scheue magere Katze gefunden, die hier vergessen und eingesperrt worden war. Sie mochte sich wohl bisher von Ratten und Mäusen genährt haben; jetzt war der Vorrat ausgegangen, und Heinz warf ihr manchmal einen Brocken hin oder er brachte ihr eine Schale Milch. Als er einmal auf seinen Stelzen einen Rundgang durch den sommerglühenden Garten versuchte, lief ihm die Katze begehrlich miauend nach. Er blieb stehen und sah sie an. Sofort blieb sie auch stehen, zog einen krummen Buckel und rieb sich zärtlich an dem glatten Stelzbein.

Neugierig stelzte er weiter. Aber wo er ging und stand, immer schlich ihm die Katze nach. Bald hüpfte sie in possierlichen Sprüngen über hohes Riedgras, bald wand sie sich geschickt durch ein Gewirr von Blattwerk und Gesträuch, über das er mit einem gewaltigen Schritt hinübersetzte.

Heinz hatte keine Vorliebe für Katzen. Dieses Tier aber war denn doch mit seiner Anhänglichkeit bemerkenswert.

„Du, komm mir nicht immer nach," murmelte er, „ich will kein Tier mehr liebhaben."

Die Katze aber war anderer Meinung. Zierlich setzte sie eine Pfote vor die andere, stellte nachdenklich den Schwanz und folgte ihm.

Da war nichts zu machen. Heinz gewann die Katze lieb. Und als er schüchtern erklärte, die Katze mitnehmen zu wollen, lächelten die Erwachsenen und hatten nichts dawider.

So gestaltete sich Heinzens Auszug aus Südrußland trübe und doch nicht ganz freudlos. Einsamer und weiser war er geworden, reicher und ärmer.

„Mama, wer ist diese Frau Sara Finkelstein, die neulich bei dir war?" fragte Heinz zwei Wochen später.

Die Mama ging ruhelos in dem Salon Tante Fredegundens auf und nieder. Sie sah etwas unsicher aus und blieb stehen, — dann entwortete sie kurz:

„Eine Kartenlegerin und Wahrsagerin."

Heinz zog ein verblüfftes Gesicht. „Kann sie denn wirklich wahrsagen? Glaubst du daran? Und glaubt Tante Fredegunde daran?"

„Tante Fredegunde hat sie ja gerade herbestellt."

Sonderbar! dachte Heinz, Tante Fredegunde ist so eine kluge Frau. Aber das sagte er nicht.

„Was hat die Kartenlegerin dir denn erzählt, Mama?"

„Frag' nicht so viel, Heinz, ich habe Kopfweh."

Frau Stürmer sah wirklich blaß und abgespannt aus; sie hatte trübe Augen und war ängstlich und unsicher.

„Morgen kommt sie wieder — zum letztenmal," murmelte sie nachdenklich. „Was sie sagt, das will ich dann tun. Du kannst übrigens mit dabei sein, Heinz. Schaden kann's dir nicht, und zwei behalten mehr als einer. Ist ja auch lauter Unsinn!"

Heinz war sehr nachdenklich geworden. Hm, wenn alles Unsinn war brauchte sich die Mama doch nicht aufzuregen. Seit ihrer Ankunft in dem kleinen Provinzstädtchen aber war sie beständig nervös und redete viel und geheimnisvoll mit Tante Fredegunde. Und Heinz war so ungeduldig, endlich nach Hause zu kommen. Warum saß man denn immer noch hier in dem häßlichen Nest? Er begriff die ganze Geschichte nicht.

Am nächsten Morgen, als Max und Karl in ihren Uniformen schon ins Gymnasium gewandert waren, saßen Evchen und Heinz beisammen auf der Haustreppe.

Die Straße war lang, schlecht gepflastert und öde. Zu beiden Seiten standen niedrige braungestrichene Holzhäuser, geduldig und müde wie Menschen, die auf etwas warteten. Im Sonnenlicht schaukelte ein vergoldeter großer Kringel über einem Bäckerladen. Ab und zu rumpelte ein Lastfuhrwerk die Straße entlang. Bedächtig wühlte ein grunzendes Schwein im Rinnstein; ein paar Hühner flatterten aufgeregt über den Fußsteig, gefolgt von einem majestätisch ausschreitenden Hahn. Kleinbürger in langen Kaftanen stritten mit einer Bäuerin. Große weiße Wolken zogen festlich über das satte Himmelsblau.

Evchen war jetzt über zehn Jahr alt und eine ganze kleine Dame. In ihrem Wesen war eine Mischung von koketter anspruchsvoller Würde und frühreifer Weltklugheit. Sie sah aus wie eine kleine blonde Ägypterin. Unter einem Wulst goldblonden Haares blickten längliche schwarze Augen hervor, die eng beieinander standen. Ihr weicher feuchter Mund war tief gefärbt und beweglich, ihr Näschen ein wenig platt, lang und schmal.

„Nun?" sagte sie gedehnt. „Warum unterhältst du mich nicht?"

„Du kannst mir ja auch was erzählen!"

„Ich . . .?" Evchen betrachtete Heinz aufmerksam von der Seite. „Du bist doch der Kavalier."

„Nun und was weiter?" fragte Heinz belustigt.

„Hast du denn da im Jekaterinoslawschen gar keine Mädchen gesehen?"

„Na und ob! Alle Tage war ich mit Mädels zusammen."

Evchen rückte ihm ein wenig näher. „Wie heißen sie? Und waren sie hübsch?"

„Sehr!" sagte Heinz, ohne sich zu besinnen. „Da waren Lulu und Katiuscha und Olga und Sascha, ja und Malwa. Olga und Sascha waren aber noch klein," fügte er hinzu.

„Und wer war die Schönste? Wohl Malwa?"

„Wie weißt du das?" fragte Heinz erstaunt.

„Nun, ich denk' nur so, weil du zuletzt Malwa sagtest."

„Ja, Malwa war wunderhübsch. Schwarze Haare hatte sie und schwarze Augen wie Sammet, eine feine braune Haut, und wenn sie sprach, — dann war man in einem Walde und hörte die Kirchenglocken läuten — von ferne."

„Aha!" sagte Evchen und machte ein wissendes Gesicht. „Du bist also in diese Malwa verliebt!"

Sie rümpfte verächtlich ihr ägyptisches plattes Näschen.

„Verliebt? Dummheiten! Ich denk' ja gar nicht dran!" rief Heinz entrüstet.

„So sagen die großen Jungen alle, wenn sie es sind," bemerkte Evchen weise. „Ich hab' schon viel erlebt!"

Sie seufzte, zog ihr spitzenbesetztes Unterröckchen glatt, strich das weiße Kleid sorgfältig darüber, und stützte den Ellenbogen aufs Knie und den Kopf in die Hand.

„Trug sie auch schöne Kleider?" fragte sie in müdem gleichgültigen Ton und blickte Heinz unter den langen seidenen Wimpern schmachtend von der Seite an.

„Wer?" fuhr Heinz auf.

„Nun — diese Malwa."

Er lachte herzlich. „Sie hatte nackte Füße und ein Bauernröckchen, aber daran dachte man gar nicht. Alles sah schön bei ihr aus."

Evchen rückte vornehm weg. „Also ein Bauernmädchen. Pfui, wie gemein!"

Heinz sah die Kleine amüsiert an. Er stemmte beide Hände in die Seiten und lachte vergnügt und ausgelassen.

Er war hübsch, wenn er lachte. Evchen hatte überhaupt noch keinen hübscheren Jungen gesehen.

Voll Gnade und heimlichem Ärger betrachtete sie ihn.

„Nun und die anderen?" dehnte sie. „Das waren wohl auch Bauernmädchen?"

„Nein!" sagte Heinz kühl — „das waren Gräfinnen."

„Grä — finnen?" Evchen blieb der Mund offen vor Staunen.

„Nun und die?" fragte sie in respektvoll gedämpftem Ton.

„Nas in die Läng', Mund in die Quer, wie bei anderen Leuten eben auch."

„Ja . . . aber . . ." Evchen vergaß ihre Vornehmheit und rückte Heinz vertraulich näher.

Er maß sie mit ruhiger Überlegenheit.

„Was willst du eigentlich wissen?" fragte er.

„Waren — waren sie nett zu dir?" schnappte Evchen.

„Natürlich, wenn ich nett zu ihnen war. Manchmal aber war ich lieber mit Malwa allein, oder am liebsten mit Chomka."

„Chomka — wer war denn das?" fragte Evchen mißtrauisch. „Auch ein Graf?"

„Nein, ein lahmer Hund —" sagte Heinz schwelgend. Sein Gesicht verfinsterte sich und wurde hart. „Der war mein bester Freund."

Evchen rückte wieder von ihm weg. „Ach geh, du bist komisch."

„Warum komisch?"

Darauf wußte Evchen nichts zu sagen. „Da kommt die Sara Finkelstein!" rief sie.

Was da jetzt aus einer Quergasse auftauchte und gegen das Haus zuwackelte, war mehr einer wandelnden Pyramide ähnlich als einer Frau. Ein gelb geblümter, violetter Seidenrock bauschte sich steif in ungeheuren Falten um die kurze gedrungene Gestalt, deren Oberkörper in eine schwarze Atlastaille gespannt war. Oben saß ein langer schmaler Kopf von einer spitzen hohen Haube gekrönt. Das ganze Gesicht glich

von weitem einem rosagefärbten glänzenden Osterei. Unter dem glattgescheitelten grauen Haar liefen ein Paar runde korinthenschwarze Äuglein rastlos lauernd hin und her. Die kräftig gebuckelte Nase hing melancholisch auf einen knopflochartigen Mund herunter, dessen Winkel freundlich-tückisch aufwärts strebten. In dem kurzen rechten Arm trug Frau Sara Finkelstein eine schwarzlederne schäbige Tasche, der linke war friedlich über den Leib gelegt.

Ungefähr zehn Schritt vor der Haustreppe blieb die wunderliche Person stehen und knixte feierlich. Ihre Züge hatten dabei etwas Festliches.

Evchen nickte herablassend.

„Seien die hochwohlgeborene Frau Mama gesund?" fragte Sara Finkelstein und trat näher.

„Danke, es geht."

„Was haben denn gnädig Fräuleinchen da für einen schönen jungen Kavalier?"

„Das ist Mamas Taufsohn," erklärte Evchen wichtig.

Sara Finkelstein knixte wieder umständlich und versuchte an den Kindern vorbeizukommen. Heinz sprang schnell auf und machte ihr Platz.

„Ei, ei, ein rasches Blut, ein heißes Herz," murmelte sie, „ein scharfer Sinn, ein schwer Gemüt. Gefährlich, gefährlich für Frauensleut', am gefährlichsten für den jungen Herrn selbst. Stolz und doch nicht hochmütig, fein und doch frei. Ketten zerbricht er und Fädchen halten ihn. Je dünner, je fester. Zweiteilig, zweiteilig und voll Unruhe . . . Glück auf den Weg, junger Herr!"

Verblüfft ließ Heinz die Frau an sich vorüberpassieren. Als sie in die Haustür hineingesegelt war, lachte Evchen hell auf.

„Das ist eine Kluge!" sagte sie. „Die weiß alles. Drei Bräutigams werd' ich haben, und der dritte wird steinreich sein. Den zweiten aber werd' ich am liebsten haben, und dem ersten lauf ich davon."

„So?“ sagte Heinz mißbilligend. „Und das glaubst du?“

„Gewiß.“ Evchen schnippte mit den Fingern. „Die Sara Finkelstein weiß alles.“

Heinz stand unschlüssig an die Hauswand gelehnt. „Erst wird sie mit der Mama allein sprechen,“ — sagte er, „später darf ich auch mit hineingehen.“

„Dann paß' nur ordentlich auf und frag' sie, wie viele Bräute du haben sollst!“

„Ich will keine Bräute!“ rief Heinz ärgerlich. „Ich will einmal eine Frau! Aber noch lange nicht!“

Evchen kicherte. „Und wie soll sie aussehen?“

„Wie soll ich das jetzt wissen? Schön muß sie sein.“

„So wie Malwa?“

„Ach was! Dummes Zeug! Lebt die Sara Finkelstein lange hier?“

„Furchtbar lange. Sie ist ja auch steinalt. Alle Menschen schicken nach ihr, wenn sie Sorgen haben. Alles weiß sie. Wenn irgendeiner was gestohlen hat, so findet sie den Dieb heraus und auch, wo er die Sachen versteckt hat.“

„Nein!“ rief Heinz staunend.

„Aber ja. Natürlich. Der Frau Adelsmarschall wurden Ohrringe gestohlen, mit Diamanten weißt du, — so großen, — nun, die ganze Polizei suchte und suchte. Nichts. Da kam die Sara Finkelstein. ‚Der Dieb ist hier in der Stadt‘ — sagte sie, ‚und die Ohrringe sind in einer alten Sardinenbüchse versteckt, in dem Misthaufen des Bäckers Popoff vergraben.‘ Sie gruben nach und richtig — da waren sie!“

„In der Sardinenbüchse?“

Evchen nickte würdevoll triumphierend.

„Und der Dieb?“

„Das war der Lakai der Frau Adelsmarschall. Nun sitzt er im Gefängnis.“

„Wie kann sie denn das wissen?“

„Das liest sie aus den Karten oder dem Kaffee-

satz. Sie liest darin grad so, wie ein anderer aus einem Buch."

„Das glaub ich nicht!" meinte Heinz resolut.

„Nu, glaub's nicht, du wirst's ja doch sehen."

Die Tür öffnete sich, Dascha, die Stubenmagd, trat hervor. „Der junge Herr möchten kommen!" meldete sie.

Scheu schritt Heinz durch den Salon und den Speiseraum in das Schlafzimmer seiner Mutter.

Tante Fredegunde und die Mama saßen feierlich nebeneinander auf dem Sofa und hielten sich die Hände.

Ihnen gegenüber thronte Frau Finkelstein in einem Großvaterlehnstuhl. Vor sich auf einem zusammengeklappten Kartentisch hatte sie ein Servierbrett, darauf war brauner Kaffeesatz ausgeschüttet und bildete eine Art Landkarte mit Inseln, Halbinseln, Bergen und Tälern. Ringsum sickerte ein dunkler flacher Kaffeesee.

Frau Sara starrte so angestrengt auf diese braunen Gebilde, daß der Schweiß in Perlen an ihrer schmalen, glänzenden Stirn niedertropfte.

„Viel Mühsal, viel Schwierigkeiten, gnädigste Dame," murmelte sie, „denn Ihr Herr is ein rascher Herr, ein schöner Herr, ein verwöhnter Herr — vornehm is er, und viele Leut gehorchen ihm. Sein Wort kommt und geht wie ein Blitz. Aber nur Geduld . . . Geduld pflückt Rosen, sagt man — — is auch wahr: mit Geduld erreichen Sie alles. Einmal wird kommen der Tag, wo er wird bringen den kleinen Holzkasten mit Messingbeschlägen und wird abgeben der gnädigen Dame den Kasten freiwillig und wird sprechen: ‚Hast du können früher verwalten mein Geld, so sollst du es verwalten auch jetzt!' und wird Ihnen bringen die Schlüssel und wird sein alles wie gewesen. Dann sollen Sie denken an der Sara Finkelstein ihr Wort, gnädigste Dame."

„Wird's dann gut sein?" fragte die Mama erregt.

„Wie haißt gut? Wird sein gut und wird sein

schlecht. Kann man nicht mehr prophezeien. Für Geduld und Klugheit wird sein gut, — für Ungeduld und Unverstand wird sein schlecht."

„Nun ist's genug, Sara," sprach Tante Fredegunde. „Jetzt sehen Sie sich einmal den Jungherrn hier an. Was steht ihm für ein Schicksal in den Augen geschrieben?"

Sara Finkelstein blinzelte Heinz mit vertraulichem Wohlwollen an.

„Hab ich schon draußen gesehen den schönen Jungherrn. Wird er haben ein buntes Leben. Viel Liebe, viel Liebe und viele Sorgen. Sorgen wird er machen, Sorgen wird er haben."

Rasch zog sie aus ihrem Beutel ein Päckchen abgenutzter Karten und stellte das Servierbrett mit dem Kaffeesatz auf einen Stuhl.

Sie hieß Heinz die Karten abheben und mischte sie geschäftig mit unvergleichlicher Geschwindigkeit.

„Ist ja alles nur Spaß, Heinz!" sagte Tante Fredegunde mit schlauem Augenzwinkern. Ihr Blick haftete aber fest auf den Karten.

Mit den runden Fingern begann Sara die Karten auszubreiten und wisperte geheimnisvoll dazu. Bestätigend nickte sie heftig zwei-, dreimal.

„Grad wie ich hab gesagt! Mein, mein — was wird der junge Herr geliebt! Von Blonden und Braunen und Schwarzen und Roten! Und immer von zweien auf einmal! Heißes Blut, heißes Blut und schwerer Sinn — — viel Unglück — da! Haushohe Trübsal, weil zu rasch, zu rasch!"

Sie warf die Karten durcheinander und fing von neuem an. Sie seufzte, wurde dunkelrot und starrte versunken vor sich nieder.

„Großer Erfolg und großes Leid, immer abwechselnd, kommt und geht wie Tag und Nacht, wie Sommer und Winter, ohne Frühling, ohne Herbst . . . schwarz

und weiß, licht und dunkel, Sturm und Stille. Zweiteilig, zweiteilig, gnädigste Damen."

Erschöpft hielt sie inne. Heinz starrte sie wortlos an. Mit ihren feuchten Fingern griff sie jäh wie ein Raubvogel nach seinen Händen, besah sorgfältig die inneren Handflächen und seufzte.

„Zwei Seelen, zwei Lebensfäden in einem Geist. Schwer . . . schwer und dunkel. Einmal wird kommen der Friede, aber spät. Einmal wird sich finden der Stern, der anzieht beide Seelen, aber spät . . . spät . . ."

„Und wer ist schuld daran?" fragte Frau Stürmer atemlos.

„Schuld? Wer is schuld, daß ein Löwe is ein Löwe und kein Hund? Wer is schuld, daß ein Meer is ein Meer und kein Teich? Alles is Bestimmung, gnädigste Damen, und wer hat seine Bestimmung, muß tragen seine Ketten."

„Frau Sara," sagte da plötzlich Heinz, und seine Augen wurden schwarz vor Erregung. „Wer hat mich bis jetzt am meisten geliebt, und wer wird mich am meisten lieben, wenn ich groß bin?"

Sara Finkelstein stutzte, schnappte nach Luft, griff nochmals nach Heinzens Händen und begann wieder zu schwitzen.

„Is gewesen kein Mensch," sagte sie feierlich, wie unter einem Zwange, „is gewesen ein Tier — —"

„Ich weiß," sagte Heinz. Er war ganz blaß. Mit einem scheuen Blick streifte er seine Mutter. „Es war ein Hund — — und — und der andere?"

„Da hört doch alles auf!" hörte er die Mama ärgerlich sagen.

„Wird sein ein Mädchen, — stolz wie ein Adler, arm wie eine Maus, treu wie ein Hund, rein wie das Licht, — wie der Mond so still, wie die Nacht so schwarz und nicht schön für die meisten . . ."

Die Schweißtropfen sammelten sich wieder in dicken Perlen auf Saras Stirn.

„Nicht schön!" wiederholte Heinz betrübt.

„Nun machen Sie Ihre Bude zu!" versuchte Frau Stürmer zu scherzen. „Sie verdrehen ja meinem Jungen den Kopf ganz und gar. Ist ja alles Spaß, Heinz."

„Gut, gut, gnädigste Damen," erwiderte Sara Finkelstein gleichmütig. „Is so lange Spaß, bis wird kommen der Ernst. Wir spaßen ja alle, und das Leben is auch ein Spaß, nur manchmal mit Tränen."

Völlig betäubt verließ Heinz das Zimmer.

„Nun, was hat sie gesagt?" rief Evchen neugierig. „Wie viele Bräute wirst du haben?"

„Fünfzig!" antwortete Heinz. Mehr war aus ihm nicht herauszubringen.

Ein paar Tage später packte die Mama einen Handkoffer und mietete einen Postwagen. Sie müsse Bekannte aufsuchen, sagte sie zu Heinz.

„Nimmst du mich nicht mit? Wann fahren wir denn nach Hause?" fragte er ungeduldig.

„Abwarten. So schnell geht das nicht, mein Sohn." — —

— — Die Mama war fort. Heinz sah sich oft an den langen Vormittagen allein, da Evchen Unterricht hatte, die beiden Knaben aber auf dem Gymnasium waren. Tante Fredegunde war überaus ehrgeizig. Sie hatte Heinz in den Schulfächern, im Französischen, auch im Klavierspiel einer eingehenden Prüfung unterzogen, und sie entdeckte dabei, daß er in allem weiter war als ihre eigenen Kinder. Dagegen sonnte sie sich in Evchen. Die Kleine konnte so niedlich unterhalten. Sie zog eine so allerliebste würdige Miene, wenn sie den Herrn Adelsmarschall nach seinem Befinden fragte, oder der Frau Generalin von den neuesten Entdeckungen Sara Finkelsteins berichtete. Heinz saß stumm und gelangweilt dabei, er wußte nichts zu sagen.

Einen herzlichen Anteil nahm an ihm der Doktor.

Manchmal durfte Heinz ihn auf seiner Praxis begleiten. Es sah putzig aus, wenn der kleine, lebhaft gestikulierende Mann in seiner Militäruniform mit dem schmucken Jungen freundschaftlich durch die engen Gassen wanderte, oftmals stehenblieb, um ihn mit gerunzelter Stirn und fürchterlich klingender Stimme anzuschnauzen, während doch ein sonniges Lächeln in den kleinen eingedrückten Brillenaugen leuchtete.

Bei Gelegenheit eines Wöchnerinnenbesuches hatte der Doktor ihm die Dinge ruhig und sachlich erklärt, die Heinz zuerst in so verblüffender Weise von Malwa gehört hatte. An Pflanzen und Tieren wies er ihm die immer drängende Triebkraft der Natur nach. Die Natur und die Griechen, das waren die Dinge, für die er sich begeisterte. Schmunzelnd prägte er ihm den Spruch ein: Naturalia non sunt turpia. Heinz hatte sich sein allerhöchstes Wohlgefallen erworben, als er ihm eines Morgens auf der Straße entgegensprang, lustig sein Matrosenmützchen schwenkte und rief: „Guten Morgen, Onkel Doktor. Mens sana in corpore sano!"

„Brravo, mein Junge!" Der kleine Herr blieb stehen, zog die buschigen Augenbrauen zusammen, die aussahen wie kleine borstige Schnurrbärte, während er den Schnauzbart wie ein Wüterich voranschob.

„Nun ssag, einmal — wie denkst du dir deine Zugunft? Ein Bursch, wie du muß doch mal allmählich einen Blan fassen."

Heinz sah ihn ernsthaft an. „Onkel Doktor, ich möchte etwas lernen, wo alles drin ist, das ganze Leben, die ganze Natur und die Menschen."

„Hm. Nicht übel, aber nicht grad' g'nügsam. Na, nur Lumbe sind bescheiden. Du mußt halt Philosophie studieren, oder Naturwissenschaften."

„Ja aber — in den Naturwissenschaften sind keine Menschen und in der Philosophie ist nicht das Leben, sondern nur die Gesetze des Erkennens — so hast du doch neulich gesagt, Onkel Doktor. Bei mir ist's aber

so: Alles, was draußen ist, was ich seh und höre, das möcht' ich verstehen, und das Inwendige, was so weh tut oder Freude macht, das möcht' ich aus mir herausnehmen und vor mich hinstellen, wie ein Bild, — so — siehst du!"

Er griff mit beiden Händen nach seinem Herzen und schien etwas Luftiges auf ein unsichtbares Postament vor sich zu stellen.

Der Doktor, der inzwischen ausgeschritten war, blieb wieder stehen. Mit zorniger Miene strich er sich den Schnurrbart.

„Daß dich das grraue Mäuslein baißt!" schrie er verwundert. „Wauft und Hamlet in einer Berson. Wie? Da gann ich dir nur raden: laß sie baide wahren und werde:

Durch Mitleid wissend
Der reine Dor — — wie Barsival."

„Wer war Parsifal, Onkel Doktor?"

Der kleine Herr nahm Heinz bei der Hand und erzählte ihm einfach und liebevoll die Geschichte von Parsifal, dem jungen Ritter, der durch Mitleid ein Wissender wurde.

Heinz hörte mit glänzenden Augen zu.

Endlich sagte er mit zitternder Stimme: „Onkel Doktor, mein bester Freund war ein lahmer Hund, Chomka, den haben sie mir heimlich umgebracht. Willst du jetzt mein Freund sein?"

Und der Doktor lachte nicht. Er klopfte Heinz derb auf die Schulter und schnauzte ingrimmig: „Dobb, mein junger Wreund!" Den ganzen Tag aber strahlte er, als habe er einen Orden bekommen. Es war ja auch keine Kleinigkeit, in der erwachenden Seele eines jungen begabten Knaben der Nachfolger eines lahmen Hundes zu werden. Das war eine Auszeichnung, die der ältliche Herr voll zu würdigen wußte, und die er sich wohl hütete, seiner sehr geschätzten Frau, Tante Fredegunde, oder gar Evchen mitzuteilen. Du lieber

Himmel, er war ja auch einmal jung gewesen, und er gehörte zu denen, deren Herzen jung blieben, auch wenn die Haare grau wurden.

Übrigens waren diese stillen „Philosophengänge", wie Doktor Vesper die Wanderungen mit Heinz nannte, nur die Kehrseite von des Knaben reicher Wesensart. Wie Ebbe und Flut ging es in Heinz auf und nieder, nur nicht so regelmäßig. Bald versank er in andächtige Betrachtung, bald tobte er ausgelassen mit den Jungen und war der Wildesten einer. Vor einem Marienkäferchen oder einer Butterblume konnte er lange stillstehen, in einer Mischung von Traum und Leben. Eine lichte weiße Ruhe war in ihm, wie ein Meer, nachdem die versunkene Abendsonne es still geküßt, — dann wieder brauste ein überschäumender Lebenshunger in ihm auf und verleitete ihn zu allerhand tollen Streichen.

Zwei entgegengesetzte Temperamente hielten ihn abwechselnd gefangen, zwei Seelen wohnten auch in seiner Brust, und jedes Temperament und jede eigengeartete Seele hatte ihre eigenen Fehler, ihre eigenen Vorzüge, ihr Gutes und ihr Böses.

Er war nicht böse, wenn er leidenschaftlich, voll pulsierenden Lebens jubelnd daherstürmte; er war nicht gut, wenn er nachdenklich und sinnend in seinen wilden Spielen innehielt — — er war nur anders, als er eben noch gewesen, und mit geheimem Schauer stand er ahnungsvoll vor den verborgenen Rätseln seines Innern.

An einem Abende hatten sich die drei Buben zusammengetan, um Evchen aus dem Bett zu holen und sie als Kriegsbeute zu „rauben". In ihren Nachthemden schlichen die Jungen auf bloßen Füßen lautlos durch den Korridor, der ihr Zimmer mit Evchens verband. Evchen lag schon im Bett. Sie hatte die Decke schlaftrunken über den Kopf gezogen, — da stürzten die Knaben mit Kriegsgeheul zu ihr herein.

„Wir wollen dich rauben. Wir sind Indianer, auf dem Kriegspfade!" brüllte Max. „Du bist unsere Gefangene!"

Max und Karl begannen ihre Hände mit Gewalt von dem Bettpfosten zu lösen. Plötzlich warf sie sich herum, lächelte verschämt und sagte: „Ich geh' freiwillig mit, wenn einer errät, was ich mir denke!"

„Komm, Evchen, ich will dich tragen!" rief Heinz.

„Hurrah! Fein! Du hast's erraten!" jubelte sie.

Vorsichtig, wie ein zerbrechliches Glas, hüllte er sie in ihre Decke und hob sie auf den Arm.

In anmutiger Schelmerei breitete Evchen ihr lichtes Haar wie einen Mantel über den Knaben.

„Nun bist du ganz blond!" sagte sie lachend.

Und ehe er sich's versah, hatte sie ihn geküßt, leicht und kühl wie ein Hauch.

In diesem Augenblick ertönte Schellengeklingel vor der Haustür. Wirre Stimmen im Flur. Die Tür tat sich auf. „Heinz, wo bist du? Komm schnell! Schnell, Junge!"

Tante Fredegunde stand im Zimmer.

Vor dem lieblichen Bilde prallte sie zurück und blieb doch stehen wie gebannt.

„Aber Kinder!" sagte sie nur.

Wieder ward die Tür aufgestoßen. Ein schöner großer Mann stürmte herein.

„Heinz, Heinz — wo bist du?"

Von dem goldenen Haar umsponnen, stand Heinz regungslos mit seiner Bürde im Arm — — die Stimme da kannte er wohl.

„Papa," stammelte er leise und wirr wie im Traum — — „Papa?"

Langsam ließ er Evchen zu Boden gleiten.

„Mein Junge! Mein einziger lieber Junge!" Die Stimme brach sich in Schluchzen.

Der Vater hob ihn hoch in die Arme.

Achtes Kapitel.

Nur wer ein Heim wiedergewann, der es für immer verloren wähnte, nur der kann ermessen, mit welcher Fülle sehnsüchtiger Erwartung Heinz sein Elternhaus wieder betrat. All das Neue, das er draußen erfahren, all das Leid, all die unbewußte Sehnsucht, all seine Liebesfähigkeit — alles hatte er zusammengetragen, alles brachte er in seiner Seele den heimischen Wäldern dar, brachte es dem Vaterhause am See wieder.

Und während er, ein verstoßener und wiedergefundener Sohn einzog, voll jubelnder fiebernder Erwartung, wußte er nicht, daß er ein Anderer geworden war. Ihm schien die Heimat verändert. Wie? War der See früher nicht weiter und blauer gewesen? War der Blumengarten wirklich so klein, so regelmäßig ordentlich? Und das graue Holzhaus mit seinem Aufbau, seinem Balkon und seiner geschweiften Veranda, sah es nicht verändert und gleichgültig drein, als wolle es sagen: Du, wer bist du denn eigentlich? Ich kenne dich nicht mehr.

Eine große, große Last legte sich bedrückend auf seine Seele, als er von Zimmer zu Zimmer durch die alten wohlbekannten Räume schritt. Nianja, die alte Wärterin, hatte ihn nicht begrüßt. Sie war schon lange aus dem Dienst und lag krank in einem Nachbardorf. Akulina, die Köchin, und Mascha, das Stubenmädchen, waren durch fremde Leute ersetzt worden. Nur Grischa, der Kutscher, war noch derselbe. Aber in Gegenwart der Eltern hatte er nicht gewagt, seiner Freude Ausdruck zu geben. Er hatte es nur zu einer grinsenden sauren Höflichkeit gebracht.

Heinz ging schweigend von Zimmer zu Zimmer. In Nickis früherem Bauer saß ein gefleckes Meerschweinchen. Es verkroch sich eilig in dem Holzverschlag, der am Käfig angebracht war. Vielleicht fürchtete es sich vor der Katze, die Heinz getreulich überall nachlief. Zum Andenken an seinen alten Freund, den Doktor,

hatte Heinz ihr den Namen Parsifal gegeben, ungeachtet ihrer Weiblichkeit. Der Name mochte ihr ebenso ungewohnt sein, wie das neue große Haus. Wie ein fremder scheuer Schatten huschte Parsifal immer ein paar Schritt hinter Heinz her. Eine fremde scheue Seele auch sah dem Knaben aus den Augen, als er seinen Rundgang vollendet.

Der Vater kam ihm strahlend entgegen. „Nun, mein Junge?"

„Papa, wo ist Wassjka, mein Schaukelpferd?"

„Für ein Schaukelpferd bist du doch wohl zu groß, Heinz, ich hab es verschenkt, — den Kindern unseres Nachbarn Melnikoff."

„Und wo ist mein Guckkasten, Papa? Auch bei Melnikoffs?

Der Vater nickte. Ihm war sehr unbehaglich zumute.

„Die Melnikoffschen Kinder sind für den Guckkasten noch viel zu dumm," bemerkte Heinz trocken.

„Meinen Handschlitten und die Schlittschuh' hast du wohl auch verschenkt?"

Herr Stürmer vergaß nie den vollen anklagenden Blick seines Sohnes.

„Du bekommst alle diese Dinge wieder und viel schöner, mein Junge!" sagte er in künstlich munterem Ton.

„Das ist es nicht!" sprach Heinz schwer. Er wandte sich ab. Eine unerbittliche Schärfe der Empfindung war über ihn gekommen und würgte ihm an der Seele.

Er war in dem Hause seines Vaters einfach ausgelöscht worden, als wäre er nimmer gewesen. Hätte er nur irgendwo ein heimlich gehegtes Plätzchen gefunden, das ihm verraten hätte, daß der Papa seiner gedacht. Aber nichts, nichts.

Ein Erguß heißen gekränkten Stolzes, abgewehrter Liebe wallte in ihm auf. Ihm war, als müsse er laut schreien, um sich Luft zu machen. Er war blaß geworden. Mit schneidendem Hohne sagte er kalt:

„Du wolltest mich also — vergessen . . . dann hättest du mich lieber nicht holen sollen." — —

Die Mama war still und gedrückt. War das die ganze Freude der Heimkehr?

Heinz biß die Zähne zusammen und lief hinaus in den Wald. Schluchzend warf er sich nieder ins Moos.

Eine heiße Sehnsucht nach Chomka, nach Malwa und Lulu, nach Tante Lonny, Emilie Andrejewna und Doktor Vesper war in ihm erwacht. Was nutzte das jetzt? Bei ihnen hatte er sich nach Hause gesehnt, — nun war er daheim und doch ein Fremdling. Alles war so verkehrt, so traurig, so betäubend! Wo war der Sinn des Ganzen?

In der wachen Lebendigkeit seiner Seele, in seinem Hunger und seiner großen Trauer stöhnte er laut auf.

Schwer, zentnerschwer war eine große Enttäuschung in sein Leben gefallen und ward ihm zur Qual, zur brutalen Marter.

Er war zu Hause. Was weiter? — —

Über ihm rauschten die Bäume. In der wunderbaren Ruhe dieser halbdunklen Einsamkeit sah er sehnsüchtig zu den stillen weißen Wolken empor, die an den grünen Wipfeln vorüberschwammen.

Der Wald — ja, der war noch der gleiche. Oder war er es nicht? Halb mißtrauisch, ja feindlich sah sich Heinz um.

In der Krone einer Linde raschelte es — ein Eichhörnchen sprang vorwitzig von Ast zu Ast und lugte zu Heinz hinunter. „Nicki, ach Nicki . . ." murmelte er und er mußte an das kleine verlassene Grab denken. Wer pflegte dort die Stiefmütterchen und die zarten Nemophilas? Die waren in der Südsommersonne gewiß längst verdorrt und verbrannt. Wäre er doch lieber dageblieben!

Über ihm rauschten die Bäume. Böse und geheimnisvoll klang ihr Flüstern. „Uns hast du nicht gefehlt! Weshalb kamst du wieder?" Etwas Fremdes,

etwas Namenloses wie ein halbtotes Schelten tönte ihm aus ihrem Gewisper entgegen. Sie schienen sich von ihm abzuwenden.

In seiner Seele war es leer und trübe. Er legte müde den Kopf auf den Arm, schloß die Augen und lag ganz still.

Und auf einmal stand Malwa vor ihm und sah ihn mit den großen verwunderten Augen ruhig an. „Ich hab' noch nie einen so dummen Jungen gesehen," schien sie zu sagen. „Bist du denn vom Monde heruntergefallen?"

„Liebe Malwa," flüsterte er, „liebe, liebe Malwa..."

Sara Finkelstein fiel ihm ein mit ihren wunderlichen Prophezeiungen — — Wie der Mond so still, wie die Nacht so schwarz — würde das Mädchen sein, das ihn einstmals so lieb haben sollte. Vielleicht war es Malwa. „Liebe, liebe Malwa," wiederholte er leise — „ich bin traurig. Erzähl' mir etwas!"

Und Malwa kauerte neben ihm hin und erzählte.

„Sieh, du bist dumm," sagte sie ihm. „Alles schaut dich böse an, weil du böse bist. Dein Wald, von dem du mir so oft erzählt hast, ist schön und kühl. Hier kann die Sonne nicht brennen wie bei uns auf der Steppe. Und sieh, ich hab's noch viel schlimmer als du. Ich lebe in einer steinernen Stadt, unter vielen, vielen steinernen Häusern. Mir brennt das Herz nach unserer Steppe, wo man weit übers Land sehen kann. Du hast's gut, du großer Junge, du hast's nicht nötig, die kleine Sina den ganzen Tag auf den Armen zu tragen und auf Sascha und Karlik aufzupassen."

Über ihm rauschten die Bäume, aber es war ein anderes Rauschen. Mild und herzlich klang es ihm entgegen wie ein später Willkommsgruß.

Heinz sprang auf und lauschte gespannt. Ja, jetzt redeten die Bäume freundlich, sie kannten ihn wieder, sie waren ihm gut.

Er schlang die Arme um einen weißen Birkenstamm und drückte ihn an sein Herz, Malwa hatte ihn der heimatlichen Erde wieder zugeführt.

Es kam nun eine Reihe von stillen Tagen und Wochen. Nichts Besonderes geschah, aber Heinz führte ein regeres Innenleben wie je zuvor. Galt es doch, sich mit den Dingen, die ihn täglich umgaben, in erneute lebendige Beziehungen zu setzen, und das war weit schwerer, als wenn sie ihm ganz fremd gewesen wären. Wieder bestürmten ihn die vielerlei Gesichter der Dinge. Aber waren es während seiner ersten Lebensjahre nur solche gewesen, wie sie seiner damaligen Auffassung entsprachen, so wurde es jetzt eine erdrückende Fülle. Die Gegenwart trug ihre jeweilige Färbung der Dinge, die er in so verschiedener Stimmung sah, zu den alten Gesichtern der Erinnerung hinzu. Heinz machte die Entdeckung, daß die Welt ebensowohl durch sein trauriges Auge, als durch sein lustiges angeschaut werden könne. Es kam nur auf ihn dabei an.

Freilich litt der Hofhund Tresor, den Grischa oft zornig und unnütz verprügelte, darum nicht weniger Schmerzen, daß Heinz ihn durch seine schwermütige oder durch seine leichtherzige Stimmung betrachtete. So hatte Heinz Tage, wo er die Leiden des dicken Tresor gleichmütiger hinnahm, und andere, wo er sich bitter um die Ungerechtigkeit der Welt kränken konnte. Tresor aber war in beiden Fällen nach den erlittenen Prügeln gleich diebisch, gleich faul und gleich gutmütig.

Umgekehrt wirkte auf Heinz das Gebaren des neuen Stubenmädchens Claudia überaus verschieden, weil es in der Tat wechselnd war. Zuweilen kam sie ihm vor wie eine verkleidete Königin, so stolz trug sie das Haupt auf dem schlanken, langgestreckten Körper, so würdevoll schritt sie durch die Zimmer. An anderen Tagen aber erschien sie in ihrer verbissenen Schärfe

wie ein böser Kakadu, den er einmal drunten im Süden gesehen, und eines Abends, da wußte er vollends nicht, wo er sie unterbringen sollte, denn sie war etwas ganz Neues.

Seit seiner Rückkehr hatte Heinz sein eigenes Zimmer im ersten Stock, mit einem weiten Blick über die Fabrikgebäude, den See, die Wälder dahinter.

In seinem Bett fand er seit einigen Tagen beim Schlafengehen ein sonderbares weißgraues Pulver auf dem Bettuch, dessen Ursprung er sich durchaus nicht erklären konnte. Von der Decke gefallener Mörtel konnte es nicht sein, denn das Bett war ja tagsüber zugedeckt. Also mußte es jemand hineingeschüttet haben. Aber wozu? Zu welchem Zweck?

Es sollte Heinz vorbehalten bleiben, Licht in diese geheimnisvolle Angelegenheit zu bringen. Nachdem er Claudia einem Kreuz- und Querverhör unterzogen und sie sich in auffälliger Weise geweigert hatte, das Pulver wegzuschütten, ward es ihm klar, daß sie es gewesen, die es zu irgendeinem bösen Zweck hineingetan. Die Aktivität seiner Natur sprang wie ein gereizter Löwe aus ihm heraus und die Geschichte endete damit, daß der dreizehnjährige Knabe die große wütende Person jämmerlich verprügelte.

Am nächsten Tage wurde Claudia von Herrn Stürmer entlassen. Es stellte sich heraus, daß ein gleiches Pulver auch in Frau Stürmers Bett geschüttet worden war. Eine Analyse ergab, daß das Pulver an sich harmloser Natur sei. Getrockneter, zerriebener Hundemist, ein wenig Kirchhofssand und gebranntes Mehl. Aber Claudia war eines geheimnisvollen Verkehrs mit einer alten Zigeunermutter überwiesen worden, und einige grimmige Äußerungen, die sie in der Küche getan, kamen jetzt zutage. So hatte sie sich gebrüstet, nächstens die Stellung Mademoiselles bei dem gnädigen Herrn einzunehmen, sobald nur die Gnädige und Heinz in ein

paar grunzende Schweine verwandelt worden seien, was unzweifelhaft bald geschehen werde.

In einem Sturm von Entrüstung hatte der Ingenieur die Person fortgejagt. Als sie zitternd vor Gift und Galle erwähnte, daß der junge Herr sie geschlagen, lachte Herr Stürmer laut auf.

„Das freut mich ganz außerordentlich!" rief er. „Und wenn du nicht auf der Stelle aus dieser Gegend verschwindest, meine Liebe, so werde ich dafür sorgen, daß du über deine Hexereien im Gefängnis nachdenkst."

Dieser Vorfall gab Heinz viel zu grübeln. Es war das erstemal gewesen, daß Bosheit und Aberwitz direkt die Hand gegen ihn erhoben hatten. Seine Göttersagen fielen ihm wieder ein. Er mußte an die Zauberin Kirke denken, die ihre Anbeter in eine Horde Säue zu verwandeln pflegte. Also war die Sagenwelt nicht tot. Noch heute gab es so schauerlich-reizvolle Geschichten, noch heute wirklich böse Menschen. Daß Claudias einfältige Zauberei nicht Wirklichkeit geworden, tat ja nichts zur Sache. Sie hätte Wirklichkeit werden sollen — — und wer weiß — — vielleicht können! An Sara Finkelsteins Prophezeiungen glaubte Heinz mit unerschütterlicher Festigkeit. Das Leben gewann an seltsam geheimnisvollem Reiz für ihn. Seine Einbildungskraft arbeitete lebhafter als je. Überall gab es wunderbare Märchen, er brauchte nur die Augen aufzutun.

Wie ein junger Ritter ging er aus, um das Wunderbare zu suchen. Und siehe — es lag auf allen Wegen. Er erinnerte sich, gleich nach seiner Ankunft die neue Köchin Pulcherina gesehen zu haben, wie sie junge Truthühner, die sie aufgezogen hatte, heftig murmelnd durch ihr Hemd steckte und an ihrem Körper entlang zu Boden gleiten ließ. Dazu hatte sie geheimnisvoll drohend gesagt: „Die letzten Truthühner in diesem Hause, die letzten . . ." Nun wartete er gespannt, ob ihr Spruch wahr werden würde und begann sich für das Federvieh auffallend zu interessieren.

Das Wunderbare lag auf allen Wegen. Noch hatte Heinz nicht entdeckt, daß sein eigenes Innere ein Labyrinth reizvoller Irrgänge sei. Wie an dem Ariadnefaden, so sollte er an der Hand der Erfahrung allmählich lernen, sich in der bunten Welt seiner Seele zurechtzufinden. Erfahrungen aber sind harte Lehrmeister. Jetzt lag noch das Wunderbare außerhalb. Es kam ihm entgegen, auch wenn er es nicht suchte.

Er saß eines Morgens in Coopers Indianergeschichten vertieft in seinem Schulzimmer, — da hörte er ein sonderbares Getrappel nebenbei. Die Tür tat sich auf, der Papa kam mit strahlender Miene herein.

„Heinz, mein Junge," rief er mit einem seltsam weichen Ton, „ich wollt' dir nur sagen, daß dein Wassjka um Einlaß bittet — willst du ihn nicht begrüßen?"

Heinz sprang auf und trat auf die Schwelle. Ja, was war denn das? . . . Wie ein lebendig gewordenes Wunder stand ein schönes dunkelbraunes Reitpferd fertig gesattelt und gezäumt mitten im Eßzimmer. Grischa mit einem blöden grinsenden Gesicht hielt es am Zügel.

„Papa!" schrie Heinz außer sich, „Papa!"

Wie ein Pfeil flog er seinem Vater an die Brust.

„Mein Junge, mein alter Junge," murmelte der Ingenieur. Ich hab' manches gutzumachen an dir! Und ehe du deinen Vater nicht besser kennen lernst, laß ich dich nicht fort aus dem Hause. Na, Heinz, gelt? Wenn ich deine Sachen verschenkt hab', tat ich's, weil es mir zu schmerzlich war, sie vor Augen zu haben und meinen Sohn so weit fort."

Ja so. Das war etwas ganz anderes.

Freudestrahlend, mit feuchten Augen hing Heinz noch immer in seines Vaters Armen.

Dann erst widmete er sich voll und ganz seinem, seinem eigenen Reitpferde.

Nun begann ein herrliches Leben. Der Papa schien ganz in Heinz aufzugehen. In der Frühe, wenn die

Mama noch schlief, hatte Heinz Reitstunde bei seinem Vater. Er mußte an der Longe eine hohe Schule durchmachen in allen Gangarten, ohne Sattel, ohne Steigbügel, die Arme auf dem Rücken verschränkt. Der Papa war unermüdlich mit immer neuen Aufgaben und Proben, und Heinz ging mit Jubel darauf ein. Als er es soweit gebracht hatte, auf dem ungesattelten Pferde auch im Damensitz rechtsherum und linksherum in allen Gangarten zu reiten, löste Herr Stürmer das Seil, gab Heinz einen freundschaftlichen Schlag und sprach:

„Du bist ein ganzer Kerl, Junge. Nun verstehst du deine Sache. Nütze deine Freiheit gut!"

Leicht wie ein Vogel flog Heinz vom Rücken seines Rößleins und seinem Vater um den Hals.

Sofort aber schnellte er wieder auf sein Pferd zurück, schwenkte seine Mütze und sprengte im Galopp mit kinderseligem Ausdruck über die weite Ebene.

Mit stolzem Lächeln sah ihm der Vater nach. „Ein Prachtkerl!" murmelte er. „O Cornélie Thimiot, den Jungen hätt' ich mir um dich auf ein Haar verscherzt! Hm ja . . . Erfahrungen!"

Heinz und sein Vater wurden gute Freunde. Herr Stürmer lehrte seinen Sohn schießen und schwimmen. Er schenkte ihm eine Montechristoflinte, er schenkte ihm einen zottelhaarigen Hund mit vier gesunden Beinen. „Zur Erinnerung an Chomka," sagte er lächelnd, „aber einen dreibeinigen konnt' ich beim besten Willen nicht auftreiben, und dem Köter das Bein verstümmeln um Chomkas willen, das wäre doch nicht nach deinem Geschmack."

Nein, das wäre nicht nach Heinzens Geschmack gewesen, aber auch so — der neue Chomka war eine Enttäuschung. Heinz hing den Kopf und streichelte zerstreut das zottige Hundefell.

„Chomka war nur einmal, Papa," sagte er leise, „ich will ihn lieber anders nennen."

Frau Stürmer hatte mit ihrem Manne einen schweren Stand. Er konnte es ihr nicht vergeben, daß sie auf seine wiederholten Bitten, Drohungen und Befehle zunächst allein zu ihm zurückgekommen war, ohne Heinz. Den Jungen hatte sie ihm vorenthalten wollen. Heinz war der Lockvogel gewesen, um dessentwillen sie von ihrem Manne mancherlei Versprechungen zu erlangen gehofft. Sie hatte ihrem Gatten Bedingungen zu stellen gewagt! Ihre Handlungsweise mochte zwar sehr klug gewesen sein, großmütig war sie nicht. Der Ingenieur ließ sie das seinerseits täglich fühlen, bald im Spott, bald im bitteren Ernst.

Es stand eine eisige Mauer zwischen den Wiederversöhnten.

Aber die Freude des Vaters an Heinz begann das Eis langsam hinwegzuschmelzen.

Über die Unterrichtsstunden seines Jungen ärgerte sich der Papa unaufhörlich. War er zu Hause, so flogen alle Bücher in die Ecke. Frau Stürmer war in nervöser Erregung. Wie sollte sie das Kunststück zustande bringen, Heinz die nötigen Kenntnisse zu schaffen und ihn dabei doch nicht zu unterrichten? Das war ja wie die Geschichte von den Tanten, die ihre Nichte heimlich Französisch lernen lassen wollten.

Sie sagte es ihrem Manne.

„Die Sache ist sehr einfach!" brauste er auf. „Ich bin absolut nicht gegen den Unterricht, nur gegen deine pedantische Art. Ich werde für Heinz einen Hauslehrer kommen lassen, denn ich habe nicht die Absicht, meinen Sohn, den ich volle zwei Jahre entbehrt habe, aus dem Hause zu geben!"

Wahrhaftig, er tat, als ob seine Frau ihm den Jungen gestohlen hätte!

Frau Stürmer sah ihn groß an. „Wir sind ja auch durchaus gegen deinen Willen fortgezogen!" sagte sie bitter.

Das traf. In einer reuigen Aufwallung beugte sich der Ingenieur zu seiner Frau nieder und küßte sie flüchtig.

„Na Marie, wozu die Nachverhandlungen? Ich bin ein verblendeter Esel gewesen. Schön und gut. Das kommt mal vor. Aber ich hab' den besten Willen, alles wieder gutzumachen. Das ist doch klar."

„Hast du?" fragte sie unsicher.

Er ging hinaus und kehrte nach einigen Minuten mit einer verschlossenen Holzkassette wieder. Die Kassette hatte Messingbeschläge.

„Hier!" sagte der Ingenieur. „Das ist wohl der beste Beweis. Du hast meine Geldangelegenheiten immer gut verwaltet, ich bitt' dich, tu's auch wieder. Hier sind auch die Schlüssel zum Sekretär. Es ist alles offen vor dir."

Er hatte vielleicht eine Äußerung von Dank und Anerkennung erwartet. Frau Stürmer aber schwieg. Endlich fing sie an nervös zu lachen. Ihr Lachen hatte etwas Überlegenes, etwas Aufreizendes.

„Nun?" bemerkte er verletzt. „Du bist ja überaus heiter."

„Gewiß. Denn ich hab' schon ziemlich lange auf diesen Moment gewartet. Es ist mir alles prophezeit worden."

„Prophezeit . . .? Von wem?"

„Von einer Kartenlegerin, die ich bei Fredegunde traf. Haarklein hat sie mir die Kassette beschrieben, die ich doch nie gesehen hatte. Ich erkannte sie gleich. Auch deine Worte stimmten."

„So? Das ist ja gemütvoll! Fremde alte Hexen läßest du in unsere Angelegenheiten mit hineinreden — — nun, die sollen jedenfalls nicht recht behalten!"

Zornig nahm er die Kassette unter den Arm und war im Begriff aus dem Zimmer zu stürmen.

„Fritz!" rief die Frau mit erloschener Stimme.

‚Für Geduld und Klugheit wird sein gut, für Un-

geduld und Unverstand wird sein schlecht,' — sie hörte Sara Finkelsteins Worte, — o ja, sie war ungeduldig und unklug gewesen.

„Fritz!" rief sie noch einmal bittend.

Sollte sie ihm sagen, daß sie ihn gefoppt hätte? Ach nein, sie konnte nicht lügen.

„Ich bin dumm gewesen!" rang es sich leise von ihr los.

Versöhnt kehrte er wieder zurück und stellte die Kassette auf den Tisch. „Das sind wir alle mitunter," sagte er großmütig.

Gott, welche Gnade lag in seinem Ton! Sie würde ihn wohl nie dazu bringen, seine Schuld gegen sie in ihrem vollen Umfange einzusehen wie ein Mann. Es war immer etwas von einem großen verwöhnten Jungen in ihm, von einem großen Kinde. Und dazu konnte sie sich nun einmal nicht herablassen — — oder war es vielleicht etwas anderes? — — sollte sie sich etwa dazu erheben?

Frau Stürmer seufzte. Sie und ihr Mann verstanden einander nicht. Sie waren zu verschiedene Naturen.

Den Kernpunkt seines Wesens zu treffen war ihr versagt. Aalglatt entwand er sich ihr immer wieder aufs neue. Aber mit ihrem Sohne sollte das anders sein — der war doch von ihrem Fleisch und Blut, den würde sie festhalten mit allen Fibern. Ihr Kind würde und wollte und mußte sie verstehen. Sie ahnte ja nicht, daß auch Heinz ihr schon längst leise und unmerklich zu entgleiten begonnen hatte.

Die Gedanken beider Gatten trafen sich in dem Sohne. Auch Stürmer glaubte, seinen Jungen zu besitzen, fest und unauflöslich. Heinz gehörte ihm. War er denn nicht der Vater? Zweifel kannte er überhaupt nicht. Er kam, sah und siegte, das verstand sich von selbst. Was Heinz an Schwere, an Fremdheit von der Mutter geerbt hatte, und an Lebens-

kraft von dem Vater, beides gehörte ihm als sein Recht. Er sprach ja auch nie von „unserem", sondern nur von „meinem" Jungen. Damit war alles gesagt.

Beide lebten sie in dem selig — unseligen Wahn, daß ihr Kind für jeden von ihnen da sei, und beiden stand eine stille, blasse Niederlage bevor. Aber noch wußten sie es nicht.

„Hm, na also, um auf den Hauslehrer zurückzukommen, Marie . . ."

„Ist das dein Ernst?"

„Natürlich."

Beide sahen einander abwägend in die Augen.

„Vielleicht ist es so am besten," sagte Frau Stürmer endlich gedankenvoll. „Heinz stellt oft Fragen, die für mich zu schwierig werden. Ich schreibe in diesen Tagen an Fredegunde. Vielleicht weiß sie Rat."

Die Monate liefen dahin. Weihnachten kam und brachte eine neue Freude für Heinz. In späten Abendstunden, wenn der Knabe schon längst zu Bett war, hatte der Ingenieur ein Spielwerk für ihn entworfen und zum großen Teil selbst ausgeführt, nur das Holzgestell war in der Fabrik gearbeitet worden. Es war ein Puppentheater mit Dekorationen, verschiebbaren Kulissen, unzähligen Figuren und allem Zubehör.

Fast verlegen stand er seinem Sohne gegenüber, als Heinz in stummem Entzücken die künstlerisch wertvolle Arbeit betrachtete.

„Sieh, ich hab's mir ja eigentlich noch ganz anders gedacht!" sagte er. „Doch fürchtete ich, du seist schon zu groß für solch eine Spielerei."

„Aber nein, Papa!" rief Heinz begeistert. „Dazu kann man ja gar nicht zu groß werden."

Der Vater zeigte ihm, wie man die Papierfiguren an Drähten bewegen müsse, er führte ihm sofort eine Szene aus Dickens' Master Humphreys Clock vor. Die kleine Nelly und ihr Großvater waren auf

der Flucht vor dem bösen Quilp in die Gesellschaft von vagabundierenden Schaubudenartisten geraten und baten um ein Obdach.

Er wußte die Stimmen so geschickt zu wechseln, daß Heinz vor Vergnügen zappelte.

„Wenn du neue Stücke spielen willst, mußt du sie dir selber schreiben," sagte der Papa lachend.

Wirbelnd zogen innere Bilder durch Heinzens Seele. Oh, er wußte schon, was er tun würde! Götter und Menschen, Helden und Tiere, sich selbst und die ganze Welt würde er auf seine kleine Bühne bringen. Daß es etwas so Herrliches geben könne, hatte er gar nicht gedacht. Hier war ja das ganze Leben. Hier konnte er all das Inwendige, das er in seiner Seele trug, herausheben und wie ein Bild vor sich hinstellen, sowie er es seinem alten Freunde, dem Doktor Vesper, gesagt hatte.

Gleich am nächsten Tage setzte er sich ans Werk. Großzügig begann er mit den griechischen Göttern. Dazu waren ja auch fast alle Figuren vorhanden, ein Vorteil, der sich nicht übersehen ließ.

Er nannte sein Stück: Im Olymp.

Aber unbewußt spielten in das seltsame Erzeugnis allerhand Menschlichkeiten hinein, die stark an den Konflikt seiner eigenen Eltern erinnerten. Jupiter war nichts mehr und nichts weniger als sein eigener Papa, Juno, die hintergangene Göttin, war seine Mutter. Die schöne Hebe lebte als Mademoiselle wieder auf, der Eros knabe war er selbst, und eine alte wunderliche Hexe, die dem Göttergesindel ihr Schicksal zu prophezeien befugt war, trug unverkennbare Ähnlichkeit mit Sara Finkelstein.

Es war eine äußerst freie, drollige und unbewußte Übertragung der Antike ins Moderne.

Nach einigen Tagen lud Heinz glückselig die Eltern zu seiner ersten Vorstellung ein.

Er war völlig unbefangen. Er schmetterte seine

Reden nur so herunter in dem guten Glauben, etwas ganz unerhört Neues ersonnen zu haben. Auch hatte er sich so sehr in das Wesen jeder einzelnen Person versetzt, daß sie von ihrem Standpunkte recht hatte. Um so unbegreiflicher war es ihm, daß sein Publikum so seltsam still dasaß.

„Jetzt kommt der dritte Akt!" rief er geschäftig. „Jetzt wird's ganz schön!"

Im dritten Akt kommen die Verstoßenen, Juno und Eros wieder heim. Der reuige Jupiter überschüttet sie mit Gaben. Juno grollt noch ein weniges, Eros aber bekommt Bogen und Pfeile, bekommt ein Reitpferd, und alles löst sich in Wohlgefallen auf. Die übrigen Götter halten der unförmlichen Puppe, der weisen Sara Finkelstein, eine Lobrede und ernennen sie feierlich zu ihrer Leibwahrsagerin auf dem Olymp.

So schloß das Stück. Heinz war völlig begeistert. Ein paar Augenblicke schwieg er vor Erregung. Da sich aber nichts im Publikum rührte, steckte er neugierig den Kopf über das Theater hervor und rief: „War es nicht fein?"

Verdutzt sah er hin. Seine Mutter saß da, verlegen, mit rotem Kopf. Der Ingenieur zwinkerte ihr mit den Augen warnend zu. Aber das unbefangene frische Bubengesicht hinter dem Theaterbau zerstreute alle Wolken. Der Papa brach in ein krampfhaftes erstickendes Lachen aus. Der Humor der Situation hatte ihn gepackt.

„Großartig! Famos, mein Junge!" rief er noch immer lachend. „Nur eins ist mir nicht klar: woher hast du denn diesen weiblichen Zuckerhut mit dem turmartigen Kopfputz?"

„Das ist die Pythia des Olymp! erklärte der jugendliche Dichter stolz. „Eigentlich gleicht sie ein bißchen der Sara Finkelstein, Mama, findest du nicht?"

Die Mama nickte überwältigt.

„Und weißt du," fuhr Heinz eifrig fort, „sie spricht auch gerade so wie die Sara, hast du's bemerkt? Sie sagt nicht: ‚Grad wie ich gesagt hab', sondern: ‚Grad wie ich hab gesagt'. Und nicht: ‚Einmal wird der Friede kommen', sondern: ‚Einmal wird kommen der Friede'."

„So muß deine olympische Pythia wohl eine kurländische Jüdin sein!" bemerkte der Papa trocken.

„Nun — ja — vielleicht!" rief Heinz unbekümmert. „Aber nun ist sie doch froh, nun geht es ihr großartig. Sie darf von goldenen Schüsseln essen mit all den Göttern zusammen und Nektar trinken. Da hat sie's fein!"

Er war so voll von seinem Stück, er lebte noch mit in jeder einzelnen Person. „Und der Jupiter ist nun wieder so lieb, Papa, nicht wahr? Aber nächstens mach' ich ein viel schöneres Stück. Es sollen noch viele, viele Dinge vorkommen!"

Vorläufig trat ein anderes Ereignis ein, das Heinz auf eine Weile in neue Bahnen lenkte. Er bekam einen Hauslehrer.

Anfang Januar sollte er eintreffen. Er hieß Isidor Kohen und war ein Neffe Sara Finkelsteins. Tante Fredegunde könne ihn mit dem besten Gewissen empfehlen. Wenn auch Jude, schrieb sie, so sei er ein sehr intelligenter junger Mann, er habe ausgezeichnete Zeugnisse und akademische Bildung.

Heinz war in einem Fieber von Erwartung. Wie würde sein Lehrer aussehen? Isidor heiße er? Ein komischer Name, so spitz klinge das. Ob er viel wisse und lustig sei? Ob er mit ihm Theater spielen werde. Ob er zu reiten verstehe? Dürfe er, Heinz, zu ihm Du sagen?

Die Mama hielt sich den Kopf vor diesem Sturm von Fragen. Der Ingenieur lachte nur und meinte, das werde man ja alles sehen.

In Heinz war eine Veränderung vorgegangen. Die

Liebe, die ihn jetzt so fühlbar umgab, hatte seine Verschlossenheit gemildert. Zugänglich und offen war er, wie noch nie.

Der große Tag kam. Aus dem Schlitten stieg dicht vermummt eine kleine untersetzte Gestalt mit einer rotgefrornen Nase, die, von Pelzmütze, Pelzkragen und dichtem Haar eingerahmt, hervorleuchtete wie eine Kostbarkeit.

„Ich bin Isidor Kohen, stud. phil.," sprach eine wohlklingende Stimme.

Heinz stand wie an den Boden gewurzelt, hilflos. Seinen Hauslehrer hatte er sich ganz anders gedacht.

Aber als die Pelzhüllen fielen, sah er in ein scharfgeschnittenes kluges Gesicht, sah er in ein Paar wunderschöne Augen hinein, die gleichsam rückwärts in sich selbst zu schauen schienen. Die schmale kluge Stirn, die schweren Augenlider mit den gebogenen Wimpern, der sinnende ironische Mund, das alles war gut und klug und angenehm.

In Isidor Kohens Haltung lag eine schüchterne Unbeholfenheit. Beim Gehen machte er lange grübelnde Schritte, mit etwas vorgeneigtem Haupt. Das Sonderbarste aber blieben seine Augen. Es schien, als ob sie von Zeit zu Zeit aus ihren Träumen erwachten. Dann flackerten sie unstet und rastlos über alle Dinge hinweg und nahmen alles klug und wissend in sich auf. Nach einer Weile aber wurden sie tief und dunkel wie Brunnen und gingen in sich selbst zurück, wie nach innen brennende geheimnisvolle Sterne.

Heinz gefiel sein Lehrer immer mehr. Während der Papa Herrn Kohen über seinen Studiengang befragte, die Mama ihn zu einem nachträglichen Mittagessen nötigte, drückte Heinz sich zutraulich an seine Seite und hielt ihm unter dem Tisch die Hand hin.

Er spürte einen leichten Gegendruck. Über Kohens Lippen flog ein freundliches Lächeln.

„Wir werden schon gute Freunde werden, nicht wahr, Heinz?"

„Ich glaub's auch!" sagte Heinz vergnügt. „Wissen Sie, ich hab schon einen ganz, ganz alten Freund, das ist der Doktor Vesper."

„Den kenn' ich sehr gut. Er hat mir schon viel von dir erzählt, Heinz. Darum bin ich auch gerne hergekommen."

„Oh!" rief Heinz mit strahlendem Gesicht.

Und ehe er selbst wußte, was er tat, hatte er den jungen Mann von hinten herum umhalst und ihm einen Kuß auf die Lippen gedrückt.

Herr und Frau Stürmer waren beide einen Augenblick verblüfft. In beiden stieg zu gleicher Zeit eine leise Eifersucht auf.

Neuntes Kapitel.

Es war Frühling. Von leichten Frühnebeln verhangen, lag hell und silbern der See. In einem langgestreckten Dreieck zog sich nahe am Seeufer ein lichter Birkenhain vor die ernste blauende Tannenwand. Wie ein sonniger Traum stand er da in jungfräulicher Schönheit. Die silberweißen glänzenden Stämme trugen das zitternde hellgrüne Laub wie ein zartes freudiges Zeltdach.

Zwei Gestalten tauchten hinter Buschwerk und Gestrüpp am Rande des Sees in das junge Grün. Sie führten ihre Pferde hinter sich am Zügel. Es waren Heinz und Isidor Kohen.

Der Körper des Knaben hatte sich in den eineinhalb Jahren gestreckt. Groß und schlank war Heinz geworden. Er überragte den Studenten fast um einen halben Kopf.

„Ach Isis!" rief er begeistert — „ist es nicht schön hier? Schon lange wollt' ich dich hierher bringen.

Sag, gibt es etwas Herrlicheres als einen Birkenwald?"

„Gestern schwärmtest du für die Tannen, Heinz."

„Nun ja, gestern hatt' ich recht, aber heute hab ich auch recht, nicht wahr?"

„Insofern, daß alles Vorhandene gleichberechtigt ist."

„Nein, so mein' ich's nicht. Du weißt doch, wie ich's meine, Isis, oder weißt du's nicht?"

Kohen lächelte ein stilles ironisches Lächeln.

„Nun, ich denke, ich weiß es," sagte er ruhig. „Ich hab' dir einmal von dem Fluß erzählt, den ich in Bayern sah. Er bestand aus zwei Zuflüssen; der eine kam vom Gebirge, er hatte schäumendes grünes Gebirgswasser, der andere floß ruhig in der Ebene dahin. Wo die beiden sich vereinigten, konnte ich eine ganze Weile den Fluß weiterströmen sehen. Ein Teil des Wassers war schwer und dunkel, der andere grün und klar, dicht nebeneinander strömte das verschiedene Wasser dahin. So ein Fluß bist du, Heinz."

Heinz sah ganz verklärt aus. „So wie du kann keiner etwas deutlich machen. Wie kommt es nur, daß du das so verstehst? Und mich so kennst?"

„Ich hab' den Willen dazu gehabt, Heinz, und ich hab' dich liebgewonnen. Auch hatte ich ja eineinhalb Jahre dazu Zeit."

„Aber andere haben mich doch auch lieb." Ein gequälter Zug trat auf die klare bräunliche Knabenstirn. „Papa und Mama verstehen mich nicht. Beide wollen mich so haben, wie sie selbst sind, und darum . . ."

„Darum redest du mit jedem seine Sprache," schloß Kohen.

„Ja, so ist es. Und weißt du, Isis, da ist noch etwas. Mir ist so, als verstünde ich sie beide."

„Das ist kein Wunder. Denn ein Teil von jedem steckt auch in dir."

„Nein, es ist noch mehr. Denke nicht, daß ich es häßlich meine. Aber ich kann auch andere Menschen verstehen, solche, die mir ganz fremd sind. Und dann: Jedes Kind hat doch etwas von seinen Eltern, aber darum ist es doch nicht wie sie. Es ist wieder etwas anderes. Ich aber bin so schrecklich anders."

„Ich will dir etwas sagen, Heinz. Novalis sagt einmal: „Niemand kennt sich, insofern er nur er selbst und nicht zugleich auch ein anderer ist." Deine Aufgabe also ist, dich selbst kennen zu lernen. Für dich ist das besonders schwer, denn du bist nicht einfach und nicht leicht zu kennen."

„Zweiteilig — — so sagte deine Tante Sara Finkelstein."

Kohen lächelte. „Die gute Tante Sara. Sie ist eine kluge Frau und eine große Menschenkennerin."

Heinz war stehengeblieben. „Komm, binden wir die Pferde hier an, Isis. Setzen wir uns ein bißchen ins Gras unter die Birken. Wart', ich will dir meine Satteldecke abschnallen, damit du dich nicht erkältest. Du hast heute wieder so gehustet."

Mit raschen sicheren Bewegungen hatte er den Sattelgurt gelöst und zog die Tuchdecke mit dem silbergestickten Monogramm vom Pferderücken. Vorsichtig breitete er sie auf den grasigen Boden.

„Hast du auch deine Zigaretten mitgebracht?"

Der Hauslehrer griff in die Tasche und schüttelte den Kopf. Heinzens Augen blitzten triumphierend.

„Aber ich!" rief er fröhlich. „Und Zündhölzer nahm ich auch mit, alles von deinem Tisch. Nun setz' dich doch!"

Isidor Kohen reichte seinem Schüler die Hand.

„Du hast mich lieb, Heinz," sagte er gedankenvoll. „Das ist so schön. Ich bin ja nicht verwöhnt."

Sie saßen dicht aneinandergedrängt auf der Decke und starrten über den blanken See hinaus ins Weite. Luft und See verschmolzen in lichtem Schein und

Schiller. Die Sonne hing hinter feinen Nebelschleiern. In dem zitternden Birkenlaub spielte der Frühling.

„Sieh, wie klein unser Haus aussieht — wie ein grauer Punkt oder ein Käfer. Du, Isis, die Menschenkenntnis hast du von deiner Tante Sara. Aber sag', kann sie wirklich prophezeien?"

Der Student blies behaglich Rauchringe in die Luft. „Die Frage hab ich mir oft selber gestellt. Ich glaube wohl, daß sie eine besondere Gabe hat. Wir können uns diese Gabe nicht erklären, aber sie existiert. Vor allem hilft ihr ihre Menschenkenntnis und ein ungeheuer rasches Erfassungsvermögen. Wenn sie einen Menschen einmal gesehen hat, so kann sie ihn ungefähr richtig vorausberechnen, wie wir eine mathematische Aufgabe im ganzen übersehen können, ehe wir sie sorgfältig ausgerechnet haben. Sie spricht sehr ungern über ihre Fähigkeiten, aber einmal hat sie mir doch auf meine Fragen geantwortet."

„Was sagte sie?" rief Heinz gespannt.

„Sie sagte, sie wäre nicht recht bei sich. Die Dinge würden ihr wie von einer fremden Gewalt zugeflüstert, und dann wisse sie sie. Mit dem Kaffeesatz und den Karten hat das natürlich nichts zu tun. Das ist alles Hokuspokus. Aber sie braucht ihn, teils um die Menschen zu verblüffen, teils weil sie dadurch Zeit gewinnt, in sich selbst hineinzulauschen. Das Ansehen der anwesenden Personen würde sie nur ablenken und zerstreuen."

Heinz schwieg nachdenklich, dann sagte er kurz: „Das kenn' ich."

„Das kennst du? Wie meinst du das?"

Heinz wurde sehr rot. „Ich hab' das noch niemandem gesagt, und du darfst das keinem erzählen. Aber ich hab' auch manchmal eine Stimme in mir, die deutlich sagt: das ist so und so und dann ist's auch so. Einmal, es war vor beinahe fünf Jahren — — ich hatte Klavierstunde bei Mama, ich saß mit

dem Rücken zum Fenster, jetzt steht das Klavier ja anders, — da wußte ich ganz genau: jetzt kommt der Papa von der Fabrik heim und jetzt grüßt er zu Mademoiselle hinauf. Du weißt doch, ich hab' dir von ihr erzählt. Grad so war es. Darnach ist es noch manchmal so gewesen, auch als du ankamst, Isis."

„Als ich ankam?"

„Ja, ich war schrecklich neugierig auf dich, die ganzen Tage so unruhig und gespannt. Aber als ich dich gesehen hatte, als du bei Tisch mit uns saßest, — da wußt' ich: der wird mich verstehen, den werd' ich liebhaben. Ich war auf einmal so glücklich und ich gab dir einen Kuß."

Der Student nickte. „Ich erinnere mich," sagte er. „Ich glaube, deine Eltern haben sich sehr gewundert."

„Ja," sagte Heinz einfach, „denn Papa und Mama, beide sind eifersüchtig auf dich."

„Warum glaubst du das?"

„Das fühl' ich. Sie haben's ja nie gesagt, aber das merkt man doch. Es sind schon viele Menschen meinetwegen eifersüchtig gewesen. Aber ich kann ja nichts dafür."

„Wer denn noch, Heinz?"

„Ach, da im Jekaterinoslawschen. Die Lulu war eifersüchtig auf Malwa, Malwa war eifersüchtig auf Tante Lonny, zuletzt waren sie alle eifersüchtig auf den Hund Chomka und den haben sie daher umbringen lassen. Das war eine traurige Geschichte. Ich wurde krank davon.

Die Tränen traten dem Knaben in die Augen.

Kohen faßte liebevoll seine Hand.

„Armer Junge!"

„Du mußt mich nicht bedauern, Isis. Erzähl' mir lieber, was du dachtest, als du mich sahst."

„Was ich dachte? den will ich ergründen — dachte ich."

„Du willst immer alles ergründen! Was machst du denn damit, wenn du etwas ergründet hast?"

Der Student sah Heinz herzlich an. Seine Augen leuchteten wunderbar auf. „Dann baue ich mir einen Tempel," sprach er.

„Einen — Tempel?"

„Ja. Einen Stein nach dem anderen trage ich herbei, ein Stück Wahrheit nach dem anderen. Und wenn ich an meinem Lebensende nur eine einzige feste Tempelmauer aufgerichtet habe, dann will ich ruhig sterben, denn dann hab' ich nicht umsonst gelebt."

Heinz dachte lange nach. „Du glaubst aber doch nicht an unseren Gott . . ." sagte er zögernd.

„Es gibt keinen Gott, der euer wäre, und keinen, der unser ist. Gott ist der gleiche für euch und uns und die ganze Menschheit."

„Und . . . Jesus Christus?"

Der Student schwieg eine Weile. „Lieber Junge," sagte er endlich sanft, „darüber wollen wir nicht miteinander reden. Aber eins kann ich dir sagen: Eine unfaßliche ungeheure Macht schwebt über uns allen. Welten lenkt sie und Einzelgeschicke. Zu seinem Gott aber hat jedes Volk diese Macht selber erschaffen. Der Gott jedes Volkes ist darum wie dieses Volk selbst. Zornig, rachsüchtig und finster ist der Gott des alten Testaments, wie wir Juden es waren. Der Gott der Mohammedaner ist feurig, fanatisch und kriegerisch, wie sie. Insofern kann man behaupten, daß die Völker ihren Gott nach ihrem Bilde geschaffen haben, wie umgekehrt, daß Gott die Menschen nach seinem Bilde schuf. Die Gegensätze liegen immer haarscharf nebeneinander, sowohl in der Philosophie wie im Leben."

Eine lange Pause. Neckisch strich der Wind durch des grüne Gefieder der Birken. Endlich sagte Heinz: „Das alles ist mir schwer zu verstehen."

Isidor Kohen nickte freundlich. „Das ist auch schwer

zu verstehen. Du bist ja aber noch sehr jung, Heinz Du hast viel Zeit zum Lernen."

„Du, Isis, glaubst du auch, daß ich Philosophie studieren müßte? Doktor Vesper sagte einmal, ich müsse Philosophie studieren oder Naturwissenschaften."

Der Student schüttelte den Kopf. „Nein!"

„Was aber soll ich denn studieren? Du weißt, Papa will, daß ich Ingenieur werde, wie er. Und ... und ich hab' eigentlich gar keine Lust dazu."

„Zwingen wird dich niemand."

„Ja aber — wenn ich nur selber wüßt', was ich werden soll." Heinz hing wehmütig den Kopf.

„Das rechte Wissen wird dir zur rechten Zeit schon kommen."

„Hast du's denn zur rechten Zeit gewußt?"

Kohen nickte. „Mein Vater ist Galoschenhändler in Riga. Meine beiden Brüder sind Kaufleute, ich sollte natürlich auch Kaufmann werden. Aber ich studierte Philosophie und Literaturwissenschaft. Das war mir sonnenklar. Nur weil mir das Geld ausgegangen war, wurde ich Hauslehrer."

„Ja du!" sagte Heinz bewundernd. „Aber für mich, glaub' ich, gibt's gar kein richtiges Studium. Wir haben doch neulich über alle Fächer gesprochen. An jedem fehlt immer etwas."

„Willst du nicht Mensch sein? Ist das dir nicht genug?" sprach der Student, und sein Blick wanderte wieder still in sich selbst zurück. „Doch ich weiß ja, wie du's meinst, Heinz. Sieh, als ich dich in den ersten Monaten beobachtete, als du mir dein Stück „Im Olymp" vorspielteſt und später die anderen — — da hab' ich mir gedacht —"

„Was denn?" rief Heinz atemlos.

„Da hab' ich mir gedacht," wiederholte Kohen langsam und sinnend, „daß vielleicht einmal ein Künstler aus dir wird. Denn für deine jungen Jahre war viel, sehr viel Wahrheit in deinen Stücken. Ein Künstler

aber kann man fast in jedem Fach sein. Es gibt Ärzte und Chirurgen, die als Ärzte Künstler sind, es gibt Lehrer, die Künstler sind, Juristen, Ingenieure, Philosophen. Fast jedes Fach läßt sich ins Künstlerische erheben."

Heinz atmete tief auf. Ihm war, als sei ein Stein von seiner Seele gefallen.

Er sprang auf, breitete die Arme aus und rief: „Ja, ja! Ein Künstler will ich sein! Dann — dann ist alles, dann ist die ganze Welt . . ."

Er schwieg verloren.

Der Student sah ihn erstaunt an. „Was denn, Heinz?"

Glühend, verwirrt sah der Knabe zu Boden. „Ich weiß nicht, wie ich's sagen soll, und eben fühlte ich's doch so deutlich, . . . weißt du, Isis, es war, als ob ich fliegen könnte — nun kann ich plötzlich nicht mehr."

„Wolltest du nicht sagen: Dann ist alles, dann ist die ganze Welt mein, denn ich hab' sie schon von Anfang an in mir gehabt. War es nicht das, Heinz?"

Stürmisch warf sich Heinz vor Isidor nieder und umarmte ihn. „Ja, ja, so war es!" jubelte er. „Du kannst prophezeien, grad wie deine Tante, Isis. Ich fühl's: Du hast recht! Du hast recht!"

Gütig strich Kohen seinem Schüler das Haar aus der feuchten Stirn. „Gebe Gott, daß ich recht hätte!" sagte er fast feierlich. „Aber was du auch werden magst, Heinz, sei es ganz. In der Kunst wie im Leben. Gerade weil du zerspalten bist, mußt du Einheit suchen. Sieh, der Fluß, von dem ich dir sagte, mit den beiden Strömungen, die unvermittelt nebeneinander herliefen, — er war und blieb doch immer ein Fluß. Wir können viel Dinge von der Natur lernen, wenn wir nur die Augen auftun."

„Ich will!" rief Heinz begeistert.

„Diese leise Besonnenheit des Apoll und die gött-

liche Trunkenheit des Dionysos," zitierte Kohen lächelnd — „sie sind auch nur die beiden Naturen eines Wesens. Suche Einheit, Heinz! Und nun komm, ich denke, es wird Zeit, reiten wir heim!"

Noch einmal warf sich der Knabe seinem älteren Freunde an die Brust.

„Nie hat mich einer so gekannt, nie hab' ich einen Menschen so liebgehabt, wie dich, Isis."

Isidor lächelte leise. „Still, still Heinz! Du wirst noch viele Menschen liebhaben, du wirst ein Strom werden, der an mancherlei Ufern vorbeizieht. Nichts ist beständig als der Wechsel. Aber erhalte mir deine junge Freundschaft, wenn du kannst. Sie ist mir wertvoll. Ich habe auch noch nie einen so lieben Schüler gehabt."

Von diesem Tage an war in Heinz etwas freigeworden: er wußte sich verstanden. Seine junge Knabenseele blühte auf wie eine schöne glänzende Blume mit dunkel-geheimnisvollem Kelch. Sicherer trug er den Kopf, stolzer ward sein Gang, seine Brust dehnte sich vor Kühnheit und Lust. Lebensleuchtend und verträumt zugleich wanderte er durch die Frühlingwelt, selber ein Stück Natur, aber Natur mit erwachtem Geist und bewußter Freudigkeit. Woher kam ihm dieser Reichtum, der von Anbeginn in ihm war, von dem er nichts wußte? Woher kam ihm das grelle jähe Wissen über sich selbst hinaus? Es quälte ihn nicht mehr wie bisher, es gehörte ja zu ihm: er war der Fluß mit den zwei Strömungen.

Eine heiße Dankbarkeit für seinen Freund und Lehrer erfüllte sein Knabenherz. Sie äußerte sich in tausend feinen und zarten Rücksichten, die in ihrer Hingebung beinahe etwas Weibliches hatten. Wenn Kohen nachts von einem quälenden Husten geschüttelt wurde, lag Heinz im Nebenzimmer schlaflos, oder er saß über einem medizinischen Hausbuche und suchte sich daraus Linderungsmittel zusammen, die in ver-

schiedenster Form des Morgens früh schon bereitet vor seines Lehrers Bett standen. In seinen Schulfächern machte Heinz prächtige Fortschritte. Er hatte wieder Lust und Freude am Lernen. Um seinem Isis eine Extraüberraschung zu machen, warf er sich gerade auf ein Gebiet, das ihm zuwider war, auf die Mathematik, und begann auch darin allmählich die Schwierigkeiten zu überwinden.

Daneben genoß er wie ein wildes junges Füllen seine Freiheit. Ein geheimnisvoll starker Trieb nach Verschmelzung mit der Natur berauschte ihn. Über einer Waldquelle, vor einem blühenden Kirschbaum konnte er mit entzückten Augen dahinträumen wie bezaubert, bis ein übermächtiger Drang ihn aufschreien ließ, wie ein jubelndes Tier. Dann warf er sich in holdem Lenzestaumel wohl in das Gras und rollte jauchzend darin umher, er riß Büschel und Blätter aus der Erde und drückte sie an seine Lippen, oder er schlug tolle Purzelbäume vor Lust.

Eine neue strahlende Zeit war für ihn angebrochen. Vorbei all die Sehnsucht der trüben Monate, da er nur den einen dreibeinigen Freund Chomka besaß. Und doch — in der Fülle seines Empfindens, in dem Wirbel seiner dunklen halbbewußten Gefühle waren die Zeiten einander ähnlich. Aus dem schmerzlich sehnsuchtsvollen Moll jener Tage war jetzt ein leuchtendes festliches Dur geworden. Damals wie jetzt beherrschte ihn eine große, eine Teilung ausschließende Liebe.

Beiden Eltern war die freudige Wandlung in ihrem Knaben nicht entgangen. Beide deuteten sie sich halbwegs richtig und doch auch wieder falsch. In beiden wachte eine rege Eifersucht. Bei Frau Stürmer wurde sie zu schmerzlich bitterer Resignation, beim Ingenieur zu zorniger Auflehnung. In hundert Kleinigkeiten fühlte es Kohen, daß er den Eltern seines Schülers zuwider geworden sei, — er war ja auch „nur" ein Jude. Seine Liebe zu Heinz half ihm die kleinen

Nadelstiche immer wieder verwinden. Er wußte nur zu gut, Heinz brauchte ihn auf seiner jetzigen Entwicklungsstufe — darum hielt er tapfer aus und schwieg.

An den Wochentagen konnten Stürmers ihren Knaben nicht gut von Kohen trennen. Dafür aber waren sie beide einig geworden, Heinz am Sonntage ganz allein für sich zu haben.

„Sie können unseren Festtag ganz nach Belieben für sich verwenden, Herr Kohen," sagte der Ingenieur. „Das kann Ihnen im Interesse Ihrer Studien nur lieb sein."

„Wenigstens einmal in der Woche wünschte ich mein Kind um mich zu haben!" erklärte Frau Stürmer.

Die Sonntage wurden Heinz durch ein Übermaß egoistischer Liebe regelrecht vergällt. Er war immer froh, wenn sie vorüber waren.

Er mußte bei der Mama sitzen und ihr erzählen, was er in der vergangenen Woche getrieben. Mit unzarter Neugier forschte sie in seiner erwachenden Knabenseele herum; sie fragte ihn aus nach Eindrücken, Gefühlen und Überzeugungen. Und Heinz ward stumpf und stumm. Was er freiwillig hergegeben hätte, das verschwieg er jetzt hartnäckig vor der mütterlichen Sonde. Vor allem beschäftigte Frau Stürmer die Sorge, ob der Jude nicht an den christlichen Lehren zu rühren versucht habe. Den Religionsunterricht wie auch die Musikstunden hatte sie bisher beibehalten, doch fühlte sie selbst das Unzulängliche ihrer Methode. Es war kein lebendiger Aufbau, getragen von ihrer tiefen warmen Überzeugung, es war nur ein Auswendiglernen von Glaubenssätzen, ein mechanisches Wissen daraus geworden. So führte sie jetzt eine sonntägliche Hausandacht ein, nicht aus innerem Bedürfnis, sondern nur als Gegengewicht, um dadurch Kohens mutmaßlichem verjudenden Einfluß vorzubeugen.

Aber es ruhte kein Segen auf diesen Versuchen. Frau Stürmer las ihre evangelischen Predigten mit sentimentalem Vortrag. Sie war selbst leicht gerührt und wunderte sich über Heinzens unzugängliches Gesicht. Es schien ja nichts Eindruck auf ihn zu machen. Wo hatte der Junge denn bloß sein Gemüt?

Durch das Erlebnis mit dem Hund Chomka war sie allerdings gewarnt. Da hatte ja Heinz eine Empfindungsfähigkeit bekundet, die weit über ihr Verständnis hinausging. So auch damals, als er in der Dorfkirche so verzweifelt gebetet hatte, seine Mutter möge keinen Branntwein mehr trinken. Da war sein Innenleben in elementaren Ausbrüchen zutage getreten. Wo aber war es jetzt? Warum gab er sich ihr nicht offen und herzlich, wie sie es als Mutter verdiente? Sie versuchten es, in gefühlsreicher Weise in sein Gefühlsleben zu dringen, — wie eine Mimose aber zog sich Heinz vor ihren tastenden Händen zurück. Er fühlte den gewaltsamen Ton ihres Werbens um seine Seele nur zu deutlich heraus.

Nicht besser erging es dem Vater. Seiner zugreifenden Natur, die sich immer oberflächlich an das Tatsächliche und Äußerliche hielt, seiner brutalen Zuversicht, sich den Sohn zu erobern, — setzte Heinz die gleiche Zurückhaltung entgegen. Mit derben Witzen, die nicht frei von Zynismus waren, suchte der Ingenieur dem Jungen zu schmeicheln, indem er ihn vorzeitig in die Lebensanschauungen gewissenloser, zum Teil verderbter Männlichkeit hineinblicken ließ. Sein Streben, Heinz in allem Sportlichen zu fördern, würzte er mit gelegentlichen Ausfällen auf den Stubenhocker, den jüdischen Lehrer, der sich vor dem Abknallen einer Flinte fürchte und zu Pferde sitze wie ein Schneider. Dadurch erbitterte er Heinz so sehr, daß der Knabe sich in all diesen Dingen keine Mühe mehr gab.

War es früher vorgekommen, daß Heinz auf dem Schießstande es allen zuvorgetan, in Gegenwart des

Obersten Medusoff direkt ins Coeur Aß getroffen hatte, so feuerte er nun gleichviel wohin, und der Papa nannte ihn ärgerlich einen eigensinnigen Jungen.

Die Sonntage zerfielen somit regelmäßig in erziehlich-religiöse Untersuchungen und in sportliche Prüfungen, bei denen es Heinz nicht wohl werden konnte, weil sie von beiden Seiten mit einer absichtlichen anstürmenden Gewaltsamkeit geübt wurden.

Immerhin fügte sich Heinz leichter dem Vater, weil der Ingenieur seinem Wesen gemäß nicht in die Tiefe drang. Auch machte er, was er irgend vornahm, wirklich gut und gründlich. Sein künstlerischer Instinkt ließ ihn häufig den Ton treffen, für den Heinz empfänglich war. Es war der scherzhafte Ton guter Kameraden, denn trotz seiner sechsundvierzig Jahre hatte der Ingenieur immer noch etwas Jungenhaftes. Dazu kam das heilsame Bewußtsein, daß er an Heinz manches gutzumachen habe, während Frau Stürmer in der gesättigten Überzeugung dahinlebte, ihrem Kinde immer eine aufopfernde Mutter gewesen zu sein.

An einem dieser unerquicklichen Sonntage war der Oberst Medusoff mit seiner Frau zu Besuch gekommen. Man konnte sich kaum größere Gegensätze denken als dieses Ehepaar.

Medusoff, ein derber, breitschultriger, stiernackiger Mann mit rotem Gesicht, einer aufgestülpten tatarischen Nase und entlaubtem Schädel, war ein Erzrusse und fanatisch kaiserlich gesinnt. In der Umgegend galt er als Original, denn er tat Dinge, die zwar einer gewissen krausen Logik nicht entbehrten, die aber trotzdem wunderlich genug waren. Hatte er sich zum Beispiel beim Baden erkältet, so stieg er statt ins Bett nochmals ins Wasser und machte sich darin eine verzweifelte Motion: „Denn", sagte er, „was das Wasser verschuldet, das soll das Wasser auch wieder zurechtkriegen." Oder wenn er sich durch einen Marsch überlaufen hatte und steif

war, so galt ihm als das einzige Mittel dagegen, eine noch längere Tour zu unternehmen. Sein Körper hielt diesen Gewaltkuren immer wieder stand, und so konnte er Ärzte und Apotheker als Leuteschinder fröhlich zum Teufel schicken.

Die Obristin Medusoff aber war Hofdame gewesen. „Stellen Sie sich vor, meine Herrschaften," so schrie zuweilen der Oberst mit dröhnender Stimme und sah wild um sich, — „meine Frau war Hofdame! Was mehr sagen will, sie ist eigentlich Hofdame geblieben bis auf den heutigen Tag. Weiß Gott, wie das zugegangen ist, — ich alter Bauer habe eine Hofdame zur Frau, denn wenn ich auch Edelmann bin, so taug' ich bei allen Heiligen doch besser zum Bauer. Hofdame also und noch dazu was für eine! Nach allen Regeln der Kunst, sag' ich Ihnen. Das parliert und flötet, säuselt und komplimentiert, das schikaniert und kokettiert, das schreibt französische Bittgesuche im elegantesten Stil an Ihre Majestät, unsere allergnädigste Frau Kaiserin — wie Wasser! wie Wasser, sage ich ihnen!"

„Mon cher Nicalas, ménagez vous donc!" pflegte Alexandra Timofejewna darauf zu erwidern.

Sie war eine blonde Schönheit, kühl wie eine Wassernymphe, blaß und schlank wie eine Lilie. Ihre Augen blickten hochmütig und grün unter fein geschweiften Brauen ins Leere. Sie verwendete viel Zeit darauf, ihre Wimpern schwarz zu färben. Ihr feuchter, dunkelroter, herzförmiger Mund hatte einen Zug von Müdigkeit und Schwäche. Wie zwei weiße frierende Blütenblätter ruhten ihre Hände kraftlos in ihrem Schoß.

In nur zwei Punkten stimmte dieses sonderbare Ehepaar völlig miteinander überein. In der Liebe zum Kaiserhause und im Haß gegen die Juden. Alles Unglück Rußlands leitete der Oberst von den Juden her,

sowohl den russisch-türkischen Krieg, wie die Haltlosigkeit der russischen Jugend.

Stürmers waren jedesmal in Verlegenheit, wenn Meduſoffs zum Besuch kamen. Bei Gelegenheit hatte Frau Stürmer der Obristin gegenüber erwähnt, daß der Hauslehrer Jude sei. „Herr Kohen ist aber ein ganz vorzüglicher Lehrer und auch sonst ein trefflicher Mensch," sagte sie.

Da hatte Frau von Meduſoff die blonden Augenbrauen hochgezogen und lässig erwidert: „Eh bien, ma chère, cela ne me regarde pas le moins du monde." Auch hatte sie Isidor Kohen immer höflich begrüßt, wenn man das hochmütige, kaum sichtbare Neigen ihres blonden Hauptes auf dem schlanken Nacken überhaupt für einen Gruß nehmen wollte.

Heute saß man bereits bei Tisch, als Kohen ein wenig verspätet eintrat. Er hatte Kopfweh und gerötete Augenlider.

„Verzeihung, gnädige Frau," sagte er, „aber ich fühle mich heute nicht ganz wohl."

Das fremde Ehepaar begrüßte er mit einer höflichen, etwas ungeschickten Verbeugung.

Der Oberst Meduſoff war besonders aufgeräumt. Er erzählte gerade eine Geschichte aus seiner Offizierszeit.

„Wir standen damals in Archangelsk, meine Herrschaften. Bitterste Winterkälte und ein einziges, halbwegs anständiges Lokal. Was tut man, um die Zeit totzuschlagen? Man säuft. Nu natürlich. Saß da an einem Nebentische uns gegenüber ein feister Patron, so 'n Kaufmichel mit drei anderen — Geld wie Heu, das versteht sich. Blaß wie 'n Talglicht, dumm wie 'n Stiefel. Nu, der wollt' uns die feinen Manieren absehen. Hieß es an unserem Tisch: ‚He, Kellner, sechs Flaschen Champagner!' — so brüllte er: ‚Mensch, zwölf Flaschen vom gleichen!'

Mein Kamerad Nowikow, — er war schon nicht

mehr ganz nüchtern, — giftet sich über die fade Prahlerei. Mit einem Male schmettert er eine leere Flasche mitten in die Zimmerwand. Was tut der Dickwanst drüben? Der will uns natürlich übertrumpfen, — und trach, trach, trach, fliegen drei volle Champagnerflaschen in den hohen Trumeauxspiegel, — — und die gute Gabe Gottes schäumt ungenützt an den Scherben zu Boden nieder.

Herein wie 'ne hungrige Meute stürmten blaß und verstört der Wirt und die Kellner.

Wir natürlich verziehen keine Miene, sitzen steif und würdevoll wie die chinesischen Götzen, werden doch so 'nem gottverlassenen Rindvieh nichts einbilden. Das erbittert ihn. Der Ehrgeiz hat ihn nu mal gepackt, er will uns in Erstaunen setzen, um jeden Preis, und koste es auch das Leben.

‚He, Kellner, Mensch, schwarze Spinne!' brüllte er. ‚Her mit 'nem Kübel saurer Sahne und bring auch 'nen Anstreicherpinsel mit!'

‚Saure Sahne ... Euer Hochwohlgeboren?' stottert der Kellner, an allen Gliedern schlotternd.

‚Hast du Pech in den Ohren? Saure Sahne hab' ich gesagt.'

Die Sahne wird gebracht, der Pinsel auch, und was denken Sie, meine Herrschaften, was nun geschieht? Taucht da der Schmutzfink den Pinsel in die Sahne und begann die roten Sammetmöbel damit anzustreichen.

‚Aber erlauben Sie, Hochwohlgeboren' — wimmert der Wirt.

‚Schweig, Hundesohn, meine Rubelchen werden den schäbigen Kram wohl noch aufwiegen.'

Und unter immerwährendem Schielen nach uns hin schmiert das Vieh einen Fauteuil nach dem anderen weiß an, die Sahne tropft in Strömen von dem Sammet nieder — wir aber, wir haben weder Augen noch Ohren für den Skandal, wir unterhalten uns

gemächlich über die Hundekälte, den letzten Maskenball und schöne Mädchen. Wir tun ihm nun mal den Gefallen nicht. Seine Kameraden gröhlten vor Wonne.

Er streicht und schwitzt und schwitzt und streicht. Als er endlich fertig gestrichen hat, brüllt er: ‚Nun, wieviel macht die Rechnung?'

Der Wirt schmunzelt, zählt an den Fingern und sagt süß: ‚So 'n zweitausend Rubelchen, Hochwohlgeboren.'

's war natürlich gelogen. Der Kaufmichel aber greift, vor Eitelkeit steif, in die Brusttasche, zählt zwanzig Hundertrubelscheine hin und blökt: ‚Nun haben die Herren Offiziere wieder mal ein Vergnügen umsonst geschunden — —'

Kaum aber hat er das gesagt, so sitzt auch der Sahnenkübel auf seinem Kopf, akkurat wie 'ne Nachtmütze, — mein Freund Nowikow hat sie ihm aufgestülpt. Die Sahne fließt und tropft lustig über den schwarzen Anzug. Einmütig und sporenklirrend verlassen wir das Lokal. Der Dickwanst aber kam vors Gericht. Die Lust, Offiziere zu hänseln, ist ihm ein für allemal vergangen."

Trümphierend blickte der Oberst Medusoff in die Runde. Frau Stürmer lächelte ein wenig geniert, der Ingenieur kniff die Augen ein und lachte gutmütig. Kohen verzog keine Miene. Heinz starrte den Obersten ungläubig an.

„Noch hübscher war's, wie wir einen verfluchten Juden abgeführt haben," begann Medusoff wieder. „Das war zur Sommerszeit. Chaim Rosenblüt lieh Geld auf Wucherzinsen. War 'n dürrer gelber Wicht mit 'ner Hakennase und Sprungfedern in den Beinen, gierig wie 'n Rabe und niederträchtig wie dieses ganze Volk . . ."

Ein heftiger Ruck. Isidor Kohen war vom Tisch aufgestanden. „Solange Sie von meinen Volksgenossen im Einzelfall reden, kann ich's nicht hindern.

Allgemeine Bemerkungen aber darf ich mir nicht gefallen lassen, Herr Oberst. Ich bin auch Jude."

Frau von Meduſoff zog ihr Lorgnon hervor und sah Kohen an, als habe sie ihn nie zuvor bemerkt.

Meduſoff blieb einen Augenblick mit offenem Munde sitzen. „Frech und anmaßend war Chaim Rosenblüt wie dieses ganze Volk," fuhr er gelassen mit erhobener Stimme fort — da schritt Isidor Kohen an ihm vorüber — hinaus.

Heinz folgte ihm mit blitzenden Augen. An der Tür drehte sich der Knabe nochmals um.

„Das war sehr häßlich von Ihnen, Nikolai Iwanowitsch," sagte er zitternd. „Sie sind unser Gast, aber Kohen ist mein Freund. Und meinen Freund dürfen Sie nicht beleidigen."

„Komm her, Goldsohn, — du bist ja ein Prachtjunge!" schrie der Oberst zärtlich.

Aber Heinz maß ihn mit einem zornigen Blick und war zur Tür hinaus.

Nun folgten Tage, an die Heinz in späteren Jahren nur mit einem Gefühl des Schreckens und einer angstvollen Leere zurückdenken konnte.

Isidor wollte fort. Heinz sollte wieder allein bleiben, ganz allein. Ja, jetzt erst wußte er, wie einsam er war, wenn Isis ging.

„Isis," sagte er gepreßt, — „wenn du gehen mußt, — — ich will dich ja nicht halten, aber mußt du denn wirklich, Isis?"

Er sah ihn mit so hungernden Augen an, daß es dem Studenten ins Herz schnitt.

„Ich habe mit deinem Vater gesprochen, Heinz, innerhalb dreier Tage sollte mir der Oberst eine Entschuldigung senden. Es sind schon acht Tage vergangen, noch ist keine Zeile gekommen. Ich darf mich nicht treten lassen, Heinz."

„Nein!" sagte Heinz leise. „Nein. Ich verstehe.

Aber kann ein Mensch wie Meduſoff dir wirklich etwas zuleide tun?"

„Er nicht, Heinz. Aber ich tu mir ſelbſt etwas zuleide, wenn ich Ausfälle gegen mein Volk ruhig hinnehme. Wir Juden ſind in Rußland getreten genug. Stecke ich die Beleidigung ein, ſo verdiene ich ja die Verachtung mit, die uns zuteil wird."

In Heinz war ein Gedanke erwacht, Seine Augen blitzten in einem plötzlichen Entſchluß auf.

„Mein lieber, lieber Iſis," ſagte er dann wieder leiſe, „wenn du wüßteſt wie hoch du mir ſtehſt!"

Und in jähem Impulſe hatte er des Studenten Hand gefaßt und küßte ſie.

Am Nachmittage eilte er in den Stall und ſattelte ſeinen Prinzen.

Er würde mit Meduſoff reden, er. Seinem Freunde würde er die Genugtuung ſchaffen, um jeden Preis. Wie er ſeine Sache vorbringen ſollte, das wußte er nicht. Aber geſchehen mußte irgend etwas — ſoviel war klar, und dann — dann würde Iſis ja bei ihm bleiben!

Er flog in klapperndem Trabe durch den dichten Wald. Jeder Nerv ſpannte ſich in ihm in ſtählerner Willenskraft. Eins waren Roß und Reiter. Die Baumſtämme begannen umeinander zu kreiſen, wie damals, als Heinz ſie aus dem Eiſenbahnkoupé geſehen hatte. Durch den feuchten kühlen Wald wehte ein linder ſommerlicher Hauch. Heinz ſauſte vorwärts. Er fühlte und ſah alles wie im Traum. Nur ein Gedanke beſeelte ihn und ein Wille.

Und auf einmal erinnerte er ſich der Szene, da er als Kind auf ſeinem Schaukelpferde ſitzend für die mißhandelten Bären gebetet hatte. Eine Rührung ergriff ihn, eine Art Mitleid mit ſich ſelbſt. Tränen ſtiegen ihm in die Augen. Er ſah den kleinen Kerl, der er geweſen war, deutlich vor ſich, er hörte das

geflüsterte kindliche Gebet: ‚Lieber Gott, hilf den Bären, hilf den Bären . . .‘

Seine Lippen formten die längst vergessenen Laute nach — wieder wie ehemals sprach er rhythmisch vor sich hin, begleitet vom stoßenden Galoppieren seines Pferdes: „Hilf den Bären, hilf den Bären.“

Da fiel ihm ein, daß es doch jetzt anders heißen müsse: Hilf den Juden, hilf den Juden . . . Doch nein, was gingen ihn die Juden an? Seinem Isis, seinem Freunde, der ihn verstand und liebte, dem sollte Gott helfen, der große Gott der Christen und der Juden, die unerklärliche, geheimnisvolle, heilige Macht, die Welten lenkt und Einzelgeschicke.

„Wirst du es tun?“ flüsterte er — — „ach ja, lieber Gott, bitte, bitte tu's!“ Ihm war so weh, so elend, so armselig zumute. Nicht wie vor Jahren konnte er zuversichtlich glauben: Gott wird helfen, wird schon helfen. Wie? War er denn als kleines Kind weiser gewesen als heute? Hatte er auf der einen Seite gewonnen, um auf der anderen zu verlieren? War es immer so im Leben?

Mit hellseherischer Kraft ward ihm eine Wahrheit dunkel ahnungsvoll bewußt: Leben wir nicht in Kreisen? Kommt nicht alles einmal wieder? Nur in veränderter Form? Wir bleiben dieselben, aber unsere Erlebnisse kehren wieder, denn sie prägen sich nach uns. Eine innere Verwandtschaft, ein Zusammenhang besteht zwischen uns und unserem Schicksal. Wozu war das ganze Leben nütze? Wohin führte es? Woher kam es?

„Wirst du diesmal helfen, lieber Gott?“ fragte er wieder bittend, kindlich. — Hatte Gott damals geholfen? — — Und traurig klang es in Heinz wieder: Nein! Nur er, Heinz, hatte die Bären vergessen, und das Leben rollte weiter — in großen, großen Wogen, in großen Kreisen. Nein, nein! schrie es in ihm, das ist nicht wahr! Ich werde Isis

nie vergessen! Wieder legte sich ihm eine Erinnerung schwer und drückend auf die Seele. Wie war es denn mit Chomka gewesen? Es gab Tage, wo er gar nicht an ihn dachte, und doch hatte er das Tier einmal lieber gehabt als alles auf der Welt. Was war denn das in ihm? War er so treulos? so unzuverlässig? so schlaff? Heinz preßte die Zähne fest aufeinander. In dumpfem Sinnen ritt er weiter. Warum hatte ihn Isis noch vor einigen Wochen die seltsamen Worte gesagt: Erhalte mir deine junge Freundschaft, wenn du kannst? Zweifelte denn auch er an seinem Können? An seinem Wollen zweifelte er ja nicht. Konnte denn Heinz weniger als jeder andere, ja als ein Tier?

Glühende Scham trieb ihm das Blut in die Wangen. In ihm bäumte sich eine wilde Empörung auf — gegen sich selbst. Gut denn. War er treuloser, war er wankelmütiger als jeder andere Mensch, so wollte er es sich jetzt nicht leicht machen. Für seinen Freund eine Genugtuung fordern, erschien ihm jetzt wie ein Kinderspiel. Er dürstete nach einem Opfer, nach einer Tat, nach einem Martyrium.

„Ich will!" sagte er laut und trotzig. „Ich will! ich will! Wenn aber nichts daraus wird und Isis geht, dann habe ich es verdient, weil ich Chomka vergessen konnte, weil ich Malwa und Lulu vergessen habe, und vielleicht alles vergessen werde, für das ich heute sterben könnte."

Sterben!

Er prüfte sich ängstlich selbst. Ja, er wußte, er konnte für Isis sterben, wenn es nötig war. Heute. Jetzt gleich. Das konnten vielleicht nicht viele Knaben, aber nach Jahren, wenn sie Jünglinge, wenn sie Männer geworden waren, würden sie noch die gleiche Liebe für ihre Freunde haben. Er aber, er fürchtete sich fast vor den neuen Gestalten, die in sein Leben träten, denn er fühlte, er könnte sie nicht festhalten.

Sie waren stärker als er, und sie blieben stärker, bis eben — andere kamen.

Ihn durchriß ein wildes Weh. „Warum hast du mich so geschaffen, Gott?" fragte er grollend. „Weißt du nicht, wie weh das tut? Was hilft es, daß ich will? Es wird doch immer alles anders. Isis allein kann mir helfen. Er verachtet mich nicht, und den willst du mir jetzt nehmen. Aber ich geb' ihn nicht her, ich geb' ihn nicht her!"

Im Kreislauf dieser quälenden Gedanken ritt er die zwei Stunden unaufhaltsam dahin. Als das Gutsgebäude von Kassilowo vor ihm auftauchte, erschrak er fast.

Ein finsterer Trotz lag auf seiner Stirn. Er sprang von seinem Tier und band es an den Staketenzaun des Gartens.

Welch eine verwachsene wirre Wildnis! Der Flieder blühte, der Faulbaum füllte den sonnenbeschienenen Garten mit seinem starken Dufte. Die Bäume standen hoch und fragend.

Aus einem Mauervorsprung schoß ein dünner glasklarer Strahl Wassers in einen Steintrog. So fabelhaft geschwind war die Bewegung, daß das Wasser nicht tropfte, nicht rieselte, — wie ein silbernes Band stand es gleichsam still und doch voll ungestümer vorwärts drängender Kraft.

Gefesselt blieb Heinz davor stehen. Was ist Ruhe und was Bewegung? dachte er. Ist es nicht ein und dasselbe? . . . Und ihm war, als ruhe eine Lebensweisheit in diesem dahinwirbelnden Wasserstrahl verborgen.

Wie ein Blitz schlug dieser Gedanke auf ihn ein, und im nächsten Augenblick stand er völlig betäubt und hilflos da — — er begriff sich selbst nicht mehr.

Er nahm sich zusammen. Jetzt! Jetzt! dachte er. Er fühlte sein Herz pochen bis an den Hals.

Mit festen Schritten stieg er die Gartentreppe empor. Sie war morsch und knackte bei jeder Stufe. Vor vielen Jahren, als Kind, war Heinz zuletzt hier gewesen.

Endlich öffnete er die Tür und trat in den Saal. Er war leer. Blaue damastne verschossene Möbel, ein Damenschreibtisch in der Ecke, Spiegel mit spinnwebbedeckten Goldrahmen, runde Marmortische und dort, neben dem Rokokosofa ein ganz gewöhnlicher Holzkübel — wahrhaftig, es war ein Kübel!

Es ist alles nicht wirklich, dachte Heinz, es ist wie ein Traum. Der ganze Saal mit seinen verblichenen fleckigen Tapeten roch nach Moder, nach welken Rosenblättern und Baldriantropfen.

Langsam ging die Saaltür, und die Obristin Meduloff rauschte feierlich herein. Sie hatte ein weißes Morgengewand an, ihr Haar war gelöst und hing tief über den Rücken hinab, in den weißen Händen trug sie eine Porzellanvase!

Er trat ein paar Schritte auf sie zu und machte eine schöne Verbeugung.

„Ah, c'est vous, Heinz!" sagte die schöne Frau kühl. Sie reichte ihm lächelnd ihren kleinen Finger.

Heinz küßte den Finger so umsichtig, als sei er die ganze Hand gewesen.

„Ich möchte den Herrn Obersten sprechen," erklärte er.

„Eh bien! Mein Mann ist im Bade, aber in zehn Minuten kann er hier sein. Nehmen Sie doch Platz, Heinz."

Er setzte sich steif ihr gegenüber. Die Obristin betrachtete ihn wohlgefällig unter ihren langen gefärbten Wimpern hervor. Sie lächelte. „Darf ich den Grund Ihres Besuches nicht erfahren?" fragte sie.

Heinz fuhr zusammen. „Verzeihen Sie Alexandra Timofejewna, ich möchte mit Nikolai Iwanowitsch darüber sprechen."

„Aha. Also Männerangelegenheiten. Geheimnisse. Wissen Sie denn noch nicht, Heinz, daß die Hälfte aller Männerangelegenheiten durch die Hände von Frauen geht?"

„In der Geschichte . . . ja . . . ich weiß —" stotterte Heinz.

„Nicht nur in der Geschichte — auch im Leben. Also sagen Sie mir nur gerade heraus, was wollen Sie von meinem Manne?"

„Er soll meinen Freund Kohen schriftlich um Entschuldigung bitten, weil er ihn beleidigt hat —" fuhr Heinz heraus.

Die Dame rümpfte verächtlich die feinen Nasenflügel. „Ce petit juif là, ah mais non!"

Heinz war zumute, als habe ihm jemand einen Stoß in den Rücken versetzt; mit einem Male lag er auf den Knien vor der Frau.

„Ich bitte Sie!" rief er in bebendem Herzenston, „ich bitte Sie! Er muß es tun, denn sonst geht Kohen fort, und ich bleibe allein!"

Ohne zu wissen, was er tat, hatte er den Kopf in die Falten ihres Kleides gedrückt und schluchzte heiß auf.

„Mais mon enfant, calmez vous donc! Haben Sie denn Ihren Lehrer so lieb?"

„Ja!" schrie Heinz. „Ja!"

„Und . . . er hat Sie nicht hergeschickt?"

„Er . . .? Niemand weiß etwas davon."

„Ich hätte Ihnen einen besseren Geschmack zugetraut, Heinzi" sagte die Dame wieder mit ihrem kühlen Lächeln. „Wenn man einen Papa hat wie Sie . . . so, nun, so hängt man sich eben nicht an fremde Leute."

„Was — was weiß denn Papa von meiner Seele?" rief Heinz unwillkürlich. Dann erschrak er und sagte ruhiger: „Papa kennt mich nicht wie Kohen."

Sie sah ihn prüfend an. „Das glaub' ich —" sagte sie endlich. „Nun stehen Sie auf, Heinz und

seien Sie vernünftig. Dort auf meinem Schreibtisch ist Tinte und Papier. Bringen Sie mir das, auch den Federstiel."

Heinz sprang auf und brachte das Gewünschte. Dabei warf er einen raschen Blick auf den Holzkübel neben dem Sofa. Er war voll welker Rosenblätter. Daher also der betäubende süßliche Duft.

Mit einer schrägen flüssigen Schrift schrieb Frau von Medusoff, ohne nur aufzusehen, eine Erklärung in französischer Sprache nieder.

„Genügt Ihnen das?" fragte sie.

Er durchflog die förmlichen Zeilen. „O ja!" rief er dankbar — „aber die Unterschrift — —?"

„Die Unterschrift werden wir gleich haben. Setzen Sie sich einstweilen noch her, wir trinken eine Tasse Tee miteinander."

„O nein!" rief Heinz erregt, „ich danke. Ich muß gleich wieder heim. Niemand weiß, daß ich ausgeritten bin."

„So, so!" Alexandra Timofejewna sah ihn mit ihrem rätselhaften Lächeln an. „Sie sind also ein rechter Draufgänger. Eh bien, ich möcht' Sie einmal sehen, wenn Sie richtig verliebt sind."

Das ist doch alles gar nicht wirklich, dachte Heinz wieder. „Vielleicht war ich schon einmal verliebt!" sagte er wie unter einem fremden Zwang.

Sie zog die Brauen hoch. „Quelle surprise! Wie kam denn das?"

„Ich weiß nur nicht," sprach Heinz wieder halb gedankenlos, halb unter einem blinden Triebe, „ob es eine war oder zwei. Manchmal war es die Schwarze, dann auch die Braune und dann wieder alle beide."

„Und . . . jetzt?" Ihre grünen Augen blickten sieghaft und lockend.

„Jetzt . . .!" Heinz fuhr sich wie träumend über die Stirn. Ihm wurde schwindelig. Er beugte sich

über die feinen weißen Blütenhände und küßte sie inbrünstig.

Sie lachte ein leises kühles Lachen; es war wie Quellengeplätscher.

„Vous êtes amusant, cher ami!"

Da fuhr er zurück. Amüsant? Nein, das war er nicht. Hergekommen war er um seines Freundes willen. Es war eine todernste Sache. Sein Ausdruck wurde schwer und trotzig.

Die grünen Augen sahen ihn heiter-grausam an.

Jetzt ging die Tür. Die breite Gestalt Meduſoffs schob sich herein.

Das ist Wirklichkeit! dachte Heinz und seufzte erleichtert.

„Man hat mir gesagt, daß unser junger Nachbar hier sei," rief der Oberst dröhnend. „Nu willkommen, mein Junge! Wie steht's zu Hause?"

„Nikolai Iwanowitsch," hob Heinz zögernd an.

„Nicolas," unterbrach die schöne Frau den Knaben lässig, „sei so gut und setz' deine Unterschrift her, dann kannst du mit Heinz plaudern."

„Was soll's denn schon wieder?" fragte Meduſoff verdrießlich.

„Schreibe nur, mein Lieber, ich erkläre es dir später. Nichts von Belang übrigens.

Sie schob ihrem Mann den Federhalter über den Tisch.

„Nu ja, schön, schön, gut, gut. Ich sage dir, Heinz, — die Frauen — — nichts ist so fein, so zäh, so beharrlich wie die Frauen. Ein raffiniertes Volk! Hüte dich vor ihnen, aber beizeiten, mein Junge, sonst haben sie dich in der Schlinge, ehe du's auch nur ahnst."

„Das seh' ich!" sagte Heinz trocken. Der Humor der Situation hatte ihn erfaßt.

Mit schönen, bedächtigen, runden Buchstaben hatte

der Oberst die Unterschrift hingeschnörkelt. Er schob das Blatt seiner Frau hin.

Sie ließ es ruhig vor sich liegen.

„Junge!" sprudelte der Oberst wieder los, „ich hab' dir ja, als wir neulich bei euch waren, meine neue Stute nicht gezeigt. Das ist ja ein Prachtstück. Die mußt du sehen!"

„Gleich!" rief Heinz, „sofort!" Er griff nach seiner Mütze, und während der Oberst nach der seinen suchte, steckte Frau von Meduſoff dem Knaben das Papier zusammengefaltet in die Tasche. Er beugte sich dankbar über ihre Hände.

Sie gab ihm einen leichten Schlag auf die Wange. „Kleiner Draufgänger!" sagte sie spöttisch. Es klang fast wie eine Liebkosung.

Heinz und der Oberst wanderten durch die Stallungen. Die Stute wurde gebührend bewundert. Der Oberst pflückte einen riesigen Fliederstrauß für Frau Stürmer und stand vergnügt dabei, als Heinz endlich in den Sattel sprang.

„Wie 'n Kosak!" sagte Meduſoff wohlgefällig. „Wahrhaftig wie 'n Kosak!"

Ein brennendes Schamgefühl war über Heinz gekommen. Er hatte sich also die Unterschrift erschlichen.

„Nikolai Iwanowitsch," rief er — „die Unterschrift haben Sie mir unter die Erklärung gesetzt, meines Freundes Kohen wegen. Ohne diese Unterschrift geht er fort. Das wollt' ich Ihnen nur sagen."

„Was Junge?" schrie der Oberst verdutzt. „Was faselst du da?"

Heinz wiederholte seinen Spruch. Dann glitt er plötzlich von seinem Pferde. „Nehmen Sie sie nicht wieder zurück!" sagte er in flehendem Ton. „Sie wissen ja so gut wie ich, Sie hatten damals unrecht, aber betrügen mag ich Sie nicht!"

In Meduſoffs derbem Gesicht arbeitete es heftig. „Gott soll mich bewahren!" stieß er endlich rauh

hervor. „Und meine Frau hat dir dazu verholfen, die geriebene Füchsin, — die — — Hofdame!“

„Seien Sie ihr nicht böse und mir auch nicht!“ rief Heinz.

„Nu, Heinz — kennst du mich erst seit gestern? Dir böse sein? Du hast ja im Grunde verteufelt recht. Und um einen Sohn wie dich könnt' ich ihr auch die Hofdame verzeihen.“

Der Oberst brach in ein gewaltig-schütterndes Lachen aus. Er lachte, lachte und lachte — —

Heinz saß schon wieder im Sattel und trabte davon. Jetzt winkte er ihm noch mit der Mütze.

Meduſoff winkte wieder und blickte ihm nach.

Noch immer lachte er erschütternd, und zwei dicke Tränen perlten über die sonnengebräunten Züge.

„So 'n Prachtbub!“ murmelte der Oberst, „bei Gott — ein Prachtbub!“

Zehntes Kapitel.

Der Himmel hing voll trüber grauer Wolken; schon tagelang.

Regen!

Ein feiner, sprühender, endloser Regen, der die grüne Weite der sommerlichen Landschaft verschleierte und einhüllte, ein Regen, der die Seele müde machte und ruhelos.

Trübe sind solche Regentage, niemals trüber, als wenn durch die Einförmigkeit der leise rinnenden Tropfen, der grelle Pfiff einer Lokomotive heult, wie eine bange Warnung, die lastende Gewißheit einer baldigen Trennung sich bang auf die stumpfe Seele wälzt.

Heinz und sein Freund standen auf der Plattform des kleinen gelbbraunen Bahnhofsgebäudes und warteten. Über zwei Jahre waren seit Heinzens Ritt nach Kassilowo vergangen.

Wie ein schwerer Sturm dahinfährt und das Meer in seinen Tiefen aufwühlt und erschüttert, nicht nach den Fahrzeugen fragend, die auf seiner Oberfläche schaukeln, so verschlang dieser Trennungsschmerz Heinzens Denken und Empfinden, so daß er ein anderer geworden war.

Still und in sich gekehrt standen die Freunde auf der Plattform und warteten.

Sie schwiegen. Was konnten sie einander sagen? Sie hatten keine großen Worte.

„Isis — in deiner Handtasche rechts sind Zigaretten, vergiß das nicht. Und meinen Tasso habe ich dazu gepackt."

Isidor nickte nur, er drückte Heinz krampfhaft die Hand.

„Und wenn du nach Hause kommst, so schreib, — nur eine Postkarte. Aus Berlin kommt dann der erste Brief."

„Aus Berlin."

„Ja, Isis, noch eins. Du gehst zu einem ordentlichen Doktor wegen deines Hustens, versprich mir das."

„Hm. Jawohl."

Aus der Tiefe des graugrünen regenverhängten Waldes kroch langsam wie eine dicke schwarze Raupe der Zug, wurde mit unheimlicher Schnelligkeit größer und größer, fauchte, stampfte, dröhnte und rollte immer näher.

„Leb wohl, Heinz!" rief Isidor mit erstickem Ton, „und Dank für alle Liebe!"

„Isis!" schrie Heinz — „Isis!"

Sie lagen sich in den Armen.

Der Zug hielt vor der Plattform. Ein paar Passagiere stiegen eilig aus.

„Lebewohl . . . grüß noch zu Hause, und, Heinz, wenn du in Riga bist, so besuche einmal meine Eltern."

„Gewiß, Isis."

Kohen schwang sich in das Coupé. Sein blasses

scharfgeschnittenes Gesicht drückte sich an die Fensterscheibe. Voll Trauer blickte er auf Heinz.

„Kopf hoch, Heinz! Das Leben liegt noch vor dir! Schreib ausführlich über dein Examen!"

Heinz nickte nur und lächelte gepreßt. Seine Mundwinkel zuckten. In seinem Halse fühlte er einen Klumpen.

Ein Pfiff, ein Stoß, ein schütternder Ruck, die Wagen schoben sich langsam vorwärts.

Heinz ging ein paar Schritte mit. An den blinden regenberieselten Fensterscheiben sah er noch das blasse Gesicht. Es nickte ihm zu wie ein Gespenst.

„Isis . . ." murmelte Heinz — „Isis!"

Dann blieb er stehen. Stumpf. Müde.

Der Himmel hing voll trüber grauer Wolken . . . Regen . . .

Ein feiner sprühender endloser Regen, der die grüne Weite der sommerlichen Landschaft verfinsterte und einhüllte, ein Regen, der die Seele müde machte und ruhelos.

Drüben in die Tiefe des graugrünen regenverhängten Waldes kroch im krummen Bogen eilig der Zug hinein, wie eine dicke schwarze Raupe, wurde kleiner und kleiner — — verschwand.

Ein Rauchfetzen hing in der Luft . . .

* * *

Riga, den 25. Sept. 1884.

Mein lieber, lieber Isis!

Ich schreibe Dir auf einem ganz großen Foliobogen, denn ich hab Dir furchtbar viel zu erzählen. Also ist dies der zweite Brief, den Du von mir bekommst. Deine Antwort auf meinen ersten aus Alexandrowka holte ich mir selbst von der Post. Wie ich mich gefreut habe!

Ach mein lieber, lieber Isis, womit soll ich nur anfangen? Von meinem Examen schrieb ich Dir auf der

Postkarte. Ich bin also wirklich Primaner. Im Gymnasium fühle ich mich schon ganz heimisch, das heißt mit Vorbehalt. Die Lehrer sind zuweilen ein bißchen kurios, besonders unser altes X, der Mathematiklehrer, und der dürre Franzose Monsieur Pinson, der wie aus Gummi gemacht scheint, und immerfort hin und her wippt wie Gelee. Dann haben wir unseren spaßigen griechischen Oberlehrer Kräftig, der mit dem Religionslehrer Geist innigst befreundet ist. Sie gehen häufig Arm in Arm miteinander, und wir haben sie „Kraft und Stoff" getauft. Das letztere paßt besonders gut, da Oberlehrer Geist zumeist aus Stoff besteht.

Der Unterricht ist leider auf die Minderwertigen in der Klasse zugeschnitten. Mir erscheint das alles mehr oder weniger wie eine ausführliche Repetition. Wieviel ich bei Dir spielend gelernt habe, kommt mir erst jetzt zum Bewußtsein. Ein ganz aparter Mensch ist unser Oberlehrer der deutschen Sprache, Krause. Das ist ein Gentleman. Seine Vorträge sind tadellos. Goethe ist sein Ein und Alles. Wenn er den Mund auftut, springt ein Satz wie ein feingeschliffener Edelstein heraus. Den schimpfen zu hören, muß auch ein Genuß sein. Aber er schimpft nie. Höchstens bringt er es zu einer dolchähnlichen Spitze — die sitzt dann aber auch regelmäßig. Unser Russe Tilischewsky hält ihm die Wage. Der ist ein Warmblüter. Er hat Geist und Herz, interessiert sich für seine Schüler, das heißt für die guten. Seine Vorträge über russische Literaturgeschichte sind geradezu klassisch. Er leitet sie regelmäßig mit einer Übersicht der anderen Literaturen ein, so daß ich durch ihn mehr von Cervantes, Lopez de Vega, Molière, Racine, Corneille weiß als durch alle anderen. Auch ladet er uns Schüler manchmal zu sich ein, da gibt's denn Tee, Zigaretten, Diskussionen und Debatten, und es ist äußerst gemütlich.

Die Schüler — na, was soll ich Dir sagen? Sie kommen mir wie große Jungen vor, die gern Männer

spielen möchten. Ich steh' mit allen scheinbar gut, geschlossen habe ich mich an keinen. Wozu auch? Hab' ich nicht Dich? — Zuerst haben sie mich hänseln wollen, weil ich aus dem Innern Rußlands komme und kein richtiger Balte bin, denn Großpapa war doch noch Reichsdeutscher. Aber im Turnen und Sport bin ich ihnen mächtig über. Das imponiert. Nun haben sie gewaltig nach meiner schwachen Seite geschnüffelt in den Fächern. Das ist, wie Du weißt, die Mathematik, aber noch haben sie meine Achillesferse nicht entdeckt. Sie renommieren ungeheuer mit Weibern und Damenbekanntschaften. Da ich das aber von weitem spüre, mache ich nur ein pfiffiges Gesicht dazu, und nun denken sie, was Wunder da los ist. Ich glaube, sie halten mich im Grunde für eine Art Don Juan.

Besonders wegen meiner Pension bei dem Musiklehrer Schnorr, — nicht wahr, ein komischer Name? werde ich mächtig beneidet. Ach, wenn sie wüßten, wie wenig Ursache sie dazu haben! Da sind nämlich drei hübsche Töchter und eine nichthübsche, aber famose Pensionärin Nora Seeberg. Ich komme mir vor, wie in einen Affenkasten gesperrt, oder besser, in ein wandelndes Wachsfigurenkabinett. Das Haus habe ich Mamas unglücklicher Idee, in mir stecke ein musikalisches Talent, zu verdanken.

Lieber, lieber Isis, wenn ich Dir die Leute beschreibe, wirst Du glauben, ich wolle sie karikieren. Aber nein, es ist die lauterste Wahrheit.

Da ist zuerst Herr Raimund Schnorr. Ich habe lange nachgedacht, wie ich ihn Dir darstellen soll, denn äußerlich ist wenig Auffallendes an ihm. Er ist sogar ein hübscher Mann, aber ohne jeden Funken, nur von einer ungeheuren Eitelkeit geschwollen, wie ein sanft dahergeblasenes Segelschiff voll Wind. Er ist mittelgroß, blond, hat einen zu großen Kopf mit einer majestätischen Nase. Haar und Schnurrbart sind immer parfümiert. Dieser Kopf sitzt auf einem zu kleinen Körper, der

Körper aber steht niemals anders als in der zweiten Tanzmeisterstellung auf kleinen, elegant beschuhten Füßen. Seine Korrektheit ist zum Heulen. Ich glaube, wenn einer käme und sagte: „Herr Schnorr, Ihr Haus brennt . . .“ er käme nicht aus seiner Tanzmeisterpose heraus. Er würde nur sanft und ölig fragen: „Wie meinten Sie? Mein Haus . . .“ Nie und nimmer glaube ich, daß ein Künstler in ihm steckt. Er ist nur ein besserer Handwerker, aber er schindet sich gehörig und gibt zehn bis elf Stunden täglich. Eins ist mir völlig klar geworden: Musiker werde ich niemals und Klavierlehrer sein, ist schon das Letzte!

Frau Schnorr heißt Magdalena, läßt sich aber immer Magda nennen. Sie sieht aus wie eine Wachspuppe, bei deren Verfertigung die Farbe nicht gespart wurde. Sie ist viel größer als ihr Mann, daher trägt sie auch gar keine Absätze. Der goldene Schnitt der Griechen, von dem wir oft sprachen, ist auf sie nicht anzuwenden, denn sie hat endlose Beine und einen kurzen Oberkörper. Wenn der Mann zierlich sein will, so hält sie es mit dem Majestätischen. Sie steht gern in großartigen Posen da, wie man sich Medea oder Maria Stuart, oder Iphigenie denken könnte. Aber bei Frau Magdalena Schnorr ist das direkt komisch. Zu mir spricht sie immer mit süßer Stimme, aber die Nora Seeberg, die unter ihrer speziellen Obhut steht, raunzt sie an wie ein Waschweib. Das Sonderbarste an Frau Schnorr ist ihr winziges Mündchen. Es ist wie ein kleines wohlgeformtes Knopfloch, und daraus springen mit Vorliebe großartige Wörter. Ich halte sie für falsch, boshaft, unwahr, kleinlich und stiefeldumm, dazu mindestens für ebenso eitel wie ihren Mann.

Vor Mama haben sie beide furchtbar schön getan. Zu meinem Kummer hat Raimund Schnorr mir ziemlich viel musikalisches Talent zugesprochen. Mama war natürlich entzückt. Für mich aber bedeutet das täglich zwei Stunden Klavierüben unter schwierigen Umständen,

denn Schnorrs haben nur ein Instrument, und das ist fast immer besetzt.

Die Kinder sind eigentlich alle mehr oder weniger hübsch. Es sind drei Mädchen und drei Knaben. So wirst Du auch nicht begreifen, daß ich vorhin sagte, ich käme mir vor, wie in einen Affenkäfig gesperrt. Das Affenmäßige ist hauptsächlich inwendig. Denn sie sind alle so furchtbar unnatürlich, so geschroben, so kleinlich, so eingebildet, eben — affig. Ein nacktes Bild, eine unbekleidete Statue ist ihnen ein Greuel. Die Wörter „schamlos, unanständig" fliegen nur so herum. Der Nora Seeberg, die eine Thumannsche halbnackte Photographie einer Römerin besitzt, und die nach Gipsabgüssen zeichnet, haben sie in meiner Gegenwart gesagt, sie hätte kein Schamgefühl. Der Photographie aber hat Frau Schnorr ein Hemdchen aus Zigarettenpapier angezogen und ein Spitzenkräglein dazu ausgeschnitzelt. Der reine Blödsinn!

Die ältesten Töchter heißen Mercedes und Valentine, und werden „Merzing und „Valling" genannt. Sie sind ebensolche weiß und rosa Puppen wie ihre Mama. Merzing ist der Liebling. Sie heißt auch die „Aristokratin" und ist ein Jahr jünger als ich, also sechzehn. Am gescheitesten ist die zwölfjährige Ellen. Der älteste Sohn heißt Edmund, dick, blond, rosig wie ein Weihnachtsengel. Trotz seiner fünfzehn Jahre noch Quartaner. Die kleinen Buben Eddy und Billy sind sogar bildschön. Ich hab' sie Esil und Beisel umgenannt. Aber außer diesen Kleinen sind sie alle, alle verdreht, oder sie haben den Größenwahn.

Mit der Pensionärin Nora Seeberg habe ich mich angefreundet. Sie ist schon achtzehn Jahre alt, gar nicht hübsch. Blaß, brünett, schlank und groß, mit unruhigen nervösen Bewegungen. Aber ein famoses Mädel und spielt fein Klavier. So einfach, so natürlich und ehrlich — ein guter Kamerad. Will nichts sein, nichts vor-

stellen, dabei sehr gescheit. Sie durchschaut natürlich unser Wachsfigurenkabinett gerad' so gut wie ich.

Wir hocken oft beieinander und schmieden Pläne, wie wir aus dieser Pension in eine andere, erfreulichere kommen könnten. Aber das ist nicht so einfach, denn meine Mama hat ja den Tagentspleen für mich, und Noras Eltern leben in unglücklicher Ehe, und sie ist hauptsächlich hergeschickt worden, um eine glückliche Ehe aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Dabei halten wir beide nicht viel vom Schnorrschen Glück. Er ist von Zeit zu Zeit in sie verliebt, und sie ist immer eifersüchtig. Ist das denn Glück?

Es ist eigentlich merkwürdig, wie schnell ich mit Nora bekannt geworden bin. Wir reden so miteinander, als ob wir uns schon seit Jahren kennen würden. Neulich ist's mir sogar passiert, daß ich im Versehen „Du" zu ihr sagte. Eine Schnorr hätte natürlich beleidigt getan, aber Nora lachte nur und sagte: „So, dir geht's ja ähnlich wie mir. Ich versprech' mich in Gedanken beständig. Also bleiben wir bei dem Du. Das ist viel bequemer." Und dabei ist Nora doch schon kein Schulmädel mehr, sie hat sogar das Gouvernantenexamen gemacht. Weißt Du, Isis, das wäre eine großartige Frau für Dich! Die muß Du unbedingt kennen lernen!

Bei Deinen Eltern bin ich noch nicht gewesen, nächste Woche gehe ich ganz gewiß hin.

Jetzt kommt etwas, was mich recht drückt, aber leider kann ich's ja nicht ändern. Ich kann Mamas trauriges Gesicht nicht vergessen, als sie wegfuhr. Die arme Mama! Was hat sie denn auch für ein Leben? Sie ist todeinsam, denn Papa hat ja für sie kein Verständnis. Er liebt das Landleben, liebt seinen Beruf, er ist heiter und vergnügt. Sie aber, sie sehnt sich hinaus, sie möchte bei mir sein. Und sie wünscht sich die Jahre zurück, wo ich zu Haus war und keine Zeit für sie hatte.

Mir kommen manchmal schrecklich traurige Gedanken, Isis! Ich muß jetzt so viel an die Mama denken, weil ich zu Hause zu wenig an sie gedacht hab'! Sie sagte mir beim Abschied: „Schreib regelmäßig und ausführlich, Heinz. Deine Briefe werden mein einziger Sonnenstrahl sein!" Und sie sah so blaß und vergrämt dabei aus. — Ich schreibe ja auch regelmäßig, aber kann ich denn ehrlich zu ihr sein? Nein, denn sie regt sich über alles auf. An Schnorrs, die ihr schmeicheln, sieht sie nur Lieblichkeit und Angenehmes, und sie glaubt ihnen alles aufs Wort. Sie hat so gar keinen Blick für Menschen.

Lieber, lieber Isis, jetzt seh' ich Dich lächeln, es klingt albern und arrogant, wenn ich, ein Mensch von siebzehn Jahren so etwas sage, ich weiß es. Aber Du kennst mich und kennst auch die Eltern gut genug — Du weißt ja, daß ich nicht übertreibe.

Es ist ein ganz merkwürdiges drängendes Gefühl in mir alle diese Wochen — eine Unruhe, eine Sehnsucht und immer ein Wachsein . . . wie soll ichs Dir nur sagen? Immer bin ich in Erwartung: jetzt kommt was, jetzt erleb ich etwas Großes. Und doch vergeht ein Tag wie der andere und es passiert nichts Besonderes. Ich sehe mein Leben an wie von einem Berge, sehe es aus der Ferne leuchten wie einen hellen klaren Tag, und dann liege ich wieder mir selbst auf der Lauer, und es grauft mir vor etwas Dunklem und Unbekanntem in mir. Das klingt nun gerade wie ein gespickter Satz aus einer deutschen Ausarbeitung. Aber Du weißt, Isis, Dir mach' ich nichts vor. Unehrlich bin ich nicht. Ich bin nur so schrecklich voll, wie ein überlaufender Brunnen. Ich weiß nicht, wohin ich soll mit diesem Überfluß. Oft glaube ich, ein ganz starkes großes Gefühl könnte mir helfen. Aber das Schnorrsche Haus ist nicht für große Gefühle eingerichtet. Das Beste in mir gehört ja doch Dir.

Ich möchte mich beinahe verlieben, lache nicht, Isis, — oder wenigstens so richtig schwärmen, aber dazu ist

niemand da. Nora Seeberg, weißt Du, hab' ich sehr sehr, sogar furchtbar gern. Aber ich schwärme keine Spur für sie, besonders da ich weiß, daß sie für jemanden, tief in Rußland, schwärmt. Sie hat es mir natürlich nicht gesagt, nur ganz leise angedeutet. Darum ist sie auch so hochmütig und kühl gegen die hiesigen Polytechniker und anderen jungen Leute. Zu mir ist sie lieb und ehrlich wie eine Schwester. Ach, warum hab ich keine Schwester, Isis?

Schnorrs sind natürlich wütend über unsere Duzerei. Herr Schnorr hat mir einen Vortrag darüber gehalten, wie unschicklich das sei, eine junge Dame zu duzen. Frau Schnorr hat Nora ausgezankt. Ich hörte zufällig ihre Antwort: „Aber Frau Schnorr, warum soll ich Heinz nicht duzen? Meine Eltern hätten niemals etwas dagegen. Er ist ein anständiger gescheiter Junge, ich hab' ihn gern, warum soll ich kein Vertrauen zu ihm haben?" Darauf hörte ich wieder das beliebte Wort „schamlos", das Frau Schnorr hervorzischte, wie eine mißgestimmte Schlange. Und gleich nachher sagte mir Nora: „Heinz, du wolltest mir doch deine neue Literaturgeschichte zeigen!" Fein! Nicht?

Jetzt wieder mal ein Bekenntnis, Isis. Du mußt mich aber richtig verstehen, denn es ist nicht ganz einfach. Mit den Menschen geht es mir kurios: ich sehe es überall, bei Schnorrs, bei den Kameraden, bei den Lehrern. Sie halten mich alle für einen offenherzigen, harmlosen Kerl, der alles ausspricht, was ihm gerade durch den Kopf geht. Sie glauben mich alle bis auf den Grund zu kennen. Sie irren sich scheußlich. Ich kenne sie, aber mich kennt keiner, am ehesten noch Nora Seeberg, weil sie mir in vielem ähnlich ist. Im Grunde bin ich furchtbar verschlossen, aber irgend etwas in mir ist so biegsam, nein, so mein' ich's: inwendig trag' ich einen versteckten Hampelmann, der alle Sprünge der anderen begreift und sich ihnen anpaßt mit einer Geschwindigkeit von 0,7. So halten mich die Russen

in der Klasse der Gesinnung nach für einen völligen Russen; die drei Juden, die sonst immer unter sich sind, lieben mich schwärmerisch, und der rote Isaakssohn sagte neulich: „Du bist wie von unsere Leit, Stürmer." Mit den drei Baronen stehe ich mich auch fein. Jeder glaubt, daß ich zu ihm gehöre, und jeder irrt sich. Und doch geb' ich mir gar keine Mühe um die Kameraden. Es kommt alles von selbst. Sag', Isis, kannst Du mir das erklären? Ist es Charakterlosigkeit oder Stumpfsinn, oder bin ich als unglückliches Chamäleon zur Welt gekommen, das immer die Farbe seiner Umgebung annimmt? Siehst Du, das ist eigentlich die Frage, die mich am meisten beschäftigt.

Früher, im Jekaterinoslawschen war es ja auch ähnlich. Aber da gab es nicht so vielerlei verschiedene Menschen. Zu Hause war ich in derselben Klemme zwischen Papa und Mama, und nur mit Dir konnte ich sein, wie ich wirklich bin. Hier, unter den vielen neuen Menschen ist's gerad' dasselbe, ich komme mir vor, wie eine unbekannte Zahl, ein gesuchtes X, das immer im Gleichungsverhältnis zu den umgebenden Zahlen steht und immer an Wert wechselt. Es ist ja für den Augenblick ganz amüsant, aber im tiefsten Grunde ist's schrecklich. Denn ich komme mir vor wie einer, der immer irgendeine Rolle spielt — wo aber bin ich selbst?

Wieviel glücklicher ist doch ein Schauspieler! Der kennt seine Rolle, lernt sie und weiß sie durchzuführen. Ich kenne meine Rollen nicht einmal und spiele sie doch, fast ohne es zu merken. Da sitzt auch der Grund, weshalb ich nur solch einen Menschen, wie Du bist, zum Freunde haben kann, einen, der mich versteht und mich dennoch lieb hat. Du bist der einzige auf der Welt, Isis, und nie werde ich einen besseren Freund haben. Ein bißchen ähnlich ist auch Nora. Auch sie versteht mich besser als irgendein anderer hier.

Ich denke manchmal, ich werde in meinem ganzen

Leben niemals heiraten. Denn wo gibt es eine Frau, die ein Chamäleon zum Manne haben möchte? Schade, daß wir nicht im Mittelalter leben! Ich würde ein Mönch werden und in einer Zelle sitzen und über die Welt und mich grübeln — vielleicht grübelte ich einmal die Wahrheit heraus! Weißt Du, Isis, ich kann Kolumbus so gut verstehen, als er ausging, das neue Land zu entdecken. Wie muß ihm das Herz gepocht haben! So ein Kolumbus fühle ich mich manchmal selbst, nur ist das neue Land, das ich suche, inwendig — in mir!

Nun sollst Du aber nicht glauben, daß ich immer wie ein Duckmäuser dasitze und denke. O nein! Ich bin der zweitbeste Turner in den oberen drei Klassen. Wo ein dummer Streich ausgeheckt wird, bin ich immer dabei. Neulich bin ich hinter Schnorrs Rücken in die Manege gegangen, habe mir das wildeste Pferd ausgesucht und bin zwei Stunden geritten wie toll. Taschengeld hab ich ja genug, um mir das ab und zu mal zu leisten. Und wenn ich so recht müde bin vom Umhertollen, komme ich mir vor wie andere Jungen auch, aber das dauert nicht lange, da stürzen die alten Gedanken über mich her wie gierige Wölfe. Isis, mein lieber guter Isis — hilf mir doch! Ich fürchte, ich werde noch ein ganz unnützer Mensch — ein Menschenaffe!

Mein Brief ist ein paar Tage liegengeblieben. Ich überlese ihn eben und schäme mich furchtbar. Immer ist nur von mir die Rede! Als ob ich keine Gedanken für Dich hätte! Du schreibst gar nicht, ob Du auch noch husteſt. Wann wirst du deine Doktorschrift einreichen? Befriedigt Dich auch das Leben in Berlin? Und die Philosophie?

Manchmal scheint mir, daß Du deine Menschenkenntnis zum Teil der Philosophie zu verdanken hast. Nein, da habe ich mich schlecht ausgedrückt: die Menschenkenntnis hat Du von Natur und auch von Deiner Tante Sara, aber das Klarwerden über Dich selbst und das

Menschliche überhaupt, — das kommt doch vielleicht von der Philosophie. „Erkenne dich selbst," sagt doch auch Sokrates immer wieder. Wenn ich mich dadurch nur selbst erkennen könnte, ich würde unbedingt Philosophie studieren. Denk' dir, heute bekam ich einen Brief von Papa. Er schreibt, daß ich ihm sehr fehle und daß eine neue Turbine in der Fabrik aufgestellt worden ist. Auch sagt er, daß er mich ja nicht beeinflussen wolle, aber daß es ihm eine große Freude wäre, wenn ich auf dem von ihm beackerten Boden weiterarbeiten würde und er die Fabrik in meinen Händen sehen könnte. Der Petersburger Grande, der sich sonst niemals zeigt, ist in Alexandrowka gewesen und hat sich sehr befriedigt über den Zustand der Fabrik ausgesprochen. Nun, das will ich meinen! Papa ist ja auch Ingenieur mit Leib und Seele. Aber für mich ist das nichts. Ich brauche zweierlei — die Einsamkeit und Stille für mich selbst und dann eine große Arbeit mitten unter vielen Menschen, wo ich auf Menschen, nicht Maschinen wirken könnte. Die regelmäßigen, kreisenden, unheimlichen Maschinen sind mir zu wenig. Was glaubst Du, Isis, was könnte das sein?

Manchmal habe ich schreckliches Heimweh. Aber ich sag' Dir's ganz aufrichtig, nicht nach den Eltern, sondern nach unsern stillen herrlichen Wäldern, — nach dem See, nach den Wiesen und weiten Ebenen. Zumeist nach all den Orten, die wir gemeinsam durchstreift und wo wir oft so klug geredet haben. Ja, mein Isis, noch eins muß ich Dir sagen: Durch Dich bin ich viel, viel weiter gekommen, als andere Jungen meines Alters. Nicht nur im Lernen, nein im Nachdenken über das Leben mein' ich, und all so was. Erstens ist es mir möglich, meine Gedanken, wenn auch unvollkommen, dennoch klarer auszusprechen, als die meisten es können, denn wir haben ja eigentlich immerzu philosophiert, zweitens aber hab' ich überhaupt Ideen. Unser Krause sagte neulich von meiner deutschen Arbeit: „Stürmer,

Sie stecken ja voller Ideen wie eine überschäumende Champagnerflasche, aber was besser ist, Sie verstehen sie auch in eine Form zu bringen." Wenn er wüßte, daß mir meine Zuflüsse immer von zwei Seiten kommen, daß ich ein Fluß bin mit zwei Strömungen! Manchmal ist mir, als ob ich krank oder verrückt werden könnte bei dem Gedanken. Ich weiß mich Eins und fühle mich doch Zwei. Ist das nicht schrecklich? Was hat nun recht, das Wissen oder das Fühlen?

Wieder ist mein Brief liegengeblieben. Ich schließe meine Tischschublade immer ordentlich ab, denn Frau Schnorr sieht mir nicht so aus, als wenn sie an einem angefangenen Brief vorübergehen könnte, ohne ihn zu lesen. Denk' mal, es ist ganz was Scheußliches passiert: Nora hat von einer Freundin das Bild der Venus von Milo geschenkt bekommen im schönen Rahmen. Ganz glücklich hängt sie die Photographie in ihrem Zimmer auf. Da prallt die Schnorr herein und bleibt stehen wie eine Salzsäule. „Was ist das?" ruft sie pathetisch.

„Die Venus von Milo," antwortet Nora ruhig.

„Wie? Was? Wie unterstehst du dich, ein so schamloses Bild in meinem Hause aufzuhängen? Das verbitt' ich mir."

„Aber das ist doch mein Zimmer," sagt Nora.

Da fängt die Schnorr vor Wut an zu tanzen. „Was, dein Zimmer? Mein Haus ist es. Deine Schamlosigkeit geht ja über alle Bäume. Das ist ja genau dasselbe, als wenn du dich vor meinem Mann halbnackt aufstellen würdest!" Isis — diese Worte hat sie gesagt! Ich hörte es durch zwei Türen hindurch — so gekreischt hat das Weib!

Ich wäre Nora gern zu Hilfe gekommen, aber ich hätte damit die Sache vielleicht noch schlimmer gemacht. So kriegte ich nur einen krampfartigen Hustenanfall, um ihr zu zeigen, daß ich in der Nähe sei. Und dann hörte ich, wie die Schnorr noch schrie: „Meines Sohnes wegen, Edmunds wegen dulde ich das nicht!"

Da fragte Nora endlich ganz laut und wütend: „Was hat denn Edmund in meinem Zimmer zu suchen?" Kurz, es war scheußlich!

Nachher kam Nora mit rotgeweinten Augen zu mir herein, aber sie lachte schon wieder.

„Das Frauenzimmer — hast du's gehört?" fragte sie.

Ich war wie zerschlagen. Nora tat mir so leid. Nora ist nicht sehr gesund, so nervös und hastig. Sie muß so viel üben. Jetzt hat sie auch seit einigen Tagen ihr eigenes Klavier, und alle Schnorrschen Sprößlinge pauken darauf herum, wenn sie halb ohnmächtig vor Kopfweh daliegt. Ich kann das gar nicht mit ansehen. Sie quälen das Mädchen noch zu Tode.

Und jetzt muß ich endlich schließen, Isis, denn sonst wird mein Brief niemals fertig. Von Nora soll ich Dir einen schönen Gruß sagen.

Behalt mich lieb, Isis, und bleibe, bleibe, bleibe mein ganzer Freund. Ich brauche Dich!

In alle Zeit

Dein treuer Heinz.

Elftes Kapitel.

Sonntagmorgen war's. Im Spätherbst.

Von Rigas hohen Kirchtürmen begannen die Erzstimmen der Glocken zu singen, zu locken, zu rufen und zu drängen. Von den müden gelb und blaßgrünfarbenen Linden der Boulevardanlagen rieselten langsam die sterbenden Blätter. Es war, als müßten auch sie den ehernen Glockenstimmen gehorchen, die dröhnend die sonnenklare Luft durchzitterten. Tiefatmend wie ein grauer steinerner Riese lag die Stadt. Menschenströme füllten die Straßenadern in der Richtung der verschiedenen Gotteshäuser.

Heinz und Nora standen auf dem Schneckenberge, mitten in den herbstlichen Anlagen, und schauten auf das wogende Leben nieder.

Die beiden schlanken jungen Menschenkinder hatten den gleichen trotzigen Willenszug um die festgeschlossenen Lippen; das gleiche grübelnde Wissen leuchtete ihnen aus den Augen.

Nora war sehr blaß. Ihr dunkelbraunes Haar lag kunstlos in einem englischen Knoten im Nacken und schimmerte rötlich in der Sonne. Ein spitzes Filzhütchen mit einer Hahnenfeder saß schräg auf ihrem Kopf. Ihr schmales bewegliches Gesicht leuchtete vor Leben und Spannkraft; ihr schlanker Körper im enganschließenden schwarzen Tuchkleide zitterte vor Erregung.

Heinz sah sie fragend an.

Sie schüttelte nervös den Kopf.

„Es geht nicht, Heinz," sagte sie endlich, „du meinst es gut, aber es hilft ja doch nichts. Sieh, ich will einmal ganz ehrlich mit dir reden, nicht wie ein Mädchen zu einem Jüngling, sondern Mensch zu Mensch, Freund zum Freunde. Meine Mutter ist sehr unglücklich und krankhaft überreizt. Als ich noch ein Backfisch war, hat man mich wegen dummer Kinderstreiche aus der Pension gejagt. Mama hat das aufgefaßt wie ein Unglück. Sie glaubt nicht mehr an mich. Jetzt muß ich es ihr beweisen, daß ich es ihretwegen auch in einer Hölle aushalten kann. Verstehst du?"

„Nein!" rief Heinz heftig, „nein! Denn sie richten dich ja systematisch zugrunde."

„Gleichviel!" sagte Nora. „Mama davon überzeugen zu wollen, wäre vergeblich. Denn ihr Streben nach Gerechtigkeit geht so weit, daß sie allen anderen mehr glaubt als mir. Ich habe ihr Vertrauen einmal verloren. Jetzt muß ich es wiedergewinnen, koste es was es wolle."

„Und wenn du zusammenbrichst — was hast du dann von deinem Eigensinn?"

„Die Überzeugung, ausgehalten zu haben — bis zuletzt," sagte Nora herb. Ihre Mundwinkel zuckten,

nervös krampften sich ihre Finger um den Knauf ihres Sonnenschirmes.

„Das ist Blödsinn!" sprach Heinz zornig. „Nur ein unnützes Martyrium!" Dennoch flog ein bewundernder Blick zu Nora hinüber. Er fühlte eine verwandte Saite in sich erklingen.

„Man kann schon etwas aushalten, wenn man ein großes Gefühl in sich trägt," sagte Nora schwärmerisch, „und, Heinz, ich habe ein großes Gefühl!"

Heinz schwieg. Die Kirchenglocken tönten, hallten und dröhnten durcheinander. Sie wurden zu einer einzigen wogenden kupferstimmigen Melodie.

„Ich habe einen Menschen kennen gelernt," sprach Nora träumerisch weiter, „einen ganz Großen und Starken. So will ich, daß dieser Mensch mit mir zufrieden sein könnte, auch wenn ich ihn nie wiedersehe."

Beinahe feierlich hatte sie gesprochen. Ihre geschlossenen Züge zuckten. In Heinzens Augen traten Tränen. Das alte Mit-Leiden hatte ihn gepackt.

Sie sah ihn gut an. „Du lieber dummer Junge!" sagte sie — „Du hast dein eigenes Leben — was betrübst du dich um mich?" Nervös lachte sie auf. „Sieh, du bist der einzige, dem ich's freiwillig sage."

Heinz nickte. Das Herz zog sich ihm zusammen. Aus einer Andeutung eines Kameraden im Gymnasium hatte er entnommen, daß auch Frau Schnorr um die Sache wußte. Es waren Worte wie „liebeskrank" und noch bösere Ausdrücke gefallen. Der Kamerad hat ein blaues Auge von dieser Unterredung davongetragen.

„Weiß Frau Schnorr?" fragte Heinz zaghaft.

„Ja leider!" seufzte Nora. „Du weißt ja, wie sie schmeicheln kann, wenn sie will. Sie kann bohren und fragen, daß einem schwach wird. Ich sei zu ablehnend gegen ihren Liebling, diesen eingebildeten Polytechniker Stahr gewesen. Das müsse doch seinen Grund haben und so weiter. Kurz, sie ruhte nicht eher, als bis sie's

wußte. Wenn ihr Stahr so gut gefällt, so mag sie doch diese Perle für ihr Merzing aufheben."

„Sie hat eine böse Zunge!" bemerkte Heinz.

Nora sah ihn erschreckt an. „Nein, so weit wird sie nicht gehen, Heinz, das wäre zu gemein! Sie hat ja doch selbst Töchter."

„Ich traue ihr nicht über den Weg."

Nora zog die Augenbrauen zusammen und dachte angestrengt nach. Dann warf sie stolz den Kopf zurück. „Und wenn auch!" sagte sie geringschätzig. „Was können mir andere tun? Das tiefste Leid tut man sich immer selbst. Komm, Heinz, ich danke dir für deine Teilnahme."

„Du sollst dich nicht so wehrlos ergeben!" rief er.

Ihre Augen blitzten. „Wehrlos? O nein! Für die gestrige Szene soll sie ihren Denkzettel haben, früher oder später, versprech' ich dir!"

Heinz nickte. Am vorigen Abend war Nora aus einer Gesellschaft nach Hause gekommen. Das Schnorrsche Ehepaar, der Polytechniker Stahr und Heinz saßen im Saal. Nora ging grüßend an allen vorüber. „Gute Nacht, Frau Schnorr," sagte sie müde und hielt der Hausfrau die Hand hin. Da hatte die Schnorr das Mädchen stehengelassen, ihre eigene Hand auf den Rücken gelegt und hatte Nora höhnisch vom Kopf bis zu den Füßen gemustert. Heinz war vor Entrüstung das Blut in den Kopf gestiegen. Nora stand da, blaß wie ein Tuch. Ruhig war sie mit einem Achselzucken auf ihr Zimmer gegangen und Heinz wußte, daß sie die ganze Nacht vor Erregung und Herzklopfen nicht geschlafen hatte.

Ihm gegenüber wagte Frau Schnorr solche Impertinenzen nicht. Denn er war nicht in ihrer Hand wie Nora. Sie fürchtete sich vor Heinzens ironischen, durchschauenden Blicken. Er war ihr unbequem. Aber er wußte auch, daß Nora die andauernden Nervenspan-

nungen nicht ertragen könne, zumal da sie sich mit dem Klavierspiel überarbeitete.

„Auf mich kannst du immer rechnen, Nora, ich wollt', ich wär' dein Bruder.

„Das wollte ich auch, guter Heinz," sagte das Mädchen leise, „es muß schön sein, einen Bruder zu haben."

Langsam waren sie den Schneckenberg in Windungen hinabgestiegen. Das herbstgelbe modernde Laub raschelte unter ihren Tritten. Beiden war weich und sonderbar zumut, weil es sie beide tief ergriff, daß sie sich so nahe standen, und doch waren sie sich zu ähnlich, als daß sie sich hätten anders als geschwisterlich lieben können.

„Erzähl' mir von deinem Freunde Isis!" bat Nora unvermittelt.

„O Isis!" rief Heinz begeistert — „das ist der klarste, feinste, gütigste Mensch, den ich kenne. Heut geh' ich übrigens zu seinen Eltern, und du, Nora?"

„Irgendwohin!" sagte sie müde. „Nur nicht zu Hause bleiben! Ich hab' meinen Freunden Dahls versprochen, ihnen die Schumannschen „Symphonischen Etüden" vorzuspielen. Jetzt kann ich sie auswendig."

„Willst du eigentlich Konzertspielerin werden?"

Nora zuckte zusammen. „Mama wünscht es so sehr. Ich — fürcht' mich davor. Ich glaube, ich bin zu nervös dazu. Mitten im Spiel verläßt mich plötzlich das Gedächtnis. Ich liebe die Musik sehr, sehr, aber ich höre sie lieber von anderen. Und doch, weißt du, brauch' ich Musik, denn dabei seh' ich Bilder und Gestalten so deutlich, ich fühle und höre ihr Leid, ihr Ringen und Kämpfen, ich ahne den goldenen seligen Frieden, den es vielleicht nirgends auf der Welt gibt."

„Nora," sprach Heinz hingerissen, — „du müßtest Isis kennen lernen. Der könnte dir sagen, was in dir steckt."

„Hat er dir's gesagt?"

„So halbwegs, nein doch, ziemlich deutlich. Er meinte, in mir sei ein Künstler."

„Das glaube ich auch."

„Und ich glaub's von dir."

Sie sahen sich an wie Kinder und lachten fröhlich und harmlos. Nora reichte ihm mit einem Aufleuchten ihres blassen Gesichts die Hand.

„Aber wo?" fragte sie wieder träumerisch. „In der Musik steckt's nicht. Die ist eigentlich mehr Mittel."

„Wir müssen suchen. ‚Suchet, so werdet ihr finden'." Und nach einer Pause sagte er: „Du bist mir im Grunde so ähnlich, Nora, nur bin ich stärker."

„Ja, du bist stark," sagte sie, — „das ist gut."

Und in einer seltsamen geheimen Ideenverbindung, deren Ursache ihm nicht bewußt ward, sah er wie mit einem Schlage das schmerzliche Gesicht Emilie Andrejewnas vor sich, so wie er sie damals mit Malwa beim Klavierspielen belauscht hatte. Plötzlich wußte er auch, daß Emilie Andrejewna um etwas heimlich Geliebtes trauerte, und er ahnte, daß es der verstorbene Graf Courtenay, der Vater Lulus gewesen.

Was waren das für dunkle Kräfte, deren Macht hinabklang in längst vergessene Tiefen? Woher lösten sich diese Gedanken in ihm, die er selbst nicht fassen konnte? Schnell wie Schatten, irr und schwankend und dennoch voll überzeugender Gewißheit!

Mehr und mehr versank Heinz in ein wunderliches Träumen. Schweigend schritten die beiden durch die Anlagen dahin, den Stadtkanal entlang. Auf den funkelnden kleinen Wellen hüpften Sonnenlichter.

„Ah!" rief Nora und breitete die Arme aus — „wie liebe ich fließendes Wasser!"

„Du auch?" fragte Heinz verwundert. Ihm war, als hätte er die ganze Zeit an fließendes Wasser gedacht, und doch war er weit, weit weg gewesen.

„Manchmal gibt's Flüsse mit zwei Strönungen!" sagte er geheimnisvoll lächelnd.

Nora sah ihn an. Ein eigenes zartes Lächeln verschönte sie. Begriff sie, daß es sich in dem leichthinge-

worfenen Wort um Tieferes handelte? War es Zufall? „Auch Menschen!" erwiderte sie leise.

Heinz blieb stehen. Wie kam sie nur darauf? Aus der Tiefe seines Empfindens begann er zu sprechen und fühlte, wie arm und leer seine Worte klangen. „Alle Dinge in der Natur sind nur Symbole des Menschlichen. Ihren Sinn, das Ganze des Lebens könnten wir daraus herauslesen, wenn wir nur erst zu lesen verstünden."

Nora hörte aufmerksam zu. „Welcher Dichter hat das gesagt?" fragte sie.

Heinz wurde verlegen. „Ich . . . ich weiß nicht," stotterte er. „Isis und ich, wir sprachen oft darüber."

Sie waren bis vor den Dünaburger Bahnhof gekommen. Nora wandte sich um. „Ich muß jetzt in die Querstraße einbiegen. Es war eine gute Stunde. Adieu, Heinz."

Sie reichte ihm die Hand, er nahm sie, dienerte und drückte einen raschen Kuß darauf.

„Aber Heinz!" sagte sie lächelnd — „du bist doch nicht wie die anderen."

„Es war auch anders gemeint," erwiderte er herzlich.

Sie nickte ihm mit guten Augen zu und ging.

Heinz schlenderte gemächlich in die Pension zurück. Er hatte es gar nicht eilig, heimzukommen.

Unterwegs begegneten ihm Merzing und Valling Schnorr im Sonntagsstaat. Sie machten kleine zierliche Schritte, schoben sich dabei selbstgefällig hin und her und hielten sich sehr gerade.

„Waren Sie in der Kirche, Stürmer?" rief ihn Merzing an.

Er grüßte und verneinte.

„Wo waren Sie denn?"

„Interessiert Sie das wirklich so sehr?"

Merzings und Vallings ohnehin farbenfrische Gesichter wurden von glühender Röte übergossen. Valling kicherte einfältig, Merzing aber streckte sich imposant

und sprach würdevoll: „Ja, denn es ist unsere Pflicht, den Eltern zu helfen, auf unsere Pensionäre zu achten."

Heinz wurde von einem tollen Gelächter geschüttelt. „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten," rief er lustig. „Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem späteren Beruf als Pensionsmutter. So einfach ist das allerdings nicht."

„Wenn man freche Pensionäre hat — nicht," versetzte Merzing schnippisch.

„I Gott bewahre! Gibt's denn wirklich solche Esel?" staunte Heinz harmlos.

Merzing sah ihn unschlüssig an. War er wirklich so dumm oder stellte er sich nur so? Aber er war jedenfalls sehr schmuck. „Wollen Sie uns nicht begleiten?" fragte sie versöhnlich.

„Schickt sich das denn auch?" gab Heinz neckend zurück.

Merzing machte vor Verwunderung runde Glasaugen. Nein, er war doch wirklich dumm.

„O mit uns!" sagte sie selbstgefällig. „Das ist etwas ganz anderes."

„Inwiefern?"

„Wir sind die Töchter des Hauses. Wir wissen, wie weit wir gehen dürfen."

„Und willst du wissen, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an,"

zitierte Heinz.

„Das steht im Tasso!" quiekte Valling glückselig, „das haben wir erst vorige Woche gehabt."

Heinz war gutmütig genug, mit den jungen tugendhaften Dämchen des Hauses Schnorr zu spazieren, die so genau wußten, wie weit sie gehen dürften.

Merzing, der eine Frage längst auf der Seele brannte, konnte sie jetzt nicht mehr zurückhalten.

„Wie gefällt Ihnen eigentlich Nora Seeberg?" platzte sie heraus.

„O ausgezeichnet!" sagte Heinz gleichmütig.

„Ich, ich finde sie verdreht!" bekannte Merzing. „Und dann ist sie ja auch liebeskrank!" Sie stieß das Wort mit erhabener Verachtung hervor.

„Fräulein Merzing, Sie gehen zu weit!" sagte Heinz sehr ernst.

Die grünen Glasaugen sahen ihn rund und verwundert an. „Wir sind doch erst in der Alexanderstraße . . ."

„Ich meine, Sie gehen zu weit in Ihren Äußerungen. Das schickt sich ganz gewiß nicht für so junge Damen."

„Aber Mama hat es doch gesagt!" rief Merzing weinerlich. „Und sie hat auch noch ganz was anderes gesagt."

„Ihre Frau Mama ist ja auch im Schwabenalter und hat ihre Aussprüche selbst zu verantworten — Sie aber, Sie dürfen solche Dinge nicht wiederholen. Das ist sehr unpassend."

„Aber wenn Nora doch liebeskrank ist!" beharrte Merzing trotzig.

„Wenn sie's wäre, würde ich Fräulein Nora nur bewundern. Denn wieviel Herz und Gemüt muß man haben, um aus Liebe krank zu werden. Einen Kranken aber behandelt man mit Zartheit und Rücksicht. Haben Sie das noch nie gehört?"

„Ja schon," gestand Merzing verwirrt. „Aber warum ist sie immer so hochnasig zum Polytechniker Stahr? Und mit Ihnen duzt sie sich!"

„Ich gefalle ihr wahrscheinlich besser als Stahr. Alle Leute kann man doch unmöglich duzen."

„Nein, alle nicht. Aber Herr Stahr ist doch so nett."

„So duzen Sie ihn doch!"

„Ich? . . ." Merzing sah Heinz mit entrüsteter Scheinheiligkeit an. „Der ist zum Duzen doch viel zu alt für mich. Mit Ihnen z. B. wäre das ganz etwas anderes. Ich bin fast ebenso alt wie Sie."

Ein ungeheurer Ehrgeiz war in ihr erwacht. Was

würde Nora Seeberg sagen, wenn auch sie den schönen Primaner duzte?

„Ach," meinte Heinz lässig, „das wäre gewiß nicht im Sinne Ihrer Frau Mutter."

„O, ich dürfte schon . . ." begann Merzing wieder.

„Aber ich darf nicht," sprach Heinz ernsthaft.

„Warum nicht?"

„Das ist ein tiefes Geheimnis!" Feierlich legte er die Hand aufs Herz.

Merzings Augen flackerten unruhig. „Hat Nora es Ihnen verboten?"

Jetzt mußte Heinz laut loslachen. „Nora? O nein!"

„Aber was denn sonst?"

„Strengen Sie sich nicht an, Fräulein Merzing, Sie erraten es ja doch nicht. Aber es ist Zeit umzukehren, denke ich, sonst gehen wir abermals zu weit."

Ein paar ältere Gymnasiasten stolzierten soeben vorüber und deckelten respektvoll und neidisch.

Merzing strahlte.

Das Ergebnis dieser gemeinsamen Sonntagspromenade war, daß Merzing ihrer Mutter flugs mit vorsichtiger Auswahl und einseitiger Beleuchtung von der Unterhaltung erzählte. Heinz habe von ihr gesagt, sie sei im Schwabenalter und müsse selbst ihre Aussprüche über Nora verantworten. Das versetzte Frau Schnorr in einen gewaltigen Zorn. Ferner erfüllte sie Heinzens Vorschlag, Merzing möge den Polytechniker Stahr duzen, mit sittlicher Entrüstung.

„Dieser Stürmer ist ja geradezu revolutionär!" sagte sie mit zitternder Stimme zu ihrem Manne. „Man muß ihn kürzer halten. Er verführt mir noch meine unschuldigen Mädchen zu allerhand Gemeinheiten! Oh, ich verstehe mich schon auf diese jungen Leute. Nichts ist ihnen heilig!"

Frau Schnorr war in der Tat eine große Menschenkennerin.

Bei Tisch saß sie wie eine beleidigte Königin von

Saba an der Spitze der Tafel und würdigte den Revolutionär keines Blicks.

Während Heinz bei seiner feinfühligen Reizsamkeit unfreundlichen Einwirkungen gegenüber gewöhnlich verstummte und sich allerlei Gewissensfragen vorzulegen gewohnt war, fühlte er sich durch Frau Schnorrs offenbare Kühle aufs höchste belustigt. Er beobachtete die gefrorene Miene Frau Schnorrs mit Neugier und heimlichem Entzücken und fragte sich nur immer wieder, wie er die klägliche Grandezza seiner Hausdame Isis in seinem nächsten Brief schildern solle.

Wie eine schlechte Schauspielerin! sagte er sich vergnügt. Stillos bis zum Äußersten, — eine Spießbürgerin, die auf einem vergoldeten Pappthron sitzt und eine Vornehmheit spielt, die sie nicht kennt. Merkt denn der liebe Raimund nichts?

Nein, Raimund saß behaglich da und verzehrte seinen Kalbsbraten.

„Mercedes und Valentine —" sagte plötzlich Frau Schnorr scharf, — „ich höre, daß ihr heute mit Stürmer spazieren gegangen seid."

„Ja, Mama!" sagten die beiden Mägdlein mit unterwürfiger Verwunderung.

Nun kommt's! sagte sich Heinz — der volltönende Anfang ist vielversprechend. Die Priesterin der guten Sitten wird agressiv, sie hat's also doch nicht aushalten können. Höflich und mit vergnügtem Gesicht bat er Merzing, ihm den Kartoffelsalat zu reichen.

„Das soll nicht mehr vorkommen!" sprach Frau Schnorr düster und diktatorisch. „Ich wünsche den Ruf meiner Töchter nicht aufs Spiel gesetzt zu sehen. Haben Sie gehört, Stürmer?"

Heinz markierte, ohne sich zu erheben, eine kleine Verbeugung: „Gewiß, gnädige Frau, es wird mir ein Vergnügen sein, Ihrem Wunsche zu gehorchen."

Diese Antwort klang so aufrichtig vergnügt, daß Frau

Schnorr der Mund vor Überraschung offen blieb. War denn der gefährliche Jüngling da unverwundbar?

„Meine Töchter sollen nämlich keine Noras werden!" sagte sie giftig.

„Oh!" machte Heinz bedauernd.

„Wie meinten Sie?" schoß Frau Schnorr wieder hervor.

„Meine Meinung ist völlig unmaßgeblich," erwiderte Heinz bescheiden.

„Ich ersuche Sie, sich diesmal auszusprechen!" fuhr Frau Schnorr kampfbereit fort.

„Ich meinte nur, die Gefahr wäre für die jungen Damen nicht vorhanden."

„Gott sei Dank!" schloß Frau Schnorr und blickte majestätisch triumphierend in die Runde. Nun hatte sie's dem jugendlichen Ritter Noras gut gegeben.

Herr Schnorr hatte inzwischen seinen Kalbsbraten bewältigt. Heinzens fröhliche Ironie war ihm nicht völlig entgangen. Es war an der Zeit, auch seine hausherrlich-väterliche Würde zu zeigen.

„Wir erziehen unsere Töchter zu sittsamen deutschen Mädchen, die als Kronen und Perlen ihres künftigen Hausstandes eine verdiente Hochachtung genießen sollen!" sprach er mit Salbung.

Frau Schnorr zog eine zuckrige Miene und lächelte ihren Gatten holdselig an. Gerührt reichte sie ihm die Hand, die er gehorsam küßte.

„Ja wir!" sagte sie flötend.

„Willst du heut' nachmittag nicht ein wenig singen, Magda?" fragte der glückliche Gatte. „Stürmer hat bisher diesen Genuß versäumt."

Sie zwinkerte ihrem Raimund Gewährung zu.

„Ich bedaure sehr," sagte Heinz nach Tisch, „aber ich habe heute einen Besuch vor."

„Neue Bekanntschaften?" fragte Herr Schnorr stirnrunzelnd.

„Oder alte, wie man's nehmen will, — mein früherer Hauslehrer hat mich gebeten, seine Familie aufzusuchen."

„Ach — der Jude?" warf Frau Schnorr verächtlich hin.

„Jawohl, mein Hauslehrer ist Jude, gnädige Frau," bestätigte Heinz gelassen.

Er entfernte sich nach einer allseitigen höflichen Verbeugung. Schnorrs blieben ihrem einmütigen Familienglück überlassen. Er äußerte sich diesmal in einmütiger Verstimmung.

Gott, Gott, welche jämmerliche Gesellschaft! dachte sich Heinz, als er die Elisabethenstraße munter hinabschritt, i ch werde ja noch ganz nett mit den Leuten fertig, aber die arme Nora!

Er überlegte sich ernstlich, ob er nicht an Noras Mutter heimlich einen Brief schreiben solle.

Das war also das zweitemal in seinem Leben, daß er sich offenbarer Bosheit, gepaart mit Dummheit, gegenüber sah. Aber die böse Claudia mit ihrem harmlosen Giftpulver, das sie ihm ins Bett gestreut hatte, kam ihm beinahe kindlich vor gegen diese raffinierte Böswilligkeit beschränkter Spießbürger, die aus gekränkter Eitelkeit und aus dem Unvermögen, höher veranlagte Naturen zu verstehen, alles daransetzten, jungen, ihnen anvertrauten Menschenkindern das Leben zu versalzen. Freilich, diese Frau Schnorr war keine Giftmischerin, aber mischte sie nicht täglich Gift und Galle in Noras Leben? Ach, wär' ich doch Noras Bruder! dachte Heinz seufzend, sie bliebe keinen Tag mehr in diesem sittlich unantastbaren Hause! Er für sein Teil fühlte sich diesen Leuten gewachsen. Eine sichere Spannkraft war in ihm.

In Gedanken schritt er über den weiten Platz der russischen Kathedrale und bog in die schmale Kalkstraße im Stadtinnern ein. Aufmerksam musterte er die Hausnummern.

„Galoschengeschäft — Baruch Kohen" las er über einer Firma. Also hier.

Das Geschäft war des Sonntags wegen geschlossen. Ob die Wohnung in demselben Hause war? Auf der Haustafel fand Heinz den Namen Kohen zum zweiten Male. Isis' Vater wohnte im vierten Stock.

Eilig lief Heinz die steilen Holzstiegen hinauf, neugierig und freudig gespannt.

Er zog an der Klingel. Trippelnde leichte Schritte nahten. Ein roter Lockenkopf mit zwei runden, grellblanken, braunen Augen lugte ihm entgegen.

„Ist Herr Baruch Kohen zu Hause?"

„Jawohl, der Onkel ist daheim!" antwortete ein silbernes Stimmchen.

Heinz sah das zierliche Persönchen an, das sorglos zu ihm auflachte.

Ein schmales blütenweißes Gesicht von durchsichtiger Zartheit. Über dem feinen Nasenbug und auf der bleichen Stirn lag's wie kühler Perlmutterglanz. Die blutigroten feingeschwungenen Lippen waren halb geöffnet und glühten wie reife Himbeeren.

Heinz mußte an einen plätschernden Waldquell denken, oder an ein tanzendes Bächlein.

„Wen soll ich dem Onkel melden?" fragte die etwa sechzehnjährige Kleine.

„Heinz Stürmer, Isidors Schüler und Freund."

„Oh, der Onkel wird sich sehr freuen!"

Zwei zarte Flecken flogen wie ein Rosenhauch über die schmalen Wangen. Eine kleine Hand streckte sich Heinz zutraulich entgegen.

„Bitte sehr, kommen Sie nur herein. Ich werd' den Onkel gleich holen."

Heinz trat in ein grünes Zimmer. Alte geschonte Möbel mit grünem Ripsbezug standen gelangweilt an den Wänden. Als das hübsche Kind verschwunden war, sah das Zimmer sofort verlassen und trübe aus. Eine Unmenge Familienbilder, Photographien in Holzrahmen

fesselten Heinz. Er suchte gespannt nach seinem Isidor unter ihnen.

Die Tür ward aufgestoßen. Ein weißhaariger Mann mit rotem pfiffigen behaglichen Gesicht trat ein.

„Ist mir eine Ehre, zu begrüßen den Freind von dem Isidor in meinem Haus," hob er an.

Heinz war ihm mit leuchtenden Augen entgegengegangen. Über des Alten Schulter sah er das schelmische Gesichtchen der Kleinen hervorlugen.

„Wie die Mirjam ist gekommen und hat mer gesagt, der Herr Stürmer ist da — hab ich gehabt eine große Freid, wahrhaftig eine große Freid!"

„Ich wär' schon früher zu Ihnen gekommen, Herr Kohen," entschuldigte sich Heinz, „jede Woche hab' ich kommen wollen, immer kam was dazwischen. Haben Sie Nachrichten von Isidor?"

„Nu, wo werd' ich nicht haben Nachrichten?" schmunzelte der Alte. „Jede Woche schreibt der Isidor eine Karte. Ist ja ein guter Sohn, ein gehorsamer Sohn. Aber tun Sie uns die Ehre, nehmen Sie doch Platz, junger Herr Stürmer, und Mirjam, geh, ruf die Tante. Wird sie doch haben eine mächtige Freid, zu sehen den Freind von dem Isidor."

Heinz setzte sich auf einen der hochlehnigen Stühle und sah den alten Kohen herzlich an. „Ich hab' schon nach einem Bild von Isidor auf der Wand gesucht und jetzt such' ich eine Ähnlichkeit in Ihrem Gesicht, aber ich finde keine."

Der Alte wurde lebhaft. „Sollen Sie finden die Ähnlichkeit bei meiner Rosa, meine Frau heißt Rosa, junger Herr Stürmer. Es ist mir ein großes Vergnügen zu sehen, daß Sie hängen an meinem Isidor."

„Ich hab' nie einen feineren, klügeren und besseren Menschen gekannt, Herr Kohen," sprach Heinz warm, „und nie hab ich jemanden so lieb gehabt."

Der alte Kohen leuchtete und strahlte. Er schien

das ganze Zimmer zu füllen mit seinem roten glücklichen Gesicht, und seiner lauten gerührten Stimme.

„Es ist selten, zu hören so gute Worte von einem jungen Menschen und selten zu sehen einen Menschen ohne Vorurteile, besonders in unserem Rußland. Nu werden Sie mir erlauben zu fragen, wie Ihnen gefallt das Haus, wo Sie leben?"

„Gar nicht!" sprach Heinz freimütig. „Es sind kleinliche, unfreundliche Menschen."

Der Alte regte sich auf. „Nu darf ich fragen den jungen Herrn, weshalb bleiben Sie in diesem Hause, wenn es ist kein gutes Haus?"

Heinz nickte nachlässig ab. „Es ist wegen meiner Mutter, Herr Kohen. Der Herr Schnorr ist Musiklehrer, und die Mama will, daß ich recht viel bei ihm lerne."

„Nu ist doch Zeit zu lernen die Musik, auch wenn man wohnt in einem anderen Haus. Vom Wohnen in einem Haus, wo wird gemacht viel Musik, wird doch nicht werden eingeimpft die Musik."

Heinz mußte lachen. Der alte Kohen war zu drollig in seinem Eifer.

„Ich werd' Ihnen sagen einen guten Spruch, junger Herr Stürmer: ‚Wenn einer hat einen Stuhl, dann soll er sich flugs setzen drauf, sonst wird er kriegen im Leben auch einen Stehplatz.' Für den jungen Herrn Stürmer stehen noch unbesetzt viele Stühle. Aber mit die Jahre werden sein immer weniger."

„Sie meinen's gut, Herr Kohen, ich danke Ihnen herzlich."

Schmunzelnd und voll wohlgefälliger Rührung sah der alte Mann den schönen Gymnasiasten an — da ging die Tür, und herein schob sich Frau Rosa. Wie ein Wiesel schlüpfte die schmale Gestalt Mirjams hinter ihr herein.

Heinz sprang höflich auf, verbeugte sich und sah

Frau Rosa erwartungsvoll entgegen. Ja, das war seines Freundes Mutter!

Dieselben scharfgeschnittenen, geschlossenen Gesichtszüge, nur einfacher, dasselbe leise ironische Lächeln um den schmalen Mund, dieselben grübelnden klugen Augen, nur die Formen waren massiv und wuchtig. Frau Rosa war sehr stark.

„Das ist sehr hübsch von Ihnen, Herr Stürmer, daß Sie gekommen sind, die alten Eltern von unserem Isidor zu begrüßen —" sagte sie lebhaft. „Sie sind uns sehr willkommen."

Sie reichte ihm beide Hände.

Der alte Kohen blickte stolz lächelnd von seiner Frau zu Heinz und von Heinz zu seiner Frau.

„Nu, was hab' ich gesagt, Rosaleben? Hab' ich doch gewußt, daß du wirst haben eine große Freid'."

„Ich freue mich auch sehr, sehr," sagte Heinz treuherzig. „Isis hat mir oft von seiner Mutter erzählt."

„Und wir wissen auch manches von dem jungen Herrn, — daß er sich nicht zu gut gehalten hat zu reiten einen langen Weg und eine geschriebene Entschuldigung zu bringen für unseren Sohn, von dem russischen Obersten."

Heinz lachte freudig. „Das war doch bloß Egoismus, Frau Kohen. Ich konnte doch Isis nicht gehen lassen."

Er sah ihr voll in das freundliche Matronengesicht. Das einzige Störende war ihm eine glatte braune Perücke mit einem falschen Scheitel. So gehörte also Frau Rosa zu den altkonservativen Juden.

Ihre klugen Augen ruhten voll warmer Teilnahme auf Heinz.

„Der Isidor hat mir nicht zu viel gesagt!" sprach sie befriedigt und setzte sich wuchtig auf das Sofa Heinz gegenüber.

Mirjam lehnte mit einer scheuen Anmut gegen die Wand, die beiden Handflächen rückwärts an die Mauer gedrückt. Sie betrachtete Heinz mit zutraulicher Neugier.

In dem durchdringenden überschauenden Blick Frau Rosas spürte Heinz eine Ähnlichkeit mit Frau Sara Finkelstein.

„Ich kenne auch Ihre Frau Schwester Finkelstein," sagte er unvermittelt. „Sie hat mir eine gute Zukunft prophezeit."

„Glaub' ich, glaub' ich," erwiderte Frau Rosa lächelnd, „es ist schwer, Ihnen eine andere Zukunft zu prophezeien. Nur müssen Sie sich hüten vor dreierlei: vor dem Neid und vor der Eifersucht und vor dem Mitleid. Vor dem Neid bei anderen, vor Mitleid bei sich selbst."

Heinz sah betroffen auf. War denn Sara Finkelsteins Gabe auch bei ihrer Schwester vertreten?

„Warum glauben Sie das, Frau Kohen?" fragte er respektvoll.

„Das ist einfach zu sagen. Weil Sie anders sind als andere junge Leute. Nichts verzeiht die Welt so schwer, als wenn man anders ist als sie."

„Nu hat meine Frau wieder recht!" bekräftigte der alte Kohen. „Aber hab' ich doch noch gar nicht gefragt, wie Ihnen gefallt unsere Stadt Riga?"

„Ich liebe keine Städte, Herr Kohen," sagte Heinz, „ich hab' auch immer auf dem Lande gelebt. Aber Riga ist gewiß eine schöne Stadt. Die Düna ist so breit und mächtig, und mitten in der Stadt die Anlagen!"

„Kennen Sie schon unser Stadttheater?" fragte Mirjam zögernd.

„Ich bin zweimal mit meiner Mutter dagewesen, Fräulein," beeilte sich Heinz zu erwidern.

„Da können Sie mich einmal tanzen sehen!"

Frau Rosa seufzte. „Meine Bruderstochter ist aus der Art geschlagen, Herr Stürmer. Sie tanzt durch das Leben, wir anderen, wir haben zu arbeiten."

„Tanzen ist auch Arbeit!" schmollte die Kleine.

Heinz errötete, hatte er doch gleich an ein tanzendes Bächlein gedacht, als er sie sah.

„Ich möchte Sie einmal tanzen sehen, Fräulein Mirjam, das paßt zu Ihnen."

Die blanken Augen wurden noch blanker vor Vergnügen. Ein freudiges hellrotes Lachen klang leise durch das Zimmer. Spielerisch und jäh wie ein junges schmeichlerisches Kätzchen glitt Mirjam von der Wand und setzte sich auf einen Stuhl in Heinzens Nähe.

Diese schmale zierliche Gestalt dort vor ihm mit dem aufwärts gerichteten schimmernd weißen Gesicht unter dem kurzen Lockengeringel war so reizvoll, daß Heinz sein Herz rascher schlagen fühlte.

Er begann eilig von seinem Puppentheater zu erzählen, wobei ihm Isis so oft geholfen habe. Voll achtungsvollem Interesse hörten die Alten zu, die Kleine voll nachsichtiger Neugier.

„Das war ja alles Spielerei," schloß er, als er ihren spöttisch überlegenen Ausdruck gewahrte.

„Was haben Sie denn für Komödien aufgeführt?" fragte Mirjam.

„O allerhand. Schillers Räuber mußten natürlich auch zurechtgestutzt werden, und wenn wir nichts hatten, schrieb ich mir die Stücke selbst."

„Sie können also auch Theaterstücke schreiben?"

In Mirjams Ton klang diesmal ein unverhohlener Respekt.

„Ach natürlich! Kindereien!" gab Heinz verlegen zu. „Aber damals war's mir bitterer Ernst; meine Eltern hatten auch Freude dran."

Kohens erkundigten sich nach Frau Stürmers Gesundheit. Heinz mußte dem Alten ausführlich von der Fabrik und seines Vaters Tätigkeit berichten. Mit Begeisterung erzählte er von der Freiheit des Landlebens, von seinem Reitpferde, von den grünen weiten Wäldern, und immer wieder klang die Anhänglichkeit, die er

für seinen Freund und Lehrer Isis hatte, aus seinen Worten hervor.

Ein Dienstmädchen trat mit einem Tablett und Teegeschirr ins Zimmer.

„Sie tun uns doch die Ehre und trinken ein Glas Tee bei uns, Herr Stürmer?" fragte Frau Rosa freundlich.

„Aber gewiß, sehr gern, Frau Kohen, nur bitte, seien Sie gut und sprechen Sie nicht von Ehre. Ich bin doch nur Gymnasiast."

„Sie sind der Freund von unserem Isidor, das ist genug," sprach Frau Rosa mit Würde, „und Sie sind ein junger unverdorbener Mensch, und wir möchten Ihnen zeigen, daß wir Sie gern bei uns sehen."

Vergnügt saß Heinz da und ließ sich verwöhnen. Frau Rosa schenkte ihm den Tee ein, Mirjam strich ihm mit ihren spitzen Fingern ein Brötchen nach dem anderen.

Heinz wurde immer frischer und aufgeräumter. Er fühlte sich so recht von Herzen wohl. Manchen feinen Zug von Isis, manches kleine Erlebnis holte er freudig und treuherzig aus den Jahren seines Zusammenlebens mit seinem Freund hervor. Die Alten wurden nicht müde, zu lauschen.

Als er sich endlich empfahl, mußte er versprechen, wiederzukommen. Auch Mirjam schlüpfte in ihren Mantel.

„Ich geh' auch heim," sagte sie.

Vergnügt liefen die beiden jungen Leute die Treppen hinunter.

„Wo wohnen Sie denn, Fräulein Mirjam?"

„Ach weit, am Ende der Alexanderstraße. Sie können mich begleiten, wenn Sie wollen."

Natürlich wollte Heinz. Es wurde rasch dunkel. Zutraulich hing Mirjam sich in seinen Arm.

„Der Onkel und die Tante Kohen sind gute Leute," plauderte sie, „aber schrecklich altmodisch und streng.

Das kommt davon, daß sie keine Töchter haben und nicht mit der Zeit gehen. Was hab' ich mit der Familie für Kämpfe gehabt, als ich aufs Theater gehen wollte! Hu! Das können Sie sich gar nicht vorstellen."

Sie hauchte in ihre kleine behandschuhte Pfote.

Heinz klopfte das Herz vor Entzücken.

„Und sind Sie gern beim Theater?"

„Furchtbar gern. Nur klug muß man sein, wissen Sie. Nicht jedem darf man trauen, der einem schöne Worte sagt. Sonst kommt man leicht ins Unglück. Und ich bin nicht dazu da auf der Welt, um unglücklich zu werden."

„Nein, Fräulein Mirjam, zu Ihnen gehört Sonnenschein und Glück."

„Nicht wahr?" fragte sie naiv. „Ich behüt' mich schon selber. Ich weiß ganz genau, mit wem ich's zu tun habe. Die Tante Kohen mit ihren Uhuprophezeiungen brauch' ich schon gar nicht. Immer sagt sie, es würde noch ein böses Ende mit mir nehmen."

„Das darf es nicht!" rief Heinz mit so viel Wärme, daß die Kleine verschmitzt lächelte.

Der Weg bis ans Ende der Alexanderstraße wurde den beiden jungen Menschenkindern seltsam kurz. Sie waren schon so bekannt miteinander, als hätten sie sich zum vierzigsten Male getroffen. Schon begannen sie beide gleich erfinderisch und gleich scharfsinnig einander ihre Charaktere zu deuten und gerieten darüber in Streit.

„Oh, Sie irren sich, Herr Stürmer, ich bin nicht zutraulich. Ganz im Gegenteil. Mißtrauisch bin ich wie ein Basilisk und habgierig wie ein Rabe."

„Nach Freude?" fragte Heinz erregt.

„Ja, aber auch nach Geld."

„Aber nein!" rief er bedauernd.

„Aber ja doch. Natürlich. Was sind Sie doch noch für ein Kind! Ob Sie mir nun glauben oder nicht, daß ich mißtrauisch, habgierig, kokett und ganz niederträchtig bin, kann mir jetzt nicht mehr helfen: da ist

unsere Wohnung, und da muß ich hinein. Meine Mutter wartet."

„Wie schade!" rief Heinz betrübt.

„Da ist nun nichts zu machen."

Sie zog Heinz in den dunklen Flur eines niedrigen Hauses, und ehe er sich's versah, fühlte er ihre Arme um seinen Hals und einen raschen heißen Kuß auf seinen Lippen.

„So, nun geh! Du lieber vertrauensseliger Junge! Das war ein schöner Tag —" hörte er noch Mirjams Silberstimme aus dem Dunkel hervorklingen wie etwas Freudiges und Glänzendes — „gehen Sie rasch nach Hause und vergessen Sie mich nicht ganz!"

Zwölftes Kapitel.

Merzing hatte sich regelrecht in Heinz verliebt, besonders seit er das Verbot ihrer Mutter unverbrüchlich respektierte und sich nicht im geringsten mehr um sie kümmerte. Jetzt wurde er ihr erst recht interessant.

Ein feiner und berückender Zauber ging von dem jungen Burschen aus. Wenn er frei und mutig über die Straße schritt, den Kopf hoch, die helldunklen Augen mit dem offenen und tiefen Blick leuchtend in die Ferne gerichtet, den ausdrucksvollen, halb sehnsüchtigen, halb leidenschaftlich lebensfrohen Mund leicht geschlossen — da sah sich unwillkürlich wohl mancher um und lächelte, junge Mädchen erröteten und gingen zögernd an ihm vorüber, Kinder und Hunde waren ihm gleichermaßen zugetan und liefen ihm sorglos unter die Füße.

Merzing und Valling wurden von ihren Schulkameradinnen bitter um den schönen Pensionär beneidet und Merzing geriet in die schwierige Lage, täglich über Heinz ausgefragt zu werden und doch nicht zu wissen, was sie Neues berichten sollte, denn er sprach ja kaum jemals ein Wort mit ihr.

So blieb ihr nichts anderes übrig, als seine Ausgänge, sein Tun und Treiben zu belauern. Es war verwunderlich, daß ihr bei ihren Anstrengungen nicht gelungen war, die Spaziergänge Heinzens mit der kleinen Tänzerin Mirjam Falk zu entdecken. Um so mehr warf sich die Wut einer nagenden Eifersucht auf Nora, der weniger daran lag, ihre seltenen Wanderungen mit Heinz zu verheimlichen.

Rauhe und frische Aprilwinde wehten über die Stadt. Der gewaltige Dünafluß strömte eilig dahin mit wirbelnden halbgeschmolzenen Eisblöcken, und fahlen Massen von Schnee und gefrorenem Gischt. Es lag etwas in der Luft von kommenden sonnigen Tagen.

Auf der Pontonbrücke sah Heinz seinen russischen Lehrer Tilischewsky, der ihm langsam entgegenkam. Die gespensterdürre Gestalt mit den seelenvollen halbgeschlossenen Augen, den hervorstehenden Backenknochen, dem zerzausten dunklen Bart und dem blassen melancholischen Gesicht, das unter Strähnen schwarzen glänzendes Haares geistvoll hervorsah, erinnerte Heinz immer an das Bild seines Lieblingsdichters Dostojewski. Er grüßte erfreut und verbindlich.

„Nu, Stürmer, wohin denn so eilig?"

„Nur ein Spaziergang ohne bestimmten Zweck, Nikolai Pawlowitsch."

„Da können wir denn ebensogut zu zweien spazierengehen, — nachher trinken Sie ein Glas Tee bei mir."

„Vielen Dank, ich komme sehr gern, Nikolai Pawlowitsch."

Sie kehrten um und bogen wieder in die Altstadt ein. Der Oberlehrer betrachtete seinen Schüler nachdenklich von der Seite. Seine halbgeschlossenen Augen öffneten sich weit und wurden scharf und hellsichtig.

„Sagen Sie, Stürmer, haben Sie sich schon für ein Studium entschlossen?"

Noch nicht recht. Es ist schwer, das Wichtigste für einen selbst zu finden."

Tilischewsky lächelte eigen. „Das Wichtigste ist die Menschenliebe!" sprach er mit Größe. „Menschenliebe kann man in jeder Berufsart üben. Es fragt sich nur, welcher Beruf dem einzelnen eine möglichst starke Wirkung auf möglichst Viele gestattet. Ich für mein Teil habe meinen Beruf als Lehrer gefunden."

Sonderbar! dachte Heinz. Isis fragte doch zunächst, wozu man selbst am geeignetsten sei — man könne Künstler in jedem Berufe sein, sagte er. Dieser aber denkt zunächst an die anderen. Bin ich denn nicht auch ein anderer für ihn?

„Nur im Altruismus hat man das Recht, seinen Egoismus zu befriedigen" — fuhr Tilischewsky fort.

Seine Lider hingen wieder schwer und halbgeschlossen über den glänzenden fanatischen Augensternen.

„Aber dazu muß man zunächst etwas geworden sein!"

„Natürlich. Das versteht sich. Und heute, in dem Wirbel der sozialen Not, die überall, besonders aber in unserem russischen Vaterlande, auf uns lastet, sollte ein jeder so bald wie möglich schwimmen lernen, nicht zu seinem Vergnügen, i Gott bewahre, — aber um mit starker Faust seinen Bruder und Mitmenschen emporzuheben, der am Versinken ist. Das ist die Aufgabe jedes werdenden Menschen! Ehe wir wie Nietzsche an die Züchtung des Übermenschen denken dürfen, ehe wir wie unsere beiden Großen Tolstoi und Dostojewski unsere persönliche Selbstvervollkommnung zu unserem alleinigen Ziele machen und die Gemeinschaft zugunsten des einzelnen auflösen wollen, wie uns Tolstoi lehrt, — haben wir größere Pflichten. Unsere Selbstvervollkommnung ist nicht Selbstzweck. Die Adelsmenschen, die Starken sind dazu da, um die dumpfe gebundene Masse, um die Instinktmenschen zur Höhe hinanzuführen. Das ist das Gewaltige an Ibsen, daß er uns dieses gelehrt hat. Nicht das Versiegen der Menschheit ist unser Ziel, sondern ihr Aufwärtsklimmen. Hast

du Kräfte, so hast du um so mehr Pflichten. Noblesse oblige."

„Ja," sagte Heinz nachdenklich, „wo bleibt denn aber die Gerechtigkeit?"

Tilischewsky stutzte. „Sprechen Sie sich deutlicher aus, Stürmer."

„Ich meinte, wenn eins nur dazu da ist, das andere zu stützen und zu tragen, wo bleibt dann das Eigenleben? Da nun aber Gott jedem einzelnen besondere Gaben und Fähigkeiten geschenkt hat, so darf ein jeder sie auch in seiner Weise entwickeln und anwenden. Der Lyriker, der Maler . . ."

„Sind unnützes Gesindel!" sagte Tilischewsky ruhig. Ein spöttischer Zug trat auf seine schmalen Lippen. „Im Monde oder in einer besser geordneten Welt, wo es keinen Hunger und kein Schreien nach Brot mehr gibt, da sind Lyriker und Maler vielleicht am Platz. Die Königshöfe des Mittelalters hielten ja auch ihre Hofnarren. Heutzutage aber hat eine jede Kunst nur insofern eine Daseinsberechtigung, als sie der Allgemeinheit zugute kommt. Wir haben Wichtigeres zu tun, als schöne Bildchen zu malen und sentimentale Gedichtchen zu schreiben."

„So verwerfen Sie also die Kunst?"

„Nicht eigentlich. Nur die Kunst, die sich groß dünkt in ihrem Individualismus. Die Kunst eines Ibsen, die uns zu den tiefsten Fragen anpeitscht, die auf die Masse wirkt, diese Kunst ist eine Kunst."

In Heinz bäumte sich ein heftiger Widerspruch. Nein, es war klar, Tilischewsky ging zu weit. Er war einseitig. War denn alles nur Nützlichkeit? Galt Schönheit nichts?

Sie schritten in der Scheunenstraße an einer Blumenhandlung vorüber. In den Fensterauslagen schimmerten duftig Rosen, Nelken und Veilchen.

Heinz sah die lieblichen Blumenkinder an und lachte. Er schüttelte den Kopf. „Nikolai Pawlowitsch," sagte

er mit einer schüchternen anmutigen Gebärde, — „dann hätten diese hier ja auch kein Recht zu existieren!"

„Bravo!" rief Tilischewsky sehr freundlich. „Sie lassen sich also nicht ohne weiteres aufs Glatteis führen. Nu, ich wollte nur sehen, wie weit Sie selbständig denken können. Jetzt hören Sie: ich will Ihnen meine Meinung säuberlich auseinandersetzen. Wir alle und zumal wir hier in Rußland haben keinen Überfluß an lyrischen Talenten. Mögen sie in Gottes Namen singen und dichten, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist! Unsern Singvögeln hören wir ja auch mitunter gern zu. Aber eines dürfen wir nicht außer acht lassen. Denken Sie an die Krylowsche Fabel von der Grille und der Ameise. Vom Singen wird niemand satt. Unsere Zeit hat nur zu sehr die Tendenz, den Individualismus auf Kosten des Allgemeinwohls großzuziehen. Wer nur singt und Bildchen malt für sich allein und niemand zu Nutz und Frommen, wer sich nicht auch um das Allgemeinwohl bekümmert, der ist ein Proletarier. Ein feiner, ein geschniegelter Proletarier, meinethalben, dennoch aber ein Proletarier. Geben Sie das zu oder nicht?"

„Es ist schwer, die Grenzen zu ziehen," sagte Heinz zögernd. „Ein Bild oder ein Gedicht, das vielen nichts sagt, mag anderen etwas ganz Neues und Kostbares offenbaren."

„Sie lassen also nicht locker?" rief Tilischewsky vergnügt.

„Nein!" sprach Heinz. „Denn um ein gutes Bild malen zu können, das für die Menge Wert hat, muß man viele schlechte gemalt haben, — ein schönes Gedicht entsteht auch nicht auf den ersten Schlag . . ."

„Also . . .?" fragte Tilischewsky.

„Also ist über die Existenzberechtigung des Malers oder Lyrikers nur erst im Laufe von Jahren zu entscheiden möglich."

„Gut — was folgt daraus?"

„Ich denke mir die Schwierigkeit liegt wo anders, Nikolai Pawlowitsch. Glücklich sind die Maler und Lyriker, die von vornherein wissen, daß sie malen oder dichten müssen, weil ihre Natur sie dazu treibt. Wer aber doch nicht weiß, was seine Natur von ihm will, vielleicht weil sie ihn nach zwei Richtungen hinweist, der . . . ist der wirklich Bedauernswerte."

„Für den bleibt eben das weite Gebiet des Allgemeinwohls."

„Und . . ." fragte Heinz, „wenn er sich selbst, wenn es zu spät ist, erkannt hat?"

„Das Risiko muß er tragen." Tilischewsky zuckte die Achseln.

„Aber hat er dann ein Recht, das Allgemeinwohl im Stich zu lassen? Wie ließe sich solch ein Konflikt überhaupt vermeiden?"

„Vermeiden? Darauf kommt es nicht an. Aber erleichtern. Ich will es Ihnen sagen: durch Vereinfachung des Lebens."

„Rousseau?" fragte Heinz.

„Rousseau und Tolstoi. Nehmen Sie an, Sie betrachten den Dienst für das Allgemeinwohl als eine Art Tribut, eine Militärzeit sozusagen."

„Ja!" rief Heinz mit glänzenden Augen — „ja dann!"

„Nun sehen Sie! Haben wir uns doch noch einigen können!" Tilischewsky lächelte melancholisch und wohlwollend. „Ich hab's ja immer gefühlt, daß Sie einen großen Zug in sich haben. In der Beziehung gehören Sie zu uns Russen."

Heinz fiel diese letzte Bemerkung schwer aufs Herz. Es war sein altes Übel. Ein jeder hielt ihn für zu ihm und seiner Art gehörig.

Aber das mit dem Allgemeinwohl hatte seine Richtigkeit. Solange Heinz nichts anderes wußte, tat er ja wohl recht daran, Polytechniker zu werden. Seinem Vater erfüllte er damit einen Herzenswunsch. Das

Allgemeinwohl der Arbeiter wollte er fördern helfen nach besten Kräften, er selbst aber? Nun, auf diesem Gebiet ein Künstler zu werden, konnte ihn ja niemand hindern.

Er seufzte schwer und dennoch erleichtert. So war denn auch die Zukunft ein wenig gelichtet.

Sie standen bei Tilischewskys Wohnung. Der Oberlehrer stieß die Tür auf. Im Flur aber war es Heinz, als sähen ihn zwei dunkle Augen still und fragend aus der Tiefe des Korridors an. Wer hatte doch solche Augen? Ah, nun wußte er es — Malwa!

Mit einer seltsamen ahnungsvollen Erwartung folgte Heinz seinem Lehrer die zwei wohlbekannten Treppen empor. Tilischewsky zog seinen Hausschlüssel, die Tür ging auf. Sie standen im Vorzimmer. Vergnügt entledigte sich der Oberlehrer seines Mantels und hieß auch Heinz ablegen.

„Werotschka!" rief er mit schallendem Ton — „Werotschka, hab' einen Besuch mitgebracht!"

Die Tür ins Wohnzimmer öffnete sich. Hoch, schlank und ernst wie eine junge stolze Zypresse stand eine dunkelgekleidete Dame von etwa zweiundzwanzig Jahren vor Heinz und sah ihn an, — weiß Gott, sie sah ihn mit Malwas Augen an.

Ein Ruck ging durch seinen Körper. Er nahm sich zusammen und dienerte.

„Einer meiner hoffnungsvollsten Schüler, Stürmer — ein halber Russe —" stellte Tilischewsky vor, — „meine Schwester, Studentin aus Petersburg, Wera Pawlowna, zum Besuch hier. Nun Kinder, macht euch bekannt und seid gemütlich. Mit Jenrik Feodorowitsch kannst du schon disputieren, Werotschka, der verbeißt sich in ein Thema, wie 'n junger Hecht."

Sie traten in das Wohnzimmer. Ein leichter bläulicher Zigarettenrauch dampfte ihnen entgegen. Heinz war sonderbar traumhaft zumute. Tilischewsky rieb

sich behaglich die Hände und ging, eine Melodie summend, ins Nebenzimmer.

„Ich möchte gar nicht disputieren," sagte Heinz — „wie kann man denn disputieren, wenn man ein Erlebnis gehabt hat?"

Das sollte kein Kompliment sein, wirkte aber doch wie ein solches. Wera Pawlowna sah den jungen Burschen ungläubig an, dann lächelte sie ruhig. „Sie gehen aber eilig ins Zeug," sagte sie mit einer tiefen wohlklingenden Stimme.

„Ins Zeug? Wieso denn?" Heinz verstand nicht recht, allmählich begriff er. „Oh, ich würde mir nicht erlauben, Ihnen eine alberne Schmeichelei zu sagen, ich bitte, nehmen Sie meinen Ausspruch ganz wörtlich. Als Kind habe ich ein Mädchen — sie hieß Malwa — sehr liebt gehabt. Als wir unten durch den Flur gingen, schien es mir, als stünden Malwas Augen vor mir, und jetzt, bei Ihnen sehe ich wieder Malwas Augen. Ist das nicht seltsam?"

„Sehr seltsam," antwortete die Dame und fuhr fort, Heinz aufmerksam zu betrachten. „Sie hieß Malwa — — das klingt so weit und weich. Ich habe auch einmal eine Malwa gekannt."

„Wo?" fuhr Heinz auf — „in Petersburg?"

„Nein, in Narwa. Sie war Amme bei einer flüchtigen Bekanntschaft von mir, einer Frau Smirnowa. Sie trug einen Kokoschnik und ihre Perlenketten mit stolzer Würde — ein schönes Mädchen. Und den kleinen Fedja Smirnow hätschelte sie wie ein Großfürstenkind."

Heinz ließ sich von der ruhigen wohlklingenden Stimme, die etwas Dunkelrotes, Sammetartiges hatte, einlullen. Nein, die Amme, das war seine Malwa nicht! Sie lebte ja doch noch bei den Courtenays.

„Was war Frau Smirnowa für eine Geborene?" fragte er. Er hörte seine eigene Stimme weit weg klingen, wie aus einem anderen Raume.

Wera Pawlowna richtete ihre mächtigen braunen Augen fest auf ihn.

„Das weiß ich nicht," sagte sie, „ich kannte sie nur flüchtig."

Unter dem ruhigen Blick dieser Augen verschwammen in Heinz Malwas Züge mit denen Wera Pawlownas zu einem Gesicht. Auch in ihrem Wesen die gleiche selbstsichere Kraft und Anmut, auch hier die einfache Natürlichkeit, auch hier ein starker geheimer Wille, der ihm dunkel bewußt ward. Weras Züge waren vielleicht feiner, geschliffener, sie waren überhaupt anders, aber die Augen waren Malwas Augen.

Eine dunkelrote Ermattung floß über ihn hin.

„Sie sind . . ." sagte er stockend, „Sie haben eine große Macht."

Sie lachte leise. „Ich kann Menschen zwingen, zu tun, was ich will."

„Was soll ich tun?" fragte er halb willenlos.

„Mir sagen, wen Sie am liebsten haben."

„Meinen Freund!" kam es unwillkürlich und schnell von seinen Lippen.

„Und dann — nach ihm?"

„Nach ihm — — eine kleine Jüdin, nein doch . . . meine Mitpensionärin . . ." Er strich sich mit der Hand über die Stirn.

Jetzt kam Nikolai Pawlowitsch wieder ins Zimmer.

„Nun, disputiert ihr noch nicht?" fragte er lächelnd.

„Nein, ich hypnotisiere!" erwiderte Wera Pawlowna mit ruhigem Lächeln. „Jenrik Feodorowitsch ist sensitiv wie ein junges Mädchen!"

„Ja, ja, die Medizinerinnen!" sagte Tilischewsky und rieb sich die schmalen, knochigen Hände, „die müssen ihr Wissen gleich in Experimente umsetzen."

„Ihre Kräfte . . ." korrigierte Wera.

„Meinethalben auch ihre Kräfte. Nu, Stürmer, was sagen Sie denn dazu? Wollen Sie sich das ruhig gefallen lassen?"

Heinz sah erstaunt von seinem Lehrer zu Wera.

„Jenrik Feodorowitsch interessiert sich für kleine Jüdinnen, Kolja," sagte Wera neckend. Sie begann sich langsam eine Zigarette zu rollen.

„Schlimm!" meinte Tilischewsky gutmütig. „Zu früh für Sie!"

„Wer und was ist denn diese Rose von Jericho?" fragte Wera wieder und ließ ihre dunklen Augen auf Heinz ruhen.

Heinz schüttelte den seltsamen Einfluß gewaltsam ab.

„Wenn Sie mich zwingen wollen, Wera Pawlowna, sollen Sie gar nichts erfahren," sagte er freimütig.

„Oho!" lachte sie amüsiert — „der Igel erwacht."

„Jawohl," meinte Heinz, „aber freiwillig werde ich Ihnen alles sagen, was Sie zu erfahren wünschen."

Tilischewsky sah seinen Schüler halb zärtlich, halb belustigt an. „Recht so, Stürmer," sagte er, — „nur nichts sich entreißen lassen!"

Daß der Bursche da so offenherzig sprach, bürgte ihm dafür, daß Heinz nichts zu verbergen hatte.

Heinz fühlte seine Kräfte wachsen. Ein heller Übermut hatte ihn gepackt. „Sie können hypnotisieren, Wera Pawlowna," rief er kampflustig, „ich aber, ich kann ein wenig Charaktere lesen."

„So?" sprach Wera ungläubig. „Bitte fangen Sie an. Was hab' ich für einen Charakter?"

„Sie sind sehr eigenwillig," begann Heinz langsam, „sehr energisch, sehr zähe — —"

Wera lachte leise. „Stimmt," sagte sie, „weiter."

„Herrschsüchtig," fuhr Heinz nachdenklich fort, „rücksichtslos, eifersüchtig, ehrgeizig . . ."

Wera zog die Augenbrauen hoch. „Nun," sagte sie, „das genügt, aber habe ich denn gar keine guten Eigenschaften?"

„Warten Sie, erst die schlechten — selbstbewußt, fanatisch . . . ja, ich glaube, Sie könnten fanatisch sein."

In heller Verwunderung sahen die beiden Geschwister

Heinz an. War denn dieser junge Mensch mit dem scharfen Spürsinn wirklich nur ein Schüler?

„Sie sind großmütig . . .“ sprach Heinz leise weiter, „freigebig, liebevoll. Wenn Ihnen einer etwas zuleide getan hat, können Sie ganz vergeben und vergessen.“

Tilischewsky nickte vor sich hin. Wera saß wie in einem Bann.

„Sie sind ungeheuer fleißig,“ fuhr Heinz wieder mit großer Sicherheit fort. „Was Sie sich als Ziel vorstecken, das erreichen Sie. Sie sind opferfähig, genügsam. Sie können von einer großen Idee leben.“

Wera Pawlowna sprang auf. Sie preßte ihre Fingerspitzen an die Augen und ging erregt einige Schritte auf und nieder. „Genug, genug, ich habe Sie maßlos unterschätzt, Jenrik Feodorowitsch.“

Heinz stand auf. Er schien gewachsen zu sein.

„Das tut ja doch nichts, Wera Pawlowna.“

Das Gleichgewicht war zwischen den beiden jungen Leuten wieder hergestellt.

„Stürmer!“ rief Tilischewsky, noch immer mit seiner Überraschung kämpfend, — „wo haben Sie das her? Sie sind ja Psychologe!“

„Von klein auf habe ich Menschen beobachtet, Nikolai Pawlowitsch,“ sagte Heinz bescheiden. „Das ist ja wohl nur Anlage und Übung.“

„Wirken, wirken, auf viele wirken müssen Sie,“ murmelte Tilischewsky, — „Sie haben ja glänzendes Material in sich.“

Er vergaß, daß er seinen Schüler vor sich hatte. Er begann mit Heinz soziale Fragen zu erörtern, wie mit einem gleichgestellten Freunde. Wera hörte mit glänzenden Augen zu.

Die Messingteemaschine wurde gebracht. Wera begann den Tee zu bereiten.

„Zitrone oder Sahne, Jenrik Feodorowitsch?“ fragte sie.

„Zitrone, wenn ich bitten darf, das erinnert an Zuhause."

„Nun, ich hoffe, Sie sind bei uns zu Hause," sagte Tilischewsky schmunzelnd. „Sie sind aus dem Orelschen, nicht wahr?"

„Jawohl, Nikolai Pawlowitsch, aus dem Brjansker Kreise."

„In Ihrer Nähe bin ich im vorigen Sommer auch gewesen. In dem Städtchen Schisdra."

„Kannten Sie auch dort den deutschen Doktor Vesper?" rief Heinz lebhaft.

„Aber natürlich. Er hat eine reizende Tochter."

„Evchen!" rief Heinz.

„Eva Karlowna, jawohl. Damals war sie über fünfzehn Jahre alt. Aber ein großes Fräulein, ganz Dame."

„Evchen war immer eine Dame," bemerkte Heinz, „auch schon mit zehn Jahren. Der Doktor ist ein prachtvoller Mensch. Als ich noch ein Knabe war, begeisterte ich mich für ihn und durfte ihn sogar meinen Freund nennen."

Sie sprachen voll warmen Interesses über ihre gemeinsamen Bekannten. Tilischewsky lenkte allmählich die Unterhaltung wieder auf Evchen zurück.

„Ein gescheites Mädchen," sagte er nachdenklich, „und schön! Hat etwas von einer blonden Königin. Nächsten Sommer geh' ich wahrscheinlich wieder hin. Dann wird sie fast siebzehn Jahre zählen."

Es wurde ein gemütlicher Abend. Erst als Heinz sich empfahl und seine Gymnasiastenmütze aufsetzte, kam es Tilischewsky wieder zum Bewußtsein, daß er mit seinem Schüler über große und tiefe Fragen des Lebens und über die verfahrenen Zustände im Vaterlande geredet hatte.

„Macht nichts!" sagte er zu seiner Schwester. „Der hat Kraft und Kern."

Wera Pawlowna schwieg. Nachdenklich sah sie vor sich nieder.

Die Laternen brannten in den Straßen, als Heinz nach Hause ging.

In ihm schwirrten die Ereignisse des Abends, durcheinander. Er war so seltsam machtlos gewesen und hatte dann doch wieder Macht gehabt und geübt. Im Begriff, sich zu verlieren, hatte er sich wiedergefunden. Auf seinen Scharfsinn war er stolz und schämte sich seiner Schwäche. Er liebte sich in einem Augenblicke, hätschelte seine Persönlichkeit, und in der nächsten Minute war er wieder unzufrieden mit sich. Eine Freude, die weh tat, erfüllte ihn. Das „Wirken, wirken, müssen Sie" Tilischewskys klang ihm in den Ohren. Vielleicht ist Wirken gar nicht mein Gebiet, dachte er sich. Vielleicht bin ich dazu da, um zu erkennen.

Und er stellte sich vor, daß er auf einem Berggipfel säße und von oben her das Wesen und Treiben der Menschen, die da unten wie Ameisen eilig umherkrochen, betrachtete. Auch sich selbst als winzige Ameise sah er von seinem Berge und lachte sich aus, denn es schien ihm, als gäbe sich diese Ameise Heinz Stürmer verzweifelte Mühe, einen Schritt weiter zu kommen als die anderen, und käme doch nicht voran, so sehr sie auch wollte. Wozu die Mühe? Zu welchem Zweck? War es da nicht viel hübscher, geruhig weiter zu krabbeln, ohne sich Kopfzerbrechen zu machen, wozu man taugte, wozu man bestimmt sei?

Er lachte sogar laut auf mitten in dem Strom der Passanten, aber dieses Lachen klang häßlich und bitter. Es war das Lachen eines Einsamen. Und er fühlte, daß ihn auf seinem eingebildeten Berggipfel fror.

Also taugte er auch nicht zum Erkennen. Wo lag denn seine Kraft? Denn eine Kraft, die über das gewöhnliche Maß weit hinausging, hatte er heute bewiesen. Aber was fing man denn mit solchen Kräften an, die nur dazu da waren, um ein paar Augenblicke zu glänzen, oder um andere zu verblüffen? In der Tertia kannte er einen Knaben, der sich ein Renommee verschafft hatte,

weil er mit den Ohren zu wackeln verstand. War seine Psychologie, sein „Lesen von Charakteren", wie er es so selbstbewußt genannt hatte, etwa besser? Wem nutzte er damit? Was erreichte er? Eine kurze Befriedigung seiner Eitelkeit! Der Straßenarbeiter trieb keine brotlosen Künste wie er — er war ein nützlicher Mensch. Aber ob man nun mit den Ohren wackelte, oder Charaktere zu lesen vorgab, — mit grimmigem Hohne betonte Heinz in Gedanken das Wort „vorgab", — das war völlig gleichgültig.

Noch einmal bestieg er in seiner Phantasie den kühlen Berggipfel und bezeichnete unter dem Gewimmel von Menschenameisen zwei oder drei, die ihn besonders interessierten, Isis, Nora, die kleine Mirjam. Würden Isis und Nora zueinander gelangen? Wohin trieb die kleine Tänzerin? Mit einem Male gewann dieses Gedankenschauspiel Leben und Interesse für ihn. Die Ameisen Isis und Nora waren durch eine Pfütze voneinander getrennt. Er sann darauf, wie er diesen beiden, die er so innig liebhatte, helfen könnte, sich zu finden. Wie einen freudigen Schreck empfand er, daß er sich in Gedanken mühte, die Ameise Mirjam der Ameise Heinz näher zu bringen. Ja, was war denn das? War ihm noch das Gewühl der Menschenameisen so gleichgültig? Nein, er nahm teil daran, weil er sie liebte.

Weil er sie liebte! Das war es. Aus seiner Liebe wuchs und entfaltete sich der Wunsch zu helfen, zu fördern und das Geschick des einzelnen zu gestalten. So lag denn seine Kraft vielleicht in der Anteilnahme? in der Liebe? Wuchs aus der Liebe das Gestaltenkönnen? Hatte sich denn auch das Leben in zwei Gebiete für ihn geteilt — ein Weiterdasein und ein Schauspiel, dem er im Genuß seiner Kraft des Mit- und Selbsterlebens zusah? War es also dennoch möglich, aus dieser Zweiteiligkeit der Welt und des Lebens noch eine Einheitlichkeit zu erringen? Wieder ein Netz von Fragen und Rätseln! Wer konnte sie ihm lösen?

Als er in das Schnorrsche Haus trat, fand er es festlich erleuchtet. Erst jetzt fiel ihm ein, daß an diesem Abende eine von den zwei bei Schnorrs üblichen Gesellschaften der Saison stattfand. Nora hatte ihm davon gesagt. Sie selbst war ausgegangen. Durch einen Besuch hatte sie sich der Unruhe und dem Lärm des Abends entzogen.

Man saß noch bei Tisch. Frau Schnorr im schwarzen prallen Seidenkleide mit einer hochtoupierten Frisur, prangte rosig und siegesbewußt an der Spitze der Tafel. Das Öl des Wohlbehagens floß ihr durch die Glieder. Ihr zur Seite saß die liebenswürdige Frau Oberlehrer Krause, ein freundlicher und feiner Mensch, — neben Herrn Raimund Schnorr, der sie in mildem überzeugenden Ton über seine einstmaligen Beziehungen zu Anton Rubinstein unterhielt. Als Tischherrn hatte Frau Schnorr zur Linken den geistvollen Oberlehrer Krause. Er erfreute sich im Gymnasium einer anerkannten Beliebtheit. Seine wilde blonde Mähne über dem scharfgeschnittenen immer wachen Gesicht, pflegte sich trotz gewissenhaftester Anwendung von Taschenkamm und Bürste schnell wieder in glanzlosen Wellen emporzusträuben. Das gab ihm das Ansehen eines kleinen zornigen Löwen. Im Gegensatz dazu wirkten seine Äußerungen, die immer ruhig, überlegt und abgeschliffen waren, wunderlich.

Weiter unten saßen die unzertrennlichen Freunde, der Oberlehrer der griechischen Sprache, Kräftig, und der Religionslehrer Geist, die die Schüler respektlos Kraft und Stoff genannt hatten. Zu ihrem Bedauern waren sie diesmal durch eine verhungert aussehende, spitznasige Lieblingsschülerin Raimund Schnorrs getrennt, eine angehende Klaviervirtuosin, Fräulein Clotilde Hühnchen. Auf der anderen Seite strengte sich der Mathematiklehrer mit verzwicktem Gesicht gewaltig an, der Gattin seines französischen Kollegen Pinson, einer Dame, die der deutschen Sprache wenig mächtig war und beständig

fror, einige angenehme Dinge zu sagen. Es fiel ihm offenbar so schwer, daß er schwitzte. Merzing war von der umsichtigen Mama Monsieur Pinson als Tischnachbar zugewiesen worden. Auf diese zweckmäßige Weise sollte ihre Älteste eine kleine angenehme Privatlektion in der französischen Sprache genießen. Sie saß im rosa Kleidchen, spitzschultrig und schrecklich verlegen neben dem beweglichen Lehrer, denn sie war in eine heillose Verwirrung mit dem Gebrauch des subjonctiv geraten und wußte nicht mehr aus noch ein. Der Polytechniker Stahr saß, die Brauen sorgenvoll und wichtig hinaufgezogen, zwischen den beiden jüngeren Blüten des Hauses Schnorr, Valling und Ellen, die in fleckenloses Weiß gekleidet waren, und sah hungrig und respektvoll den Schüsseln nach, die an ihm vorüber, zuerst an die Spitze der Tafel getragen wurden. Die zwölfjährige Ellen kniff ihn, als der schon stark reduzierte Hasenbraten endlich bei ihm landete, heimlich in den Arm und flüsterte vernehmlich: „Davon dürfen Sie nur ganz wenig nehmen, es ist nicht mehr da." Am Ende der Tafel, Frau Schnorr gegenüber, saß breit und rosig die Hoffnung und der Stolz der Familie, Edmund und kaute mit vollen Backen. Neben ihm war noch ein Sitz frei. Die beiden Zwillinge hatte man trotz ungestümen Widerspruchs mit Versprechungen auf eine doppelte Portion der süßen Speise zu Bett gelockt.

Heinz war eingetreten. Höflich verbeugte er sich nach allen Seiten. In einer Anwandlung huldvollen Wohlwollens, das sie offenbar selbst überraschte, winkte ihn Frau Schnorr ostentativ zu sich heran und flötete süß und schelmisch: „Ein wenig spät, aber er kommt doch! Setzen Sie sich nur zu Edmund, lieber Stürmer. Wenn Sie uns auch vergessen haben, wir haben Ihrer gedacht!"

„Verzeihung gnädige Frau," erwiderte Heinz, „mir war der heutige Abend völlig entfallen."

„Ei ei!" sagte Frau Schnorr schäkernd und hob drohend den Zeigefinger — „was hat das zu bedeuten?

Sie müssen also sehr wichtige Abhaltungen gehabt haben."

„Ich war zum Tee bei Herrn Oberlehrer Tilischewsky, gnädige Frau," sagte Heinz trocken. Es war so interessant, daß ich mich verspätet habe."

Herrn Krauses blonde Mähne sträubte sich wieder zornig. Er nickte Heinz freundlich zu.

„Die Genialität meines verehrten russischen Kollegen in seinem Umgange mit der Jugend ist mir immer als bedeutendes Merkmal eines freien und gütigen Geistes erschienen, der sich im Zeichen wahrer Menschenliebe in Produktivität der Taten äußert. Wie sagt doch unser Altmeister Goethe? ‚Es gibt auch eine Produktivität der Taten, die in manchen Fällen um ein Bedeutendes höher steht als die künstlerische Produktivität."

Frau Schnorr sah ihren Nachbar verblüfft an. Sie wußte mit seinen schönen Worten absolut nichts anzufangen, denn sie bezogen sich ja nicht auf sie.

„Ach ja! Die Menschenliebe!" sagte sie endlich und faltete andächtig die Hände. „Ich habe immer viel von ihr gehalten."

Heinz hatte sich inzwischen zu Edmund gesetzt. Der wohlgenährte rosige Knabe schob ihm grinsend einen Hasenknochen zu, während er sich behaglich über das letzte gute Bratenstückchen hermachte.

„Ja gnädige Frau, es gibt nur einen Rubinstein!" versicherte Raimund Schnorr milde, von seinen Erinnerungen überwältigt.

„Ich meinte, es gäbe zwei Brüder!" murmelte Oberlehrer Kräftig.

„Man muß konsequent sein, konsequent muß man sein!" dröhnte Oberlehrer Geist mächtig über den Tisch hinüber zum Mathematiker, „ebenso im moralischen Leben wie in seinen Anschauungen." Mit würdiger Miene richtete er darauf nachlässig die Frage an Fräulein Hühnchen: „Bevorzugen Sie eigentlich Chopin oder Schumann, mein gnädigstes Fräulein? Konsequenterweise

ließe sich daraus ein Schluß auf Ihre Charakteranlage entnehmen."

„On ne dit pas: il faut que je vous dis, mais que je vous dise, Mademoiselle Mercédes. Eh bien, que faut-il qu vous me disiez? Vous admirez les grands caractères, — ah c'est ça?"

„Ja Paris, die Stadt der Städte! Wann waren Sie zuletzt in Ihrer Heimat, gnädige Frau? Quand avez-vous été à Paris, Madame?"

„Wenn er wie ein Donnerer über die Tasten fuhr," verzückte sich Herr Schnorr in suavem Tone — „ah, was tut's um die verlorenen Töne? ‚Quod licet Jovum, non . . .' wie heißt's doch weiter, werter Herr Oberlehrer? Quod licet Jovum . . ."

„‚Jovi', verehrtester Herr Schnorr, ‚Jovi — non licet bovi'."

„Jetzt kommt die Schokoladencreme!" quiekte Valling schwärmerisch.

„Eigenes Fabrikat, liebe Frau Oberlehrer, ich versichere Sie, es ist gar nicht so kompliziert, wie's aussieht," seufzte Frau Schnorr geschmeichelt. „Mit Geduld . . ."

„Und Spucke!" krähte der rosige Sprößling des Hauses Schnorr dazwischen.

„Aber Edmund . . .!" Merzing war skandaliert.

Herr Schnorr stand auf und schlug auf sein Glas: „Ich erlaube mir als der alleinige anwesende männliche Vertreter der Kunst —" er verbeugte sich anerkennend gegen Fräulein Hühnchen, die blutrot wurde, — „auf das Wohl der Herrn Wissenschaftler und Pädagogen, sowie Ihrer verehrten besseren Hälften zu trinken. Wissenschaft und Kunst reichen sich an unserem Tische, in unserem Hause geschwisterlich die Hände — —"

Die Tür ging langsam auf. Gespensterblaß und ernst trat Nora ein.

„Reichen sich in unserm Hause die Hände," wiederholte Herr Schnorr ein wenig aus dem Konzept ge-

bracht, „so wie Reife und Jugend sich zu lieblichem Bunde und gegenseitiger Förderung die Hände reichen,

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang — —"

ahem, unsere verehrten Gäste sollen leben — hoch!"

„Hoch . . . hoch!" schmetterte Frau Schnorr siegreich hervor, das zweite Hoch um eine volle Oktave höher als das erste.

Allgemeiner Beifall, Gläserklingen.

Liebenswürdig, mit einer Gebärde mütterlicher Anmut streckte Frau Schnorr Nora die Hand entgegen: „Herzchen, wir haben dich recht sehr vermißt," log sie.

Heinz schlug das Herz bis an den Hals.

„Gute Nacht, Frau Schnorr." Scharf, klar und abweisend klang Noras Stimme.

Sie stand da hoch aufgerichtet. Ein heller kühler Strahl der Freude flog über ihr Gesicht. Ruhig legte sie die Hand auf den Rücken.

Eine blanke Stille folgte.

„Mein liebes Fräulein, wie blaß Sie sind! Ist Ihnen nicht wohl?" ertönte besorgt und vermittelnd die Stimme Frau Oberlehrer Krauses.

Das junge Mädchen beugte sich tief über die Hand der Dame und küßte sie. Ein seltsam seelenvoller, seltsam stolzer Blick brach aus Noras Augen. „Ich bin nicht recht gesund, gnädige Frau, danke für Ihre Teilnahme."

Frau Schnorrs Rechte war kraftlos und unruhig an ihre Seite geglitten. Nervös zuckend suchte sie nach dem Taschentuche. Einen Augenblick war das rosige Puppengesicht wie mit grüner Leichenfarbe übergossen.

„Verrückte hysterische Person!" murmelte sie mit giftigem Lachen.

Eiskalt vor Energie sprach Nora wieder: „Es ist nur eine Vergeltung, Frau Schnorr. Gute Nacht allerseits." Sie verbeugte sich und war zur Tür hinaus.

Das Schweigen, schwer wie eine Gewitterwolke, dauerte noch . . .

In einer Mischung von kleinlicher Majestät und würdigem Zorn hob Frau Schnorr die Tafel auf.

Heinz stand da wie betäubt.

Der Augenblick deiner Rache war gut gewählt, arme Nora, dacht er voll Sorge, aber was wird jetzt aus dir?

Dreizehntes Kapitel.

Nach Ostern begann Heinz die Konfirmandenlehre zu besuchen. Sie hatte keinen erhebenden Einfluß auf ihn, denn der behagliche Pastor Graumel verstand es meisterhaft, mittelst eines hervorragenden Mangels an Tiefe den Unterricht leblos und schablonenhaft zu gestalten. Es kam ihm hauptsächlich auf das Auswendiglernen des Katechismus dabei an. Wußte man außerdem noch eine Reihe von Sprüchen und Liedern an passender Stelle herzusagen, so war seine Zufriedenheit außerordentlich. Die Art, wie er die roten Hände auf dem rundlichen Leib gefaltet, während des Unterrichts würdevoll auf und ab ging, erinnerte Heinz fatalerweise an die Grützner'schen Kellermeisterbilder. Pastor Graumels öliger Ton und die Behäbigkeit, mit der er auf andere Konfessionen herabsah, ohne sie in ihrem historischen Werdegang genügend zu begründen, machten ihn Heinz nicht angenehmer. Vollends aber ward er durch die unzarte Art abgestoßen, mit der der Pastor die feinen und verwickelten Seiten der menschlichen Natur einfach nicht gelten ließ.

„Wer da glaubet und getaufet wird, der wird selig." Getauft waren die Schüler und Schülerinnen alle, so fehlte ihnen zu ihrem ewigen Heile nichts als das bißchen Glauben, das Pastor Graumel befugt war, ihnen beizubringen. Glaubten sie nicht, was er zu glauben für erforderlich hielt, so hatten sie sich den Weg zur

Hölle selbst gepflastert. Heinz fragte sich oft staunend, ob denn Pastor Graumel etwas zu glauben niemals Schwierigkeiten bereitet habe. Wenn er die rundliche Persönlichkeit ansah, der es hier auf Erden in ihrem satten Glauben außerordentlich wohlzugehen schien, mußte er daran zweifeln.

Und er bedauerte seinen Seelsorger von Herzen.

Fast noch unangenehmer als der Pastor berührte ihn die Frau Pastor. Auch sie war in gesetzten Jahren. Sie saß andächtig, an einem Missionsstrumpf strickend, während des Unterrichts dabei. Ihre Augen flackerten ab und zu forschend über die Reihen der Schüler und Schülerinnen hin und schienen ein teilnahmloses Wesen oder eine falsche Antwort unerbittlich festzuhalten, als ob sie zugleich zu Ohren und Gedächtnis geworden wären. Erregt zitterten ihre grauen, über die Ohren zusammengerollten Lockenwickel, sobald der Pastor seine Stimme erhob und gegen den zunehmenden Unglauben wetterte. Die Schilderungen der göttlichen Strafen schienen ihr einen besonderen Genuß zu bereiten. Sie pflegte am Harmonium das Eingangslied und den Schlußchoral zu begleiten, und es war unterhaltsam, zu sehen, wie ihre lange gedankenvolle Nase den Griffen ihrer dünnen Finger schnüffelnd folgte. In diese Zeit der Konfirmandenlehre fiel auch merkwürdigerweise des Pastors Geburtstag. Frau Pastor Graumel versäumte nicht, die dankbaren Schüler und Schülerinnen liebevoll auf dieses Familienfest aufmerksam zu machen und kündigte an, daß sie bereit sei, die freiwilligen Spenden für ihren Gatten persönlich entgegenzunehmen.

An dem Tage, da Heinz zur Konfirmation angemeldet wurde, war er mit Herrn Schnorr im Salon des Pfarrhauses empfangen worden. Durch eine offene Tür hatte er im Speisezimmer drei mächtige silberne Teemaschinen auf einem Bordbrett gesehen. Der Geburtstag des Seelsorgers brachte eine vierte Teemaschine auf das Bordbrett, denn die Familie sammelte aus-

nahmsweise auch Schätze, die der Rost fressen mochte, wohl in der praktischen Erwägung, daß sie drei heiratsfähige Töchter besaß und diese wohlerzogenen Mädchen den schädlichen Rost von den kostbaren Teemaschinen sorglich fernhalten würden.

Unter diesen Begleiterscheinungen gestaltete sich der Konfirmationstag für Heinz nicht zu der erhebenden Feier, die ihm zum Heil seiner Seele gut getan hätte. Sein Vorrat an Erkenntnissen war hauptsächlich in einer Richtung gewachsen, die dem Herrn Pastor sehr bedenklich erschienen wäre, wenn er darum gewußt hätte. Eine innere Auflehnung und ein drohender Zweifel an den verkündeten Wahrheiten waren aus ihrer Ruhe gescheucht und erhoben knurrend ihre Häupter wie wilde Bestien, die ein unvernünftiger Wärter vorlaut gereizt hatte.

Die Frage, welche Heinz an seinem Konfirmationstage am dringlichsten beschäftigte, war die, ob sich wohl Isis seiner nicht zu schämen habe, da Heinz trotz der bewußten mangelhaften Vorbereitung, ohne einen äußeren Widerstand kundzugeben, sich konfirmieren ließ. Diese Erneuerung seines Taufbündnisses schien ihm schlimmer als gar keine, denn sie hatte ihn in ein Meer von Zweifeln und Widersprüchen gestürzt, mit denen er suchen mußte, fertig zu werden, so gut oder so schlecht es eben ging. Er beschloß in seiner Ratlosigkeit, so wenig als möglich daran zu denken. Äußere Umstände kamen ihm dabei zu Hilfe.

Noras Stellung im Schnorrschen Hause war mittlerweile unerträglich geworden. Frau Schnorr hatte ihr die Bloßstellung an jenem Abende nicht vergessen. Sie begann sie in kleinlichster Weise zu quälen, — mit Mißtrauen, mit Spott und Hohn, mit sinnlosen Forderungen. Heinz drehte sich dabei das Herz im Leibe um, und dennoch durfte er zu Noras Beistand keinen Finger rühren. Sie hatte ihm jede Einmischung kurzweg ein für allemal verboten.

Es war ein heißer Sonntagvormittag. Ein tolles Blühen war über die Natur gekommen. Heinz und Nora gingen in dem dichtverwachsenen Schnorrschen Garten unter der Fliederhecke auf und nieder, immer an der Zaunseite entlang, die von dem Hause am wenigsten gesehen werden konnte.

Nora sah ihn aus ihrem blassen zuckenden Gesicht, das spitz und mager geworden war, mit einem müden Lächeln an. Ihre Schultern zogen sich krampfhaft zusammen, ihre weißen langen Hände irrten nervös und unstet über dem schwarzen Kleidrock hin. Aus dem blühenden Mädchen war eine neurasthenisch Leidende geworden.

„Reden wir nicht mehr darüber," sagte sie nachdrücklich. „Mir kannst du ja doch nicht helfen, und dir selbst schadest du nur nutzlos. Übrigens betrachte ich diese Zeit als Strafe für frühere Tage."

„Willst du denn durchaus Märtyrerin sein? Ist das wirklich solch ein Vergnügen?" fragte Heinz zornig.

„Ich will meine Mutter nicht enttäuschen," sagte sie sanft, „deshalb halte ich aus. Es handelt sich ja nur noch um ein paar Wochen. Und denk' dir, Heinz, ist das nicht sonderbar? So sehr mich diese Menschen auch peinigen — ich begreife sie bis zu einem gewissen Grade. Sie sehen eben nicht weiter, als ihre wohlgeformten Nasen reichen. So elend ich mich auch fühle, ein gewisses Vergnügen ist's mir doch, zu beobachten, wie sie mich so hilflos und konsequent immer und immer wieder mißverstehen. So bereiten sie mir wider Willen einen Genuß."

Sie lachte leise. Mit den dünnen Fingern pflückte sie ein junges Lindenblatt von einem Baum und hielt es gegen die Sonne. Aufmerksam betrachtete sie das zarte Geäder, das sich von dem saftigen Grün abhob. Das Blatt aber flog und zitterte in ihrer Hand.

„So etwas nennt man also einen ‚objektiven Genuß'," fuhr sie nachdenklich fort, „den kann mir nie-

mand nehmen, Frau Schnorrs Benehmen ist aber immer subjektiv. Es richtet sich regelmäßig nach dem Einfluß, den irgend jemand zuletzt auf sie gehabt hat. In der vorigen Woche war Frau Oberlehrer Krause hier. Sie muß mich Frau Schnorr gegenüber irgendwie in Schutz genommen haben. Jedenfalls spürte ich sofort einen milderen Luftzug im Schnorrschen Benehmen. Du weißt, wie sie mein Zeichnen nach dem Gipsmodell immer ‚unanständig' geschimpft haben. Gott, es sind doch die einzigen ruhigen Stunden, die ich hier habe, und ich zeichne so gern!"

Heinz knurrte ärgerlich vor sich hin. Mit müdem Humor sprach Nora weiter: „Früher schon hatte ich einmal gesagt, ich wunderte mich, daß Frau Schnorr die so lange hier in Riga lebt, die Steinsche Privatsammlung, die uns zum Zeichenunterricht freisteht, noch nicht gesehen habe. Ich kam gerade dazu, als Frau Schnorr mit ihrer bekannten Majestät der Frau Oberlehrer entgegenrief: ‚Jede nackte Statue ist eine Schamlosigkeit! Man sollte solche Figuren verbieten oder ihnen wenigstens Hemden anziehen!' Stelle dir vor, Hemden! sagte sie! Frau Oberlehrers Augen tanzten vor Vergnügen. Sie sagte nicht viel. Aber wie sie es tat, das war das Famose! ‚Die alten Griechen, die von jeher unsere Vorbilder in der Kunst sind, hätten sich aber für Statuen mit Hemden schönstens bedankt, Frau Schnorr. Im Hause eines Künstlers hätte ich eine andere Auffassung erwartet. Was gibt es denn Schöneres als einen nackten edlen Menschenkörper?' So ungefähr war's. Frau Schnorr wurde blaurot und schwieg wie auf den Mund geschlagen."

„Fein!" rief Heinz entzückt. All sein Groll war verflogen, „und weiter?"

„Am Nachmittage aber sagte sie mir so von oben herab: ‚Ich will mir doch deine berühmte Schönheitsgalerie einmal betrachten.' Der leise Spott Frau Krauses war ihr denn doch nahegegangen. Darauf rief sie die

Kinder: ‚Edmundchen, Ellen, macht euch zurecht, ihr dürft mitkommen.‘ Ich mußte lachen. ‚Nun?‘ fragte sie gereizt, ‚was erscheint dir denn so komisch?‘ ‚Ich würde die Kinder doch lieber zu Hause lassen,‘ meinte ich, ‚Sie sind zu jung dazu.‘ Sie warf mir einen ihrer Blicke großen Stils zu und rauschte aus dem Zimmer. Ich war recht gespannt auf die Fortsetzung.“

„Na und ob! Ich auch.“

Nora zog ein sonderbares Gesicht und lachte lautlos. „Dann kam sie mit ihren Kindern zurück, als sei nichts passiert. Ich hütete mich auch, zu fragen. Aber am Abend kam Ellen, die noch am meisten Verstand in diesem Hause hat, heimlich zu mir und erzählte: ‚Du, Nora, es war fein! Als wir mit Mama bei den Steinfiguren waren, bekam sie einen fürchterlichen Schrecken, weil sie doch so nackicht sind, und da hat Mama sie genau betrachtet und war ganz rot dabei. Uns aber legte sie — siehst du so — die Hände auf den Nacken, Edmund rechts und mir links, und dann hat sie uns die Köpfe hinuntergebogen und gesagt: Ihr dürft aber ja nicht weiter gucken als bis an die Knie.‘“

„Nein!“ schrie Heinz. „Das ist ja wundervoll!“ Er schüttelte sich vor Lachen. „Wenn's nicht zum Lachen wäre, so könnte man fast darüber heulen,“ sagte er nach einer Pause.

„Nicht wahr? Genau so denke ich auch. Und sieh, Heinz, seitdem ich weiß, wie dumm und ungebildet diese Menschen sind, kränkt mich ihr Benehmen nicht halb so sehr. Sie können eben nicht anders.“

„Nora, du bist wirklich großartig!“ rief Heinz bewundernd.

„Ach was!“ Ich versuche nur, gerecht zu sein. Das ist doch kein Kunststück.“

„Warum sind sie es aber nicht gegen dich? Warum kennen sie dich nicht besser?“

„Warum? Weil ein Frosch einen Vogel nicht kennt.“

Nora zog ein hochmütiges Gesicht. „Wir sind eben aus anderem Material, Heinz."

„Gott sei Dank, ja! Aber Nora, ich muß doch dabei bleiben, es ist eine großmütige Dummheit von dir, dich immer und immer wieder malträtieren zu lassen."

„Mich?" Nora sah Heinz mit einem großen Blick an. „An mich reichen diese Leutchen gar nicht heran. Also können sie meiner Seele nichts anhaben. Allenfalls meiner Gesundheit und meinen Nerven."

„Du solltest nicht so viel üben, Nora. Sieben Stunden täglich sind doch ein Wahnsinn!"

„Ich will!" sprach sie. „Dabei kann man so schön denken."

„Mit dir kann man nicht reden," sagte Heinz ärgerlich. „Du bist unglaublich hartnäckig."

Nora streckte ihm ihre zitternde Hand entgegen und sprach weich: „Warum ich aushalte, denkst du. Lieber Heinz, ich sagte es dir schon einmal. Ich habe einen großen seltenen Menschen lieb . . . seiner möchte ich würdig sein. Es ist nicht nur um meiner Mutter willen."

Heinz versank in Schweigen. Er bewunderte Nora und bedauerte sie zugleich. Eine Ahnung stieg in ihm auf, daß aus solchem Holz Helden, Märtyrer und vielleicht — — Verbrecher geschnitzt werden könnten. Je nach den Umständen. Wie, wenn Nora in ihrer Liebe enttäuscht würde? Er wagte es gar nicht auszudenken.

Grübelnd schritt er neben ihr auf und nieder. Die Sonne schien durch die Fliederhecke und tanzte über den Gartenkies.

„Nora" — sagte er endlich, — „wenn ich dir jemals im Leben von Nutzen sein kann, wirst du mich rufen?"

„Ja!" sprach sie einfach. „Ich habe dich ja lieb, Heinz. Du bist mir wie ein Bruder. Du verstehst mich, wie sonst niemand, und ich glaube, ich verstehe dich auch."

Heinz wich innerlich zurück, wie vor einer leisen Berührung. Tief und zart ruhte das Gefühl für Nora, diese Schwesterseele, in ihm. Der feine unbegreifliche Reiz unmittelbarster Menschlichkeit hatte ihn gepackt. Eine verwehte, dumpfe Sehnsucht, geliebt zu werden von einem Wesen, das ihn ganz kannte, ganz begriff, das ihm noch näher stand als Isis, regte sich leidenschaftlich in ihm.

Nicht wie seine Kameraden im Gymnasium sehnte er sich nach körperlicher Vereinigung mit irgendeinem Mädchen, nein, auch Seele und Geist des Weibes, das ihm einst gehören würde, sollte ihm zu eigen sein. Gab es überhaupt so etwas auf der Welt? Zu sinken und zu versinken, immer tiefer in die lachende Seligkeit einer großen Einheit, wo es kein Ich, kein Du mehr gab, — in eine einzige Einheit zweier Menschenseelen — das war ein Ziel, so hoch und herrlich, daß ihm schwindelte. Er, der sich leise und deutlich der Zweiheit seiner eigenen Seele bewußt zu werden begonnen, er dürstete nach Verständnis seiner zerspaltenen Natur wie kein zweiter.

Nora blieb stehen. Ein Zug des Leidens und der Schwäche spielte um ihren Mund.

„Du bist ja ganz still geworden," sagte sie, „woran denkst du?"

Heinz fuhr zusammen. „Ich möchte einmal so geliebt werden," sprach er unwillkürlich, „wie du diesen — diesen Mann liebst!"

„Du wirst viel geliebt werden, Heinz. Jeder liebt ja anders, das weißt du doch."

„Ja, jeder liebt anders. Aber ganz und gar — ohne Rest geliebt zu werden — das ist das Wahre!"

„Das ist das Wahre!" wiederholte sie mit einem strahlenden Lächeln. „Aber warum sollte dir das nicht werden?"

„Weil ich — — weil ich von jedem anders gesehen werde. Jeder legt das in mich hinein von seinem Eigenen, weißt du, daß er mich so zu kennen glaubt,

nicht wie ich bin, sondern wie er mich sieht, oder wie er mich will."

„Du hast eine krankhaft scharfe Auffassung davon, wie du auf jeden wirkst," sprach sie sinnend. „Das hindert dich, zu sein, wie du bist."

„Ja, wie bin ich denn? Was bin ich? Sag' du's mir, Nora!"

„Ein lieber Kerl voller Gegensätze!" Sie sagte das mit einem Anfluge von Schelmerei. „Du bist wie ein Prisma, in dem sich die Sonnenstrahlen fangen und brechen."

„Nein!" erwiderte er dumpf. „Ich bin ein Fluß mit zwei Strömungen."

„Aber doch ein Fluß oder ein Sonnenlichtfänger. Mehr oder weniger sind wir alle geteilt. Bist du es mehr als andere, so hast du dafür mehr Kraft."

Heinz sah sie leuchtend an. Eine sprengende Freude kam über ihn. Hastig beugte er sich über Noras Hand und küßte sie.

„Aus dem Schnorrschen Hause kam eine schrille Stimme: „Stürmer! Nora!"

„Aha, Frau Schnorr!" sagte Nora gleichgültig. „Sie hat wieder einmal ‚aufgepaßt'. Nun bekomme ich sicher einen Ausputzer dafür, daß ich mir von dir die Cour machen lasse."

„Aber da will ich doch . . ." brauste Heinz auf.

„Sst!" machte sie, „du weißt, ich bin nicht so leicht zu verwunden."

Nora schritt ruhig aus, aber Heinz war ihr zuvorgekommen. Mit Lorgnon und Binokel versehen, stand das Ehepaar an der Verandatür.

„Lieber Stürmer —" sprach Raimund Schnorr mit milder Würde — „ich dulde in meinem Hause keine Liebeleien. Dieses Mädchen, das sein Renommee so wenig achtet, ist überhaupt . . ."

Er kam nicht weiter. Mit blitzenden Augen stand ihm Heinz gegenüber und stieß drohend die Worte hervor:

„Herr Schnorr, ich verbiete Ihnen, in diesem Tone über Nora Seeberg zu sprechen. Von Liebeleien ist zwischen uns nicht die Rede. Für eine Liebelei steht Nora Seeberg überhaupt zu hoch."

Mit einem seltsam verwirrten und erschlafften Ausdruck war Raimund Schnorr zurückgetreten.

„Ha ha ha ha ha!" Frau Schnorr lachte eine klingende Tonleiter herunter. „Das ist ja eine ganz neue Auffassung . . ."

Jetzt trat Nora über die Verandaschwelle. „Sie wünschen, Frau Schnorr?"

„Ich wünsche keine so langen Unterhaltungen zwischen unseren Pensionären, — das schickt sich nicht!" sprach Frau Schnorr mit hochmütiger Herablassung, aber doch merklich abgekühlt. „Ich habe die Verantwortung für Sie übernommen."

Heinz ging mißmutig auf sein Zimmer. Eine böse Verbitterung war in ihm. Was hatten seine Ritterdienste genützt? Die Kleinlichkeit dieser Menschen, die es verlernt hatten, die Dinge einfach zu nehmen, das lüsterne Mißtrauen, das sie immer und immer wieder an den Tag legten, brachten ihn in Wut. Er konnte sich zu Noras verachtender Großherzigkeit nicht aufschwingen. Gut denn, hielten sich Schnorrs beständig für hintergangen, so mochten sie hintergangen werden! Seine Seele, die eben noch in edlen Gefühlen gejauchzt hatte, pendelte fast übergangslos in eine wilde Traurigkeit, in einen grimmigen Trotz hinein. Er hätte sich in diesem Augenblick totschießen mögen, bloß um des Genusses willen, Schnorrs damit eine Ungelegenheit zu bereiten. Am bittersten quälte ihn das Bewußtsein, Nora nicht helfen zu können.

Er war so verstimmt, daß er trotz seines Hungers nicht zu Mittag kam und durch Edmund sagen ließ, er habe Kopfschmerzen. Nachmittags hockte er lesend in seinem Zimmer. Als die Dämmerung sich grau über die Straßen legte und das Dunkel aus den Tür- und Tor-

öffnungen kroch, setzte er seine Mütze auf und ging zum ersten Male aus, zu suchen, was die meisten seiner Kameraden schon längst gefunden hatten — das käufliche Weib.

Er war jetzt schon Städter genug, um die Straßen und die Lokale zu kennen, die diese Art Weiblichkeit beherbergten. Aber ein Ekel ergriff ihn doch. In einen Torbogen gedrückt betrachtete er das öffentliche dreistöckige Haus ihm gegenüber mit seinem schmutzigen schwärzlichen Bewurf. Es sah krank und freudlos aus. Darüber stand ein farbloser glasiger Himmel.

Stücke von Bildern, kleine grelle Visionen zuckten in ihm auf. Ganz genau stellte er sich den Verlauf der nächsten halben Stunde vor. Da war nichts, was ihn hätte überraschen können. Und dennoch fuhr er zusammen, als ein hellgekleidetes Frauenzimmer ihn lachend anrief, das sich mit entblößtem Busen weit aus dem Fenster beugte, und er rannte davon wie gehetzt.

Nein, nein, das nicht! So nicht! Das war ja gerade, als wenn er eine kostbare Vase zerschlüge, bloß um ihren Inhalt auf die Schnorrschen Dielen zu gießen. Seine Erbitterung gegen Schnorrs und sein Drang nach Genugtuung und Rache waren größer als die Begierde. Und hier war die Sünde nicht einmal verlockend.

Er begann sich im Weiterschreiten echte richtige Bubenstreiche auszudenken. Sollte er nicht heimlich ein paar Klaviersaiten des Schnorrschen Flügels durchschneiden? Oder Frau Schnorr mit einer kleinen Pulverexplosion überraschen, ehe sie zu Bett ging? . . . Merzing einen geheimnisvollen Liebesbrief schreiben! Herrn Raimund Schnorr gründlich seine Meinung sagen? Das alles war ihm zu kindisch, zu kraftlos. Er lechzte nun einmal nach Taten.

Endlich — wie ein Blitzstrahl durchzuckte ihn eine Idee. Er würde an Noras Mutter schreiben. Wie blöde war er doch, an dieses naheliegende und beste aller Mittel nicht gedacht zu haben! Die Adresse war ihm

bekannt. Er hatte manches Schreiben Noras an ihre Mutter in den Postkasten geworfen. In Gedanken stellte er sich seinen Brief zusammen, dann eilte er in ein Restaurant, forderte Papier, Feder und Tinte und schrieb:

Riga, den 23. Mai 1885.

Gnädige Frau!

Im Interesse Ihrer Fräulein Tochter bitte ich Sie dringend: kommen Sie bald her und nehmen Sie Ihre Tochter aus diesem Hause. Fräulein Nora leidet an übergroßer Gewissenhaftigkeit. Deshalb läßt sie sich ein ganz unqualifizierbares Betragen von der Familie Schnorr gefallen, zum schweren Schaden ihrer eigenen Gesundheit. Fräulein Nora weiß natürlich nichts von meinem Briefe und würde mir sicher nicht gestatten, ihn zu schreiben. Ich tue es aber dennoch und bitte Sie, gnädige Frau, darin nur den Ausdruck einer aufrichtigen verehrenden Freundschaft zu Fräulein Nora zu sehen. Mit der Bitte, Sie möchten meine Zeilen in Erwägung ziehen, da es sich ernstlich um Fräulein Noras Gesundheit handelt, küßt Ihnen in hochachtungsvoller Verehrung die Hand

Ihr ganz ergebener

Heinz Stürmer.

Befriedigt überlas Heinz seinen Brief. Das Wort „unqualifizierbar" gefiel ihm sehr gut und erfüllte ihn mit starker Genugtuung. Ebenso fand er den Passus von der aufrichtigen verehrenden Freundschaft zu Fräulein Nora sehr wirkungsvoll. Jetzt noch auf den Gedanken zu kommen, er sei in Nora verliebt, wäre ja geradezu ein Kunststück, dachte er sich und lächelte versunken.

In dem ziemlich besetzten, hell erleuchteten Restaurant glaubte er sich ganz unbeobachtet und sah sich kaum um.

Ihm gegenüber von einem Ecktisch aus aber betrach-

teten ihn ein paar Mädchenaugen mit lebhaftester Teilnahme. Sie sahen an dem roten Gesicht, den breiten Schultern, der ganzen behäbigen Gestalt eines stattlichen Herrn vorbei, gerade zu Heinz hinüber und leuchteten und lachten und lockten.

Diese stumm-beredte Sprache durchdrang endlich den Panzer seiner Versunkenheit. Heinz sah auf und erblickte — Mirjam, und vor ihr einen breiten Rücken, einen dicken Kopf mit einer blanken Glatze.

Mirjams Augen begannen zu tanzen und zu frohlocken, gleichzeitig aber auch zu warnen und mit wenig schmeichelhaftem Ausdruck auf den Glatzkopf vor sich, als auf die Ursache zur Vorsicht, hinzuweisen. Heinz verstand, machte eine gemessene kleine Verbeugung, bestellte sich eine Tasse Kaffee und blieb auf seinem Posten sitzen.

Nun ging ein Feuerwerk von beredten Blicken hin und her. „Wie kommen Sie zu der Bekanntschaft, Fräulein Mirjam?" fragten Heinzens Augen erstaunt. „Ihr Begleiter mißfällt mir außerordentlich."

„Mir auch!" erwiderten Mirjams Blicke. „Du hast ja ganz recht. Wieviel lieber säße ich bei dir!"

„So komm doch! Bist du nicht Herrin deines Willens?" befahlen die braunen Jünglingsaugen mit dem goldenen Schimmer darin.

„Ich komme schon, hab' nur ein klein wenig Geduld!" versicherten die schwarzbraunen Augen des Mädchens.

Inzwischen hingen die wasserblauen Äuglein des glatzköpfigen Herrn verlangend an Mirjams reizendem Gesichtchen und warteten auf eine Antwort. Wie Vergißmeinnicht in Milchsuppe gekocht! dachte die Kleine boshaft. Höflich aber sagte sie: „Ja gewiß, Herr Konsul, wenn es Ihnen recht ist, Freitag um fünf Uhr. Für heute aber habe ich durchaus keine Zeit mehr. Meine Mutter erwartet mich, ich muß gehen."

„Ich begleite Sie natürlich," grunzte der behäbige Herr.

„Das lassen Sie nur hübsch bleiben, Herr Konsul, ich habe noch einen Auftrag einer Kollegin am Theater auszurichten!" rief sie laut und eigensinnig.

„Um so besser. So komme ich eben bis zum Theater mit."

Mirjams Augen wurden schwarz wie abgrundtiefe gefährliche Brunnen.

„Herr Konsul," sagte sie böse — „wollen Sie mich denn nicht verstehen? Ich wünsche nicht, mit Ihnen auf der Straße gesehen zu werden, um meiner Verwandten willen."

Gleich darauf aber leuchteten ihre Augen zärtlich und bittend zu Heinz hinüber und sprachen: „Sei nicht böse!"

Der breite Rücken beugte sich weit über den Tischrand vor, und eine Stimme sagte pathetisch: „Warum denn plötzlich so spröde, mein liebes kleines Fräulein?"

Heinz sprang auf und rief den Kellner. Ein heftiger Grimm hatte ihn gepackt. Eifersucht, Mißtrauen, Sehnsucht und Zorn wirbelten durcheinander in seinem Gemüt.

Er bezahlte seinen Kaffee, steckte den Brief in die Rocktasche und schritt hochaufgerichtet, ohne zu grüßen, zwischen den Tischen hindurch zur Tür.

Noch einmal suchte sein zürnender Blick die kleine Mirjam in ihrer Ecke.

Sie war ganz blaß geworden. „O vergib! O sei nicht böse!" flehten ihre Augen.

Sie stand auf. „Adieu, Herr Konsul," sagte sie kühl.

Heinz wanderte voll zorniger Gedanken an dem Restaurant vorüber bis an die nächste Straßenecke. Hier warf er seinen Brief in den Postkasten und blieb einen Augenblick stehen, wie um sich zu besinnen.

Da fühlte er einen weichen Arm, der sich in den seinen schob, und eine zitternde Stimme jubelte leise und unterdrückt:

„So hab' ich dich dennoch erwischt, du Böser, du Lieber . . ."

Mirjams bebender Körper drängte sich bebend wie hilfesuchend an ihn heran.

„Was willst du von mir?" sprach Heinz rauh. „Du hast ja deinen feinen Herrn Konsul!" Er vergaß, daß er sie nie zuvor geduzt hatte.

Ein silbernes helles Lachen — — „Der! So mag er bleiben, wo der Pfeffer wächst!" Dann eine bittende Stimme: „Komm mit mir, Heinz, begleite mich . . . ich bin ganz allein zu Hause. Wie lange hab' ich dich nicht gesehen!"

Wie im Traume, halb betäubt schritt er neben der zierlichen Kleinen hin. Mirjam bat ihn, zu ihr zu kommen . . . Mirjam war ihm gut . . . Mirjam hatte ihn lieb . . .

Scheu sah er sie an. Unter dem breitrandigen Strohhut mit der wallenden weißen Feder, ringelte sich ihr rotes Lockenhaar hervor, leuchtete ihr weißes Gesichtchen, glühten ihre unentrinnbaren lockenden Augen. Ihm wurde heiß und schwindelig.

„Hast du mich denn . . . lieb?" stammelte er ergriffen.

„Das fragt noch!" rief sie schrill.

Er verspürte einen kleinen Stoß. Mirjam hatte sich von ihm losgemacht und eilte mit flüchtenden Schritten von ihm fort über die Straße. Er holte sie in drei Sätzen ein. Als er wieder neben ihr hinschritt, sah er, ihr Gesicht war tränenüberströmt. Hartnäckig wandte sie sich von ihm ab.

„Mirjam . . ." flüsterte er, „liebe, liebe kleine Mirjam . . ." Ein heißes seliges Fieber durchschauerte ihn.

Sie schwieg. Noch immer hielt sie das Köpfchen gesenkt.

Wie ein Schneeglöckchen, dachte Heinz.

„Mirjam . . . o Mirjam, das ist ja ein Glück, gar nicht auszudenken — — willst du . . . kannst du mich denn liebhaben?"

Da klang es wie ein schluchzendes Lachen unter dem großen Hute hervor: „Du dummer großer Junge . . .“

Jetzt war das Gesicht nicht mehr von ihm abgewendet.

Schweigend schritten sie nebeneinander hin. Vorsichtig und zart nahm Heinz den Arm Mirjams und schob ihn unter seinen Arm. So wanderten sie stumm.

„Und ich . . . soll wirklich zu dir?“ fragte er nach einer langen Pause.

„Willst du nicht?“ gab sie halb schnippisch, halb zärtlich zurück. „Du brauchst ja nicht, wenn du nicht willst.“

„Ob ich . . . will?“ Er drückte den zarten Arm mit wütender Inbrunst.

Wieder schwiegen sie.

„Mutter ist nach Werro zu Verwandten gefahren,“ hob Mirjam nach einer langen Zeit wieder an, „und ich . . .“ sie seufzte tief auf — „ich möchte einmal im Leben ganz glücklich sein!“

Das war zuviel. Heinzens Herz tat einen gewaltigen Schlag, dann hämmerte es in dumpfen heißen Schlägen unaufhaltsam weiter. War er denn noch auf der Erde? Schwebte er nicht mit Mirjam am Arm über goldenen Wolkenbrücken hoch über der grauen Welt dahin? Er hörte seine regelmäßigen aufschlagenden Schritte wie aus weiter Ferne . . . er fühlte den schmiegsamen Mädchenkörper dicht neben sich, das Herz sprang ihm fast vor lachender staunender Seligkeit. Verständnis . . . hatte er gesucht. War Liebe nicht Verständnis? Und glücklich sein würden sie beide . . . glücklich sein . . . wenn auch nur ein einziges Mal . . . ganz glücklich sein!

Sie standen vor dem Hause. Mirjam schlüpfte in die Tür und zog ihn die dunkle Treppenstiege vorsichtig empor.

„Leise . . . leise!“ flüsterte sie.

In dem Korridor, der nur von einem flimmernden Öllämpchen matt erhellt wurde, waren mehrere Türen Mit unbegreiflicher Sicherheit fand Mirjam das

Schlüsselloch, drehte den Schlüssel um, stieß die Tür auf und zog Heinz in eine kleine warme Stube.

Geschwind machte sie Licht. Die Tür ward fest abgeschlossen, der Hut flog auf das Sofa. Mirjams weißes Gesicht drängte sich wie eine zarte Blume dicht an seine Lippen.

„Küß mich —" flüsterte sie dürstend — „küß mich — —"

Leidenschaftlich umschlangen ihn bebende Arme.

„Einmal, ehe ich ins Unglück gehe, einmal will ich wenigstens ganz glücklich gewesen sein," schluchzte die kleine Mirjam, von Küssen erstickt.

Einmal nur!

Vierzehntes Kapitel.

Über Heinz war ein Taumel der Glückseligkeit gekommen.

Das quälende Bewußtsein seiner Zwiespältigkeit war versunken, seine düsteren Grübeleien waren wie weggeblasen. In Mirjams Armen glaubte er sein ganzes Ich gefunden zu haben. In ihrer Liebe fühlte er sich stark, widerstandsfähig und frei.

„Was ich will, das kann ich!" flüsterte er in heißem Jubel, wenn er nach ein paar durchstudierten Stunden nachts die Decke über die Schultern zog und selig des märchenhaften Abends bei Mirjam gedachte.

„Was ich will, das kann ich!" jauchzte er, wenn er morgens aus dem Bette sprang und wie ein junger Sieger ins Gymnasium stürmte, mit hocherhobenem Haupt, mit klaren Sinnen und befreitem Gemüt. Er war liebenswürdig, keck und klar. Die Kameraden staunten ihn an. Die Lehrer betrachteten ihn mit Stolz und Wohlwollen. Es schien, als ob er in dieser Zeit nichts erleben könne, das ihm nicht wohl tat und ihn nicht förderte. Jede neue Idee ent-

zündete wie ein Funke eine Reihe flammender lebensvoller Gedanken in ihm.

Trunken vor Glück und besonnen zugleich, schritt er in einem seltsamen Rausch daher, oder er ließ sich freudig verwundert vom Leben treiben. Die Tage flogen wie goldene Funken an ihm vorüber.

Mirjam sah er nur selten, aber er trug sie in sich, wo er auch war.

Ihre Worte: „Ehe ich ins Unglück gehe" — hatte er einfach beiseite geschoben. Unglück gab es fortan weder für ihn noch für sie. „Mir gehörst du!" hatte er in herrischer Knabenhaftigkeit fröhlich gerufen. „Du bist mein! Wehe dir, wenn du das vergißt! Diesen Herrn Konsul siehst du nie wieder. Ich verbiete es dir!"

Und Mirjam ließ sich in freudiger Hingebung verbieten und gebieten, was ihm gut dünkte. Es ließ sich ja auch ohne kostbare Kleider, Hüte und Handschuhe leben, besonders wenn man so hübsch war wie sie und einen so strahlenden Jüngling zum Geliebten hatte. Heute gehörte die Welt ihr, und Heinz war ihre Welt. Was morgen kam — sie schüttelte ihre Locken — das war ja gleichgültig. Heute hatte er sie lieb und er würde sie auch liebbehalten.

„Wenn ich erst Student bin und meine eigene Wohnung habe, — dann!" hatte er ihr mit leuchtenden Augen gesagt. „Nur dies eine Jahr gilt's auszuhalten, dann aber wird das Leben herrlich für uns beide!"

„Und dann?" hatte sie zögernd gefragt.

„Dann — wird's noch herrlicher, wenn du erst meine kleine Frau wirst."

„Ach Heinz, das gibt's ja gar nicht — —"

Da war er böse geworden. Und sie hatte ihm den grollenden Mund mit ihren Küssen verschlossen.

In sein Verhältnis zu Nora war eine gewisse brüderliche Überlegenheit getreten. Je elender und kränklicher

sich das Mädchen fühlte, desto sorgsamer und ritterlicher nahm er sich ihrer an. Ja, er wagte es, ganz unbefangen Nora bei Tisch vor der versammelten Schnorrschen Familie zu einem Spaziergang in den Vorort Hagensberg aufzufordern. Frau Schnorr blieb vor Überraschung der Mund offen, Herr Schnorr runzelte gewichtig und milde die Stirn und öffnete eben die Lippen zu einem Einwurf, da sprach Heinz munter: „Wenn deine Mutter kommt, Nora, wollen wir ihr die Plätze zeigen, wo wir so ungestört und gemütlich gewandert sind. Die frische Luft ist dir absolut notwendig, du siehst ja blaß aus zum Erbarmen!"

„Du erwartest also deine Mutter bald?" fragte Frau Schnorr mit gespitzter Miene.

„Ich denke, daß Mama in den nächsten Wochen kommen könnte," erwiderte Nora.

Nachmittags setzte Nora ihr Matrosenhütchen auf und nahm ihren Sonnenschirm. Merzing sah mit neidischen Augen zu.

„Wie gut du bist, Heinz!" sagte Nora dankbar. „Ohne dich wäre ich nie auf den Einfall gekommen, werktags spazieren zu gehen und erst recht nicht allein."

Das hochgewachsene junge Paar schritt vergnügt aus. Heinz bemerkte mit Befremden, daß Nora beim Gehen unwillkürlich eine ungewisse, von der geraden Linie abweichende schwankende Richtung einhielt, und daß seltsame zuckende Bewegungen wie Fieberschauer unvermittelt durch ihren Körper rannen. Sollte sie die Herrschaft über ihre Glieder verloren haben? Sie war also noch kränker, als er dachte. Voller Schonung paßte er sich ihrer etwas müden Gangart an.

An der Ecke der Elisabeth- und Alexanderstraße kam ihnen Mirjam in einem weißen Waschkleide entgegen.

Sie wurde dunkelrot, dann blaß, als Heinz erfreut die Mütze zog und grüßte.

„Welch ein reizendes Mädchen!“ sagte Nora. „Wer ist das?“

„Eine Kusine von meinem Freunde Isis!“ sprach Heinz stolz. Er hörte noch im Weiterschreiten den vibrierenden freudigen Ton seiner eigenen Stimme in sich nachklingen. Mit einem Male erschrak er dumpf und tief.

„Wie sehr du deinen Isis liebst!“ sagte Nora lächelnd. „Immer wenn du auch nur seinen Namen nennst, klingt deine Stimme anders.“

Heinz fühlte ein stumpfes Grauen, das leise wie ein Schauer über seinen Nacken hinabrieselte und dann langsam und heiß bis an sein Herz hinanstieg.

Ja Isis! Und Mirjam war Isis' Kusine! — — Durfte er Isis jemals sagen, daß er... er ... Mirjam verführt — nein, fort mit dem häßlichen gemeinen Wort, — — daß er und Mirjam sich liebten und sie ihm alles gegeben hatte, was sie zu geben vermochte? Durfte er Isis das sagen? schrie es in ihm. Um Mirjams willen nicht. So stand denn zum ersten Male eine trennende Mauer, starr und hoch zwischen seinem Isis und ihm! Starr und hoch und unüberwindlich. Er mußte fortan vor Isis lügen, ein Fremdes aufrichten zwischen sich und ihm. Er mußte Isis etwas, das seinem Leben Glanz und Reichtum und Fülle gegeben, verheimlichen, denn Mirjam war ja Isis' Verwandte. An ihm und seinen Angehörigen hatte er schlecht gehandelt, als er Mirjams Liebe entgegennahm — ja, er hatte gar nicht an ihn gedacht — — vergessen hatte er seinen einzigen Freund!

Wähle! sprach es in ihm leise, dumpf und unerbittlich — den Freund oder das Mädchen!

Wähle ... wähle!

„Was ist dir denn, Heinz?“ fragte Nora liebevoll. „Du bist ja so still. Weißt du, daß ich dich um deinen Isis fast beneide?“

Heinz mußte an sich halten, um nicht hart aufzu-

lachen. Es fehlte nur noch, daß Mirjam Isis' Schwester wäre! dachte er bitter. Aber dann ... dann wäre es gewiß nicht so weit gekommen. Wie konnte ich, ja wie konnte ich nur Isis vergessen?

„Ja," sagte er leise, „Isis ist der herrlichste Mensch, den ich kenne."

„Das klingt ja gerade, als ob du darüber bekümmert wärst!" rief Nora fröhlich.

„Weil ich nicht weiß, ob ich seiner wert bin!" sprach Heinz. Soeben hatte er sich die Frage, ob er noch seines Isis wert sei, mit einem schmerzlich-höhnischen Nein beantwortet. So fing also schon jetzt das Lügen und Verstellen an!

„Ach geh! Nun beginnst du auch schon an dir herumzuzerren, wie ich es tu, — das fehlte noch gerade! Sieh, ist es nicht ein herrlicher Tag heute? Der Himmel ist so klar und festlich, die Wölkchen ziehen so vergnügt und flaumig darüber hin, das junge Grün in den Anlagen lächelt förmlich ..."

Heinz hörte gar nicht hin. „Nora!" sagte er dringlich, „willst du mir eine sehr sonderbare Frage beantworten?"

„Gewiß, wenn ich kann."

„Könntest du vor deinem — deinem Freunde ein Geheimnis haben, das irgendwie die Seinigen schädigte? Nein, das ist nicht klar, — also stelle dir vor, du selbst hättest irgendwie die Familie deines Freundes geschädigt ... könntest du ihm das verheimlichen?"

Nora sah ihn starr an. „Aber Heinz," sagte sie, „lieber Heinz, wie kommst du nur auf solche Fragen? Hast du denn etwa Isis' Familie geschädigt?"

Heinz fuhr zusammen. „Nicht an mich denken sollst du, sondern nur einfach antworten — mit ja oder nein!" rief er beinahe heftig.

„Nun denn — nein!" sagte Nora ruhig, und ihre dunklen Augen leuchteten.

Da hatte er die Antwort, die er erhoffte und zugleich fürchtete. Und sofort empfand er, daß er die Frage falsch gestellt hatte, denn wenn er auch bisher Isis über alles geliebt hatte, so war sein Verhältnis zu ihm ein ganz anderes als Noras zu ihrem Freunde. Eine Ahnung durchzitterte ihn, daß jedes Ding in der Welt zwei und mehr Seiten habe, und daß jede Handlung, die man gemeinhin Unrecht nennt, ihren Stachel in sich trage und den schmerzenden Widerhaken in die Seele des Handelnden bohre. Wäre nun Mirjam nicht mit Isis verwandt, wie frei hätte er sich seinem Freunde gegenüber fühlen dürfen! Sollte demnach ein Zufall über ein so tiefes und schönes Freundschaftsverhältnis Macht gewinnen? War Isis' Freundschaft einem unglückseligen Zufall nicht gewachsen? Er wußte es nicht. Nur so viel war ihm klar: ein Wiedersehen mit Isis allein konnte darüber entscheiden. Auge in Auge mit ihm würde er wissen, ob er ihm alles sagen dürfe oder ob er verdammt sei zu schweigen. Über den knospenden Frühling seiner jungen Leidenschaft war wie ein kalter Hauch die Erkenntnis der harten Wirklichkeit hinweggegangen, und dennoch fühlte er das unverbrauchte Leben in sich fiebern wie nie zuvor.

In seiner Seele stand ein Bild der Erinnerung auf: wie er als kleiner Bube seine papiernen lustigen Göttergestalten säuberlich getrennt in der Himmelsschachtel oder in der Höllenschachtel gehalten hatte, und wie später die Figuren aus der einen in die andere zu wandern begannen, weil er nicht mehr wußte, wohin sie gehörten. War es bei den Menschen anders? Aber je stumpfer der Mensch, um so geringer war sein Verantwortlichkeitsgefühl, je bewußter und komplizierter, desto wuchtender lastete das Leben auf ihm. Ein Mensch gar, der wie ein Fluß mit zwei Strömungen verschiedenen Gehalts und verschiedener Färbung an den Ufern des Lebens vorüber-

flutete, der mußte selbst durch die einfachen Erscheinungen des Lebens, die in doppelter Färbung an ihm vorüberzogen, verwirrt werden — wie hilflos erst trat er den verwickelten Lebensrätseln gegenüber! Hierhin zog ihn die eine Seite seines Wesens, dorthin die andere. Beide hatten recht und unrecht zugleich. Über beiden lastete das schwere Schicksal, das alle zerspaltenen Naturen mit Notwendigkeit treffen muß: jedes Erlebnis machte sie ärmer und reicher zugleich. Jede Erfahrung mußte das Vertrauen zu der eigenen Kraft lockern. Ihre Kraft und ihre Einheitlichkeit konnte nur da wiedergewonnen werden, wo ein gewaltiger Lebensinhalt gleich stark und versöhnend auf beide verschiedengeartete Wesenshälften wirkte. Was aber war gewaltiger als die Liebe?

Unklar und sprunghaft, mehr intuitiv als bewußt, tauchten in Heinz diese Gedankenreihen auf. Nun begann er sich vor sich selbst zu rechtfertigen. Liebe und Arbeit, so hieß es ja, sei der Hauptinhalt der Lebens. Mit der Unerfahrenheit seiner Jugend glaubte er fest und heilig an die Beständigkeit seiner Liebe. Für ihn war sie mehr wie für andere. Sie war ihm ein geheimnisvoll starker Trieb nach völliger Verschmelzung mit einer anderen Seele, das Bedürfnis einer Auflösung seines zerspaltenen Ichs in ein einheitliches Du — ein Schutz vor sich selbst, eine Rettung.

Schweigend und voller Gedanken schritten die jungen Menschenkinder durch die Lindenallee am Stadtkanal entlang und kamen in die Nähe des Dünaburger Bahnhofes.

Es schien soeben ein Zug angekommen zu sein. Über den Thronfolgerboulevard rasselten eilige Droschken mit Passagieren und Gepäckstücken. Zerstreut sah Nora hin.

„Komisch, ganz solch einen schwarzen, mit Glanzleinwand bezogenen Koffer hat meine Mutter auch,"

bemerkte sie. „Heutzutage sieht man solche altmodische Koffer selten.

Auf einer Einspännerdroschke, von dem Kutscher, der den Koffer neben sich liebevoll umarmt hielt, halb verdeckt, saß eine würdige ältere Dame mit vergrämten, strengen Zügen.

„Heinz!" schrie Nora — „das ist meine Mutter! O Gott!"

Atemlos, blaß stand sie da mit krampfhaft verzerrten Zügen. Kraftlos lehnte sie an dem Stamm einer Linde.

Heinz schoß wie ein Pfeil über die Straße auf die Droschke zu. „Halt, halt!" rief er und schwenkte seine Mütze.

Der Wagen hielt. Befremdet sah die Dame den jungen Menschen an.

„Gnädige Frau," sprach Heinz höflich, „Sie sind Frau Doktor Seeberg, nicht wahr? Mein Name ist Stürmer. Wie gut, daß Sie so bald gekommen sind. Fräulein Nora hat Sie erkannt — da steht sie."

„Wo? wo?" rief Frau Seeberg erregt.

Nora hatte sich zusammengerafft. Mühsam und atemlos, in einem ungewissen Bogen wankte sie auf die Droschke zu.

„Mutter!" rief sie sehnsüchtig.

„Kind, wie siehst du denn aus!"

Nora stürzte in der Mutter Arme.

„O Mutting, nun ist alles, all —"

Bei dem letzten Wort blieb Noras Mund in einem Krampfe halb offen stehen, — — sie konnte nicht weiter sprechen, ein Zucken rann jammervoll über ihr Gesicht, Tränen traten ihr in die Augen, die Hände irrten hilflos und jäh über ihr Kleid hin.

„Komm mit hinein in den Wagen, Kind!" rief Frau Seeberg außer sich. „Lieber Stürmer, wie danke ich Ihnen, daß Sie mich gerufen haben! Können Sie

mir einen guten Nervenarzt nennen? Mein Gott, wo steige ich nur ab?"

„Gnädige Frau," sagte Heinz rasch, „erlauben Sie, daß ich Ihren Koffer in das „Deutsche Haus" bringe und ein Zimmer für Sie belege! Sie fahren unterdessen mit Fräulein Nora zu Doktor Weiß, er hat, glaube ich, gerade jetzt Sprechstunde. Ich erwarte Sie dann unten vor der Tür."

„Ja, ja, das ist das Beste." Frau Seeberg sah sich ratlos um und schlang den Arm um die zusammengesunkene Gestalt Noras.

Heinz hatte inzwischen eine vorbeifahrende leere Droschke abgefangen und den Koffer hinübergehoben.

„Fahren Sie zum Doktor Weiß, Theaterboulevard 90!" rief er dem Kutscher Frau Seebergs zu.

Auseinander rasselten die beiden Droschken.

Nach einer halben Stunde stand Heinz wartend vor der Wohnung des Arztes. Alle fünf Minuten zog er hastig die Uhr. Die Sorge um Nora hatte seine eigenen Bitternisse zurückgedrängt. Er mußte an seine eigene Mutter denken. Ach, es war doch gut, eine Mutter zu haben! Und er war recht schlecht gegen seine Mutter gewesen. Das sah er wohl ein, Seine Mutter hatte sich bescheiden gelernt. Zurücktreten hatte sie müssen um seines Freundes willen, den er nun seinerseits über kurz oder lang verlieren würde, den er jedenfalls nie mehr so frei und ganz besitzen konnte wie bisher. Wie, wenn es ihm einst mit Mirjam ebenso ging? Sie glaubte ja schon jetzt nicht an eine dauernde Vereinigung. Konnte sie nicht einen anderen finden, der ihr lieber war? Oder er selber ... er fand ... eine andere? Es war ja alles möglich. Er lachte bitter. Der eine mußte immer um eines anderen willen leiden.

Ihm fiel ein Märchen ein, das Isis ihm einmal erzählt hatte.

Auf einer sommerlichen Wiese saß ein nacktes

Bübchen und spielte mit bunten Kugeln, die ihm von ungefähr aus dem Himmelsblau zugeflogen kamen. Eine Kugel war immer leuchtender und schöner als die andere. Immer begieriger haschte das Kind mit den dicken Händchen nach der letzten, die ihm als die schönste erschien, und es ließ die anderen eben gefangenen Kugeln achtlos wieder fallen. Sie verloren und verliefen sich unter dem Kraut.

Und während das Kind selig den letztgefangenen Ball an die kleine Brust drückte, flog wieder einer aus dem lichten Gewölk, und wieder ein neuer ... und wieder ... und wieder.

Der letzte Ball aber war schwarz. Das war der Tod.

„Ein symbolisches lehrreiches Märchen!" hatte Isis damals nachdenklich gesagt. „Welch ein grausamer Inhalt trotz seiner lieblichen Einkleidung!"

Heinz grübelte angestrengt. Nun erst verstand er. Das also war des Lebens Sinn: Wechsel, Veränderung, ein immerwährendes Kommen und Vergehen. „Nichts ist beständig. Alles fließt." Nur ein Wissender und Erwachter konnte dieses Märchen ersonnen haben. Aber es war traurig.

Eine weiße Angst kam über ihn. Vermochte denn der Wille nichts? Konnte er nichts wollen? Wo war nun sein zuversichtliches: „Was ich will, das kann ich?"

Wieder stiegen alte Erinnerungsbilder in ihm auf. Nicki, das scheue Eichhörnchen in seinem engen Bauer, das letzte Stückchen Heimat, das er sich gerettet hatte, Malwa und Lulu, — Chomka, sein treuer dreibeiniger Kamerad, — — jetzt Isis ... Nora ... Mirjam. An alle diese hatte er sein Herz gehängt, leidenschaftlich, inbrünstig — — wie viele waren ihm noch geblieben? Hatte er etwa nicht gewollt?

Warum gab das Leben immer wieder, um doch nur zu nehmen? Lag die Schuld aber nicht auch an ihm? Nicki und Chomka waren ihm gestorben. Malwa

und Lulu lebten, irgendwo weit, weit weg. Er wußte nicht mehr wo. Damals hatte er sie liebgehabt. Die sehnsuchtsschwere Einsamkeit seiner Kinderjahre hatte sie gebraucht. Wären sie bei ihm geblieben, gewiß, er wär ihnen beiden noch heute gut. Aber wer konnte ihm sagen, ob er sie noch jetzt brauchen würde. Er war ein anderer geworden. Und sie...?

Ein verzerrtes Gefühl für das Unbegreifliche, für die Rätsel des Lebens, ein Hunger nach Erkenntnis trieb seine Gedanken in abmattenden Kreisen immer wieder herum. Er konnte seinen Isis nicht verlieren — — und Mirjam mußte er behalten.

Wähle... wähle! sprach leise und eindringlich die Stimme in seinem Innern.

Trotzig hob Heinz den Kopf. Mirjam wollte er behalten. Und Mirjam würde er behalten! Seine Sehnsucht nach Mirjam brach wie ein Trompetenton in einem wilden knabenhaften Schrei hervor.

Eine Stunde in ihm widerlegte die andere, er aber wußte: von Mirjam würde er nicht lassen! Mochte kommen was wollte! Wie eine siegende Morgenröte stieg es klar und flammend in ihm auf: Verlor er Isis um Mirjams willen, so war der Freund nicht der, für den er ihn gehalten.

Mit einem Hieb zertrümmerte er seine Zweifel und Grübeleien. Seine schwankende Zwiespältigkeit hatte er sich wie ein kühler Schiffer — mit einem Satz auf festes Land hinübergerettet. Was wußte er, ob dieses Land eine treibende Insel oder tragender Boden war? Er fühlte sich geborgen.

In der Freude seines Herzens begann er wie ein kleiner Schulbub einen Gassenhauer zu pfeifen. Da stand er, die Hände in den Taschen, den Kopf hoch erhoben. Die Vorübergehenden sahen sich lächelnd nach ihm um. Junge Mädchen stießen sich an und kicherten. Er hörte und sah nichts.

In diesem Augenblick hatte er auch Nora vergessen und warum er hier stand und wartete.

Eine Frauenhand legte sich auf seinen Arm. Er sah in Frau Seebergs rotgeweinte Augen.

„Lieber Stürmer, wollen Sie mir noch behilflich sein? Nora ist sehr krank, ein schweres Nervenleiden — Veitstanz — sagte der Doktor. Ich möchte sie gleich mit mir ins Hotel nehmen. Ruhe braucht sie zunächst. Wollen Sie bei Schnorrs ausrichten, daß wir morgen am Nachmittag zwischen vier und fünf kämen? Diese Menschen haben viel auf dem Gewissen!"

„Verehrte gnädige Frau," sagte Heinz teilnehmend, „wenn ich doch etwas für Sie tun könnte! Soll ich Ihnen eine Droschke besorgen?"

Frau Seeberg nickte. Vor Kummer überwältigt brach sie wieder in Tränen aus. „So muß ich Nora wiedersehen!" klagte sie. „Daß sie so viel gelitten hat, welche Verblendung! Wozu nur?"

„Aus Liebe zu Ihnen, gnädige Frau. Fräulein Nora hat einen eisernen Willen. Und diese dummen Menschen haben ja nicht gewußt, was sie taten."

Frau Seeberg reichte Heinz beide Hände. „Sie haben recht. Wenn Sie noch so gut sein wollen, sich von Frau Schnorr Noras Toilettensachen einhändigen zu lassen und nachher zu uns zu kommen, — ich wäre Ihnen sehr dankbar."

„Natürlich — mit der größten Freude!" Heinz beugte sich über Frau Seebergs Hand und küßte sie. „Im Augenblick bin ich mit der Droschke wieder da, gnädige Frau."

Er sprang davon. Frau Seeberg sah ihm sorgenvoll nach, trocknete ihre Tränen und stieg entschlossen die Treppe wieder empor.

Da haben wir die Geschichte! sagte sich Heinz erschüttert. Veitstanz! Mein Gott, die arme Nora! Jedenfalls gibt's bei Schnorrs auch einen Tanz, da werd' ich dazu aufspielen helfen.

Im Nu war er mit der gewünschten Droschke zurück. Klopfenden Herzens wartete er auf Nora. Endlich kam sie auf ihre Mutter gestützt. Auch sie war verweint, doch lächelte sie tapfer.

„Lieber, guter Heinz," sagte sie nur, „ich danke dir!"

Er half den Damen in den Wagen und sah ihnen gedankenvoll nach, bis sie um die Ecke bogen.

In seinen Gliedern war eine stählerne Spannkraft, in seinem Herzen ein neuer bitterer Mut. Seine Schwere war verflogen.

So trat er Frau Schnorr entgegen.

„Nun?" sagte sie säuerlich. „Und Nora? Sie hat heute ihr Üben wieder einmal versäumt."

„Das wird sie fortan lange versäumen müssen, gnädige Frau," sagte er nachdrücklich. „Fräulein Nora ist bei ihrer Mutter im ‚Deutschen Hause'. Doktor Weiß hat sie für schwer nervenkrank erklärt. Frau Seeberg läßt Sie bitten, mir Noras Sachen mitzugeben. Morgen, zwischen vier und fünf Uhr, werden die Damen hier sein."

Frau Schnorr sah Heinz an, wie entgeistert.

„Raimund!" rief sie schrill ins Nebenzimmer hinein, wo Herr Schnorr Klavierstunde gab. „Raimund!"

Verdutzt kam Herr Schnorr in das Speisezimmer hereingetrippelt. Er hatte kaum Zeit, sich in seiner beliebten Tanzmeisterpose aufzustellen, als schon Frau Schnorr heftig auf ihn einredete: „Denke Dir, Herzchen, Frau Seeberg ist angekommen! Und die beiden haben sie hinter unserem Rücken vom Bahnhof abgeholt."

„Sie haben also von Frau Seebergs heutiger Ankunft gewußt, Stürmer?" begann der Musiklehrer in sanft überredendem Tone mit einem eigentümlich anzüglichen Lächeln.

Höhnisch und kalt betrachtete ihn Heinz. „Keinen Ton, Herr Schnorr."

„Nervenkrank soll sie sein! Beim Arzt war man schon — — lauter Neuigkeiten!" rief Frau Schnorr

boshaft kichernd. „Ich habe für diese Krankheit einen anderen Namen."

Raimund Schnorr rieb sich die Hände und sprach mit überlegener öliger Heiterkeit: „Nun, man hat ja verschiedene Krankheiten. Wem's Spaß macht, krank zu sein, der mag sich das leisten. Unsereins hat keine Zeit dazu."

Frau Schnorr lachte überlaut. „Da hast du wieder einmal recht, mein Herzchen!" flötete sie zärtlich. Aber ihre Stimme klang doch merkwürdig erregt.

Heinz verzog keine Miene. Trocken wiederholte er seine Bitte um Noras Sachen.

„Ach ja — so! Wollen Sie nicht auch der Überbringer von Noras Nachthemd sein? Ein passender Auftrag für einen jungen Menschen, das muß man sagen!"

„Wenn ich ein Paket trage, kann's mir gleich sein, was darin ist," meinte Heinz. Er war nun einmal nicht aus seiner Gelassenheit zu bringen.

Wütend schoß Frau Schnorr zum Zimmer hinaus.

Mit erzieherischer Milde legte Raimund Schnorr die Hand auf Heinzens Schulter. „Merken Sie sich eins, lieber Freund. Solche intimen Gegenstände sollte ein junger wohlerzogener Mensch nur seiner Braut überbringen dürfen, nicht fremden jungen Damen."

„Sollten nur Bräute in ähnlichen Fällen mit Nachthemden schlafen, Herr Schnorr?" fragte Heinz mit unerschütterlichem Ernst.

„Das geht Sie gar nichts an, in welcher Bekleidung Damen schlafen!" rief Raimund Schnorr gereizt.

„Ich mache mir ja auch durchaus keine Gedanken darüber."

Der Musiklehrer sah seinen Pensionär mit einem stillen Diebesblick von der Seite an. Vor einem Taschenspiegel ordnete er sich sorgfältig das Haar, dann machte er kehrt und ging zu seiner Schülerin zurück.

Endlich erhielt Heinz das Paket und trabte eilig davon.

Als er wiederkam, hatte er in Frau Doktor Seeberg eine mütterliche Freundin gewonnen.

Der nächste Tag kam. Er brachte Erklärungen, Widerwärtigkeiten ohne Ende. Er brachte die ganze Kleinlichkeit, die ganze jammervolle Unfähigkeit der Familie Schnorr, andersgeartete Naturen zu begreifen, zum Vorschein. Nora hatte trotz ihres elenden Zustandes darauf beharrt, der Mutter vorzuspielen, um ihr zu beweisen, daß sie die schwer erkaufte Zeit der Trennung genützt hatte.

Mit höhnischer Sanftmut war Herr Schnorr auf ihren Wunsch eingegangen. Er sah nur eine schmachvolle Niederlage voraus, denn seit Wochen hatte er keinen Fortschritt bei Nora wahrnehmen können. In ihrem blassen klaren Gesicht leuchtete es seltsam — ein unbeugsamer Wille, vor dem Heinz erschrak.

„Bleib du im Nebenzimmer," hatte sie ihm gesagt, „Ich spiele ja auch für dich. Wenn ich meinen Freund in der Nähe weiß, ist mir leichter."

So hatte sich denn Heinz leise in das Eckzimmer geschlichen, das an den Saal stieß. Die Flügeltüren standen offen. Er nahm ein Buch zur Hand und tat, als ob er lese. Noras Mutter und Frau Schnorr saßen erwartungsvoll im Speisezimmer, das gleichfalls mit dem Saal verbunden war.

Der Vortrag begann. Nora hatte die Suite der Symphonischen Etüden von Schumann gewählt. Gleich die ersten Töne des Themas klangen unsicher und schwankend. Sie zitterte so, daß ihre Finger über die schönen satten Akkorde hinwegirrten wie flatternde Vögel.

Herr Schnorr stand mit steinernem Gesichtsausdruck in der zweiten Tanzmeisterstellung am Flügel. Er fühlte seine Künstlerehre und Lehrerschaft in Frage

gestellt. An diesem Mädchen war seine Mühe umsonst gewesen — er hatte es ja gewußt.

Doch schon bei der ersten Etüde ward Nora sicher. Es war, als ob ein Geist der Gnade über sie gekommen sei. Die schwermütige, bange, ahnungsvolle Musik begann mit einem eigenen Leben zu atmen, zu leben, und griff Heinz an die Seele. Er sah, wie Raimund Schnorrs Augen erstaunt und fragend zu Nora hinüberwanderten. Um einen Grad befreiter wechselte der Musiklehrer seine Pose.

Und nun geschah etwas Wunderbares.

Von Etüde zu Etüde steigerte sich Noras Können. Alle Skalen der Empfindung: Schmerz, ein sehnsüchtiger brausender Wille, der aus der Tiefe kommt, flatternder Jubel, zagendes Hoffen, erhabene Schwermut — zogen mit breiten Schwingen wie große, wilde Schwäne vorüber . . .

Heinz wagte kaum aufzusehen, und wenn er es tat, reizte ihn Raimund Schnorrs Gesicht, das von Etüde zu Etüde einen immer selbstbewußteren strahlenderen Ausdruck annahm.

Als endlich das Finale in seiner orchestralen Wirkung, von Schwung und Größe getragen, prunkvoll daherbrauste — stand Raimund Schnorr wie ein Sieger da, die rechte im Westenspalt, das Haupt erhoben, die Augen voll erstaunter Huld auf Nora gerichtet — das alles war ja sein Werk!

Frau Seeberg hatte er mit geringschätziger Würde gesagt, er erwarte nicht viel von Nora. Nun aber, wo sie alle und ihn am meisten überrascht hatte, nun war er mit seiner edlen Bescheidenheit fast noch zufriedener wie mit seiner verkannten Schülerin.

Als der letzte Ton verhallt war, konnte er seine Freude nicht mehr meistern.

„Bravo!" sagte er. „Das war ganz ausgezeichnet. So haben Sie noch nie gespielt!"

Er streckte ihr die Hand hin.

Wie ward ihm da zumute, als Nora seine Hand nicht beachtend, die Finger vors Gesicht preßte und leise aufschluchzend vor sich hinweinte!

„Nun, nun ...“ murmelte er beruhigend — „eine kleine Nervenerschütterung — — jetzt noch die Liszt'sche Rhapsodie!“

Heinz war aufgesprungen. Verstand man denn noch immer nicht, wie krank Nora war?

Auch Frau Seeberg zeigte sich erregt an der anderen Tür. „Wird es dir nicht zuviel, mein Kind?“ Frau Schnorr zupfte die Mutter kichernd zurück. Der Triumph ihres Raimund durfte nicht geschmälert werden. „Nein, nein, lassen Sie nur, es geht ja brillant!“

Und wieder spielte Nora. Sie wußte es selbst: So hatte sie nie gespielt, so würde sie nie mehr spielen. Ein Größerer stand bei ihr als der kleine Meister Schnorr. Ihr Können hatte sie bewiesen, — auf eine Kraftanstrengung mehr oder weniger kam es nicht weiter an.

Sie spielte mit hinreißender Schönheit, sie spielte mit ekstatischem Feuer, — ja, sie wußte es: ein Größerer stand bei ihr.

Raimund Schnorr war außer sich. Er war begeistert. Fortwährend wechselte er die Stellung seiner Füße. Die erste, die dritte, die zweite Tanzmeisterpose schoben sich nur so durcheinander. Er leuchtete, er strahlte — in seinen blauen Madonnenaugen standen wahrhaftig Tränen.

Das ging selbst über sein Verständnis hinaus, das ... das war ganz unerklärlich. War er denn wirklich der Lehrer dieser seltsamen Schülerin?

Zum ersten Male hatte er seine Eitelkeit vergessen. Echte Wärme, wirkliches Gefühl sprach aus seinen Worten, als sie geendet.

„Nora, ich — danke Ihnen!“

Und Nora erhob sich leichenblaß und wankte an ihm vorbei wie eine Schlafwandelnde. Sie sah weder

Heinz, noch sah sie ihre schluchzende Mutter. An den Möbeln tastete sie sich mühsam in ihr Zimmer, fiel mit einem Ächzen auf ihr Bett und flüsterte: „Gott, ich danke dir, ich danke dir, Gott!"

Dann brach sie in ein lautloses Weinen aus. Krampfhafte Zuckungen schüttelten ihren Körper.

So merkte sie auch nicht, daß Frau Schnorr in einem plötzlichen Umschwung ihres Gefühls an ihrem Bett niedergesunken war und stammelte: „Das war glänzend, glänzend . . . Nora, verzeih mir!" Sie fühlte nicht, daß ihre Hand von der verzückten Frau reuig geküßt wurde. Sie hörte nicht das zärtlich-angstvolle Zureden ihrer Mutter, sie sah nicht das erschütterte Gesicht Heinzens, der ihr in seiner Besorgnis bis in ihr Zimmer gefolgt war, ohne Widerstand zu erfahren. Sie war in einer anderen Welt.

Von allen aber war es Heinz allein, der sich der Gefahr dieser furchtbaren Willensüberspannung Noras bewußt geworden war. Er bangte um die Folgen, — er wurde jedoch der Zuschauer eines wunderlichen Umschwunges.

Nora hatte ihren Lehrer erhöht — was Wunder, wenn sie nun selbst auf ein Piedestal gehoben wurde? Der Rückschlag war zwar zäh und aufdringlich, diesmal aber war er ehrlich.

Der Nachdruck, mit dem jetzt eine Art Norakultus bei Schnorrs betrieben ward, hatte etwas Traurig-lächerliches und gab ihm zu denken. Mochte dazu die heimliche Angst vor einer öffentlichen Bloßstellung durch Frau Seeberg oder den Arzt beitragen oder nicht, — genug — als Nora nach einer Woche das Schnorrsche Haus für immer verließ, weinte Frau Schnorr Abschiedstränen. Herr Schnorr beklagte unumwunden den Verlust seiner begabten Schülerin, Merzing und Valling samt den übrigen Geschwistern standen mit Blumensträußen und betrübten Gesichtern

vor dem Eisenbahncoupé. Über Noras Abreise schwebte eitel Harmonie.

Nur Heinz fühlte einen tiefen Riß. Er wußte, daß er in Nora eine treue Schwesterseele gefunden hatte, und daß er sie nun auf lange, vielleicht auf immer verlieren müsse.

In den Augenblicken, da er Noras krankes zuckendes Gesicht zum letzten Male in dem Wagenfenster sah, strich mit blitzartiger Geschwindigkeit der Inhalt seines reichen Lebens in zusammengedrängten Bildern und Gestalten an ihm vorüber — Nicki ... Lulu, Malwa, Chomka ... Isis ... Nora ... Mirjam ... War es eine aufsteigende oder absteigende Linie? Er war kein Knabe mehr; ein Jüngling war er geworden. Der Mann schlummerte noch unentdeckt in ihm. Würde er halten, was er versprach? Er wußte — dies war sein Abschied und ein Abschnitt zugleich. Er fühlte, diese Trennung schloß andere Trennungen in sich, vergangene und kommende. Er hatte das alles schon einmal erlebt. Das ganze, blühende, zitternde, furchtbare Leben fühlte er in diesem einen Moment in sich.

Nora streckte ihm eine Hand entgegen. Er küßte sie inbrünstig.

„Nora, wirst du mich rufen, wenn du mich brauchst?"

„Ja Heinz, mein treuer, lieber Freund, — leb' wohl."

Langsam setzte sich der Zug in Bewegung.

Fünfzehntes Kapitel.

Sommerferien!

Ach, es tat gut, wieder einmal zu Hause zu sein!

Heinz hörte die alten Wälder rauschen. Heimlich klang es und traut. Sie erzählten lange ernsthafte Geschichten. Auch er hatte ihnen etwas zu erzählen — seine Geschichte.

Ein Mädchen war sein, ein Mädchen hatte ihn

lieb ... es war wie springender Quell und rinnendes Wasser. Liebreizend wie eine junge zarte Birke war es. Etwas Holderes war nicht zu denken. Die Wälder kannten Geschöpfe solcher Art. Eine ältere ernste Schwester hatte er gewonnen, immergrün wie eine Tanne in ihrer festen Treue, aufrecht und entschlossen wie ein Fichtenbaum und doch so krank. Seinen Freund, ihn, den die Wälder wohl kannten, würde er ... verlieren? behalten? O Wälder, o Bäume, die ihr so vieles wißt — — wißt ihr auch dies?

Die Mutter, der Vater, sie hatten die alten Gesichter nicht mehr. Kummervoller war das Antlitz der Mutter geworden und weicher ihre Stimme. Der Vater schritt einher wie ehemals, lebensfroh und siegreich, aber um seinen Mund hatten sich zwei Falten gegraben, Falten des Unmuts, Falten der Ungeduld. Im Hause schaltete ein neues Dienstpersonal. Nur der Kutscher war derselbe geblieben. Ein behendes Stubenmädchen, Nastja, schlüpfte eidechsengleich durch die weiten Räume.

Das Haus — es stand ja noch auf dem alten Fleck, aber wieder war es anders als zuvor. Es wehte eine schwermütige Luft darin, wie nach zu langer Einsamkeit; die Wände steckten voller Wissen und Fragen, die Möbel machten verwunderte Gesichter. Das Klavier hatte einen gereizten dünnen Ton, es war zu lange vernachlässigt worden.

Parsifal, die Katze, sah beschaulich und selbstbewußt drein, sie hatte Mutterpflichten. Fünf Junge hatte sie geworfen, das war keine Kleinigkeit. Heinzens Reitpferd stand schön gestriegelt im Stall und wendete den Kopf fragend nach seinem jungen Besitzer. Der Hofhund aber streckte sich gähnend und kam wedelnd auf Heinz zu, so als habe er das ganze Jahr rund wie Dornröschens Gesinde im Schlaf gelegen.

Im Sommersonnenglanze funkelte der See wie ein großes leuchtendes Auge. Aber dieses Auge schaute satt und trunken in den Himmel empor, für Heinz hatte es keinen Blick.

Nur die Fabrik stand noch wie einst auf festen Füßen. Wie einst auch hörte Heinz den langgezogenen sägenden Ton, der in kurzen Abständen immer wiederkehrte. „Komm — komm," sagte dieser Ton, „wir arbeiten — arbeiten — arbeiten . . ."

Der Hochofen aber glühte ihn nachts mit seinem fieberheißen Blick an. „Willkommen . . . zu Hause . . ." sprach dieser jäh auflodernde Feuerblick, „schlafe nur, ich wache . . . wache . . . denn mich hungert . : : hungert . . . hungert . . ."

Und diesen ältesten treuesten Freund hatte Heinz einstmals totschlagen wollen!

Allgemach begann Heinz sich einzuleben. Die tiefe satte Stille des Landes tat ihm wohl. Sie streichelte sein ungebärdiges Herz, das so voller Fragen, so voller Sehnsucht war. Sie wiegte seine immer wache Seele zur Ruhe.

Mit dem Vater ging er ab und zu ernsthaft in die Fabrik und ließ sich die Maschinen und ihre Funktionen erklären. Wenn er dann aus dem Dunkel der Fabrikräume, von der Geschäftigkeit der geduldig kreisenden Räder ins Freie trat, wenn er von dem Tumult dröhnenden Lärms, oder der schwingenden Hitze des weißglühenden Eisengusses betäubt in dem Frieden der Natur aufatmete, fühlte er, daß beides in ihm war, das Tosen, der grimmige Aufruhr und tieftiefste Stille. Er selbst empfand sich als weißglühenden Eisenstrom, sein Wesen war es, das da in Form gegossen ward, — er selbst war aber auch die weite schimmernde Ruhe, die beschauliche Stille des friedlichen Geländes. Das wunderbar unheimliche Bewußtsein, ein Doppelleben zu führen, erschreckte und berauschte ihn. Als ein Zuschauer und Mitleidender

stand er wie der griechische Chor der Tragödie seinem eigenen Leben gegenüber: er fühlte sein Selbst in sich und außer sich zugleich, und also fiel ein Strahl der Gnade und Weisheit des Erkennens in ihn.

Leidend genießen und handelnd leiden — beides war sein Teil. Zur Untreue an einem Teil seines Selbst war er bestimmt, das fühlte er dumpf. Er begann gefährliche Gedanken zu denken und sich zu fragen, ob sie wohl Wirklichkeit werden könnten.

Die Mutter konnte sich in Heinz nicht zurechtfinden. Wohl war er liebevoller und aufmerksamer denn je zu ihr, aber in seinen goldbraunen Augen leuchtete ein jäher Glanz, strahlte ein Wissen, an das sie zu rühren fürchtete. Hatte sie ihren Sohn als Kind nicht gekannt, wie durfte sie hoffen, ihn als Jüngling zu verstehen? Es war und blieb ihr ein schimmerndes Rätsel, nur daß sie vor vielen Jahren geglaubt hatte, die Lösung zu besitzen. Jetzt hatte sie sich bescheiden gelernt. Weiser und trüber war sie geworden.

Der Vater war das Sichbescheiden nicht gewöhnt. War er bisher nur an die Oberfläche von Heinzens Wesen gekommen, so glaubte er nun, seinen Sohn uneingeschränkt besitzen zu müssen, nun, da ihm der jüdische Freund und Lehrer nicht mehr im Wege stand. Einen Kameraden hoffte er in Heinz zu gewinnen, einen verstehenden Genossen, der das Unausgefüllte im Leben seines Vaters und dessen Trieb nach Freiheit zu erfassen imstande wäre. Mit Vorliebe witzelte er vor Heinz über schlüpfrige Dinge, erzählte ihm manche Einzelheiten aus seinem Junggesellenleben und suchte sich so in seines Sohnes Vertrauen hineinzutasten. Früchte wollte er ernten, wo er das Säen unterlassen hatte. Aber auch er fand sich enttäuscht. Trotz seines frühen Übergriffs in die Sitte und das Herkommen hatte sich Heinz ein reines Empfinden bewahrt. Sein Verhältnis zu Mirjam war ihm ein

Heiligtum. So taten ihm die Reden seines Vaters nur weh. Er konnte ihnen nicht mit dem geschmeichelten Stolz begegnen, den sonst junge Leute gegenüber den Vertraulichkeiten älterer Personen empfinden.

„Der Junge hat ja Fischblut in den Adern!" sagte der Ingenieur mißmutig zu seiner Frau, „oder es schläft ein Feuer unter einer Eisdecke in ihm. Daß er die Dinge versteht, sehe ich wohl, allein er fühlt sie nicht. Verbindlich hört er mich an, wenn ich ihm vom Leben in der Welt erzähle, aber es zündet kein Funken in ihm."

Gott sei Dank! war Frau Stürmer versucht zu erwidern, aber sie bezwang sich und schwieg.

Übrigens durfte der Vater die Zweifel an seines Sohnes Temperament ruhig fallen lassen. Er brauchte ihn nur zu Pferde, beim Turnen, Schießen oder Schwimmen zu sehen. Heinz trieb die langersehnten Dinge mit Inbrunst. Auch mochte er fühlen, daß sie ihm über sein Grübeln und die verschwiegene Sehnsucht nach Mirjam hinweghalfen.

An einem Sonntagmorgen sollte er eine Überraschung erleben. Er war in der frühsten Morgenfrühe aufgestanden, um einen Steifzug durch seinen geliebten Wald zu machen. Fertig gerüstet trat er in den Garten. Grau noch der Himmel, nur ein lichter gelber Streif im Osten. Die Bäume waren blank und tropften; der Tau lag auf Gräsern und Blumen. Still und glatt weitete sich der See. Das graugrüne Land schien leise zu atmen. Noch schlummerten die Bauernhütten, nur der Hochofen wachte und glühte ... hier und dort krähte vorwitzig ein müder Hahn.

Heinz schlenderte versunken über die Gartenwege. Als er an die Jasminlaube kam, die er als Kind besonders geliebt hatte, hörte er die gedämpfte Stimme seines Vaters in wunderlich vibrierendem Ton: „Nastja, kommst du endlich?"

Heinz schrak zusammen und blieb wie angewurzelt stehen. Endlich sagte er leise mit niedergeschlagenen Augen: „Ich bin's, Papa."

Er schämte sich, seinen Vater beschämen zu müssen.

Der Ingenieur stand seinem Sohn gegenüber. Er lachte mit einem unheilverkündenden Blick.

„So? Du bist's, Bursche? Ich habe vor, heute in aller Frühe im See zu baden. Nastja soll mir das Badelaken bringen. Kommst du nicht mit?"

Jetzt sah Heinz auf. Sein Blick war durchdringend und lebend. Er fühlte sein Herz im Halse. Eine versteckte und dunkle Traurigkeit kam schwer über ihn.

Still und blaß stand ein Schweigen zwischen Vater und Sohn.

Wie aus einem Traume heraus sagte Heinz: „Nein, ich gehe in den Wald."

Er wandte sich hastig und ging. Doch ohne Freude wanderte er auf den vertrauten Waldwegen. Er wußte, der Vater betrog wieder einmal die Mutter.

Wieder einmal . . .

Wie arm, wie unendlich arm war seine Mutter! Er hätte vor ihr niederknien und ihr Blumen des Lebens in den Schoß streuen mögen! Waren ihre Augen noch froh genug, sie zu sehen? Oh, er hatte viel gutzumachen an ihr. Nicht nur ein stellvertretendes Leiden gab es, sondern auch Freude, die Kummer und Schmerz auszulöschen fähig wäre. Ja, — Freude sollte die Mutter haben — an ihm. Aber wie? Sie hatten beide den Weg zueinander verloren.

Heinz sah ratlos zu den Baumspitzen empor. Sie schauerten leise im Morgenwinde zusammen und flüsterten.

„Helft mir — ihr!" sagte er laut.

Vor einer Birke blieb er stehen. Sie stand abseits von den anderen Bäumen an einem grünen Hang. Der weiße Stamm mit der silbernen Haut

regte sein zartes Laub, das ihn wie mit grünen Federwölkchen einhüllte und umwob.

Heinz fühlte sein Herz stiller werden. Wie wohl tat makellose Schönheit!

Konnte er nicht der Mutter Augen für die Schönheit öffnen? Würde sie seine Sprache verstehen? Er wußte: wenn auch des Lebens Stürme schwarz über ihm zusammenschlugen, eine lichte Insel würde er sich immer zu retten wissen, die Insel der stillen betrachtenden Schönheit. Er war reich genug, um auch im Unglück nie ganz arm zu werden. Wohl, so wollte er seiner Mutter von seinem Reichtum geben. Es würde nicht leicht sein, das wußte er, denn seiner Mutter Augen waren trübe geworden vom Weinen und Entbehren. Aber vielleicht gelang es ihm doch. Langsam und allmählich wollte er Schönheit in ihr Leben einsickern lassen, so daß sie sie ferner fast unbemerkt in sich trüge.

Während er so dachte und sann, leuchtete ein früher Sonnenstrahl schräg über den Hang. Die einsame Birke erzitterte leise, und dort hinter dem dunklen Tannengrund hob sich rot und glühend die Morgensonne.

Fortan begann sich Heinz seiner Mutter zu nähern. Er ging mit ihr in seinen Wald, er wurde beredt und schwungvoll. Geduldig spielte er ihr vor. Stundenlang erzählte er von seinem Rigaer Leben, vom Gymnasium, von der Familie Schnorr, von Nora und Tilischewskys. Stundenlang las er mit ihr, und immer wählte er die Bücher, nicht sie. Langsam und allmählich hatte sich das Blatt gewendet. In ihrer Vorliebe für Pädagogik unterließ es Frau Stürmer zwar selten eine ermahnende Betrachtung an das Gelesene zu knüpfen, in Wirklichkeit aber war sie Schülerin geworden und hörte gläubig zu, wenn Heinz sprach. Mit feinem Takt suchte er ihre Blicke auf die nächste Umgebung zu lenken,

auf Wald und Feld und See und Flur. Er lehrte sie sehen. Die fernliegenden hohen Gegenstände der Kunst, die ihr unerreichbar blieben, überging er.

Es wurden herrliche Stunden für sie. Sie war unsäglich stolz auf ihren gescheiten Sohn. Mit den Augenblicken des Zusammenseins begann sie zu geizen.

So sagte sie eines Tages betrübt: „Ich hätte nicht gedacht, daß eine Herzensfreude mir noch einmal zum Kummer werden könnte. Denke dir, Tante Lonny will uns mit ihrer Kleinen Mitte Juli besuchen. Onkel Hans geht zur Kur in den Süden, da schickt er uns die Seinen."

„Aber das ist doch wunderschön, Mama!"

Sie sah ihn mit tränenden Augen an. „Ja, mein Herzens-Heinz, wenn du nicht da wärst!"

Er lachte heiter und fragte neckend: „Bin ich dir im Wege?"

„Du!! Aber dann werd' ich weniger von dir haben, und ich hab' so lange gehungert, Heinz."

Er streichelte ihre Hände. „Oh, da sei unbesorgt — wir stehen einfach ein paar Stunden früher auf."

Überrascht sah sie ihn an. Vor lauter Gemütsbewegung wurde sie verlegen. „Aber Heinz — —"

Ihm stieg etwas in die Kehle. Er räusperte sich. Großer Gott, wie leicht war es doch, seine Mutter froh zu machen! Wieviel hatte er versäumt!

„Aber natürlich!" sagte er munter, „wir wollen uns unsere Spaziergänge und unser Lesen nicht nehmen lassen!"

Von nun an schwebte Frau Stürmer in lauter Vorfreude und Glückseligkeit.

Ärgerlich und verdrossen sah der Vater drein. Seine Frau hatte ihm, wie es schien, ein für allemal den Rang abgelaufen. Die Scheu des bösen Gewissens trieb den Ingenieur zu allerhand unnützen Manövern. In Heinzens Gegenwart sprach er kurz und barsch mit der blonden Nastja. Aber Heinz ahnte,

daß er sich für diese gemachte Rauheit zu anderer Zeit entschädigte.

Einmal hatte er frühmorgens, um seine Mutter nicht zu wecken, an Nastjas Tür geklopft. Er wollte sie um Nadel und Zwirn bitten, da er einen Knopf anzunähen hatte.

In ihrer Stube hörte er ein heimliches Flüstern. Das war ihm genug. Er hatte die Stimme seines Vaters erkannt. Mit rotem Kopf war er geflohen.

Aber wie ward ihm, als der Ingenieur ihm am Nachmittage scharf sagte: „Ich wünsche nicht, daß unser Dienstpersonal in ungebührlicher Weise belästigt wird. Merk' dir das ein für allemal, Heinz. Unsere Mädchen sind kein Freiwild für junge naseweise Burschen!"

Heinz schwebte eine Erwiderung auf der Zunge. Er flammte seinen Vater mit einem wissenden Blick an — und ging. Die blonde Nastja schien er überhaupt nicht mehr zu sehen.

Es gab Zeiten, wo er etwas wie Haß gegen seinen Vater in sich aufsteigen fühlte. Er hatte es noch nicht über sich vermocht, dem Ingenieur mitzuteilen, daß er nach seinem Abiturium Polytechniker werden wolle. Dazu blieb ja noch Zeit genug.

Es kamen nun heiße Sommertage. Der Himmel war von glasharter Bläue. Der Garten kochte vor Glut in der Mittagszeit. Müde standen die Blumen mit halbgeschlossenen Kelchen. In stumpfer Ermattung senkten die Bäume ihre Blätter. Der See lag klar und regungslos wie eine Stahlfläche. An solchen Tagen ward Heinz von einer treibenden Unruhe erfaßt. Er schrieb Briefe über Briefe an Isis, an Mirjam und zerriß sie wieder. Für beide fand er nicht den rechten Ton. Ihm war, als begehe er an jedem anderen Teil ein Unrecht, eine Art Verrat, wenn er dem einen schrieb. Er brachte an beide leidlich trockene Briefe zustande, die nicht die Hälfte von

dem sagten, was er empfand, und so schickte er sie ab.

Auf seine Tante Lonny und die kleine Kusine Verena begann er sich zu freuen. Wie er die Tante von Südrußland her in Erinnerung hatte, mußte sie gut und harmonisch sein. Die kleine Verena sei ein eigenartiges Kind, hieß es; mancherlei wunderliche Äußerungen wurden von ihr berichtet.

An einem Juliabend langten die Erwarteten an. Es gab einen großen Jubel. Tante Lonny war noch dieselbe zarte, anmutige Frau von früher. Nur in ihr aschblondes Haar zogen sich hin und wieder frühe graue Fäden. Forschend blickte sie Heinz in die Augen und legte beide Hände auf seine Schultern.

„Wo ist denn mein kleiner Heinz von ehemals?" sagte sie wehmütig. „Ich muß ihn mir wieder suchen. Bist du aber groß und schlank geworden, — ein ganzer Mann beinahe!"

Aus dem Wagen hatte Heinz ein zartes kleines Geschöpf gehoben, mager wie ein Affchen, mit seelenvollen, übergroßen grauen Augen und spinnendünnen Beinchen.

„Na Verenchen!" rief er herzlich — „du bist ja der reine Grashüpfer! Ich bin also der Heinz."

„Ja!" sagte die Kleine ernsthaft, „ich weiß, du siehst aber aus wie ein Prinz!"

Sie schlang die Ärmchen um seinen Hals und küßte ihn umständlich, zuerst auf beide Augen, dann auf die Nasenspitze und endlich auf den Mund.

Als sie sicher auf dem Boden stand, sagte sie zutraulich: „Ich bin froh, daß wir gekommen sind, denn ich hab' noch nie einen Prinzen gesehen."

„Ich bin aber doch kein Prinz!" rief Heinz lachend.

„Doch, du bist einer!"

„Und was bist denn du?"

Da drückte sie die Augen ein und schnitt eine

Grimasse: „Ich bin der Grashüpfer. So will ich auch heißen."

Der Grashüpfer und Heinz schlossen gute Kameradschaft. Die Kleine hing an ihm wie eine Klette. Oftmals wurde sie ihm unbequem, denn er brauchte ab und zu das Alleinsein. Der Grashüpfer aber ließ ihm keine Ruh. „Nimm mich mit!" bettelte die kleine Kusine, wenn er in den Wald ging. „Ich will auch ganz still sein. Wenn du lesen willst, werd' ich gar kein Wort sagen." So nahm er sie auf seine Streifzüge mit. Wenn ihr der Weg zu lang ward, setzte er sie auf seinen Rücken und trug sie. Wahrlich, er fühlte Talente zur Kinderwärterin in sich.

Nur zu Pferde war er vor ihr sicher, sie fürchtete sich vor allen großen Tieren. Aber im Grunde war der Grashüpfer ein bequemer Kamerad und wußte sich einzurichten. Lag Heinz im Waldesschatten unter einem Baum und las, so störte sie ihn mit keinem Ton. Wie ein kleiner Geist huschte sie nur hin und wieder, sammelte Tannenzapfen, Steinchen, Blumen und Farren und schichtete von jeder Art ein Häufchen rund um ihn her. Wie in einem Zauberkreis ihrer Mühen lag er da und schlief mitunter ein. Dann hockte sie wie ein Waldgnom ihm zu Häupten nieder, wedelte ihm mit einem Zweig die Insekten vom Gesicht und betrachtete ihn ernsthaft.

Verzaubert aber saß sie vollends, wenn er spielte. In einer Ecke des Saales kauerte sie möglichst versteckt und horchte wie entrückt. Heinz mußte an die eigenen Kinderjahre denken, da er so der Musik der Mutter gelauscht. Seine ganze Sehnsucht nach Mirjam legte er in sein Spiel hinein und wußte oft nicht, wie schön er gespielt hatte. Er konnte es aber immer wieder in Verenchens Augen lesen. Denn wenn er sich selber ganz vergessen hatte, sie war immer wach, und ihre unwahrscheinlich großen Augen leuchteten in heiliger Andacht.

Dann sprach sie stundenlang nachher kein Wort. Der Grashüpfer war überhaupt ziemlich wortkarg. Er schien ganz nach innen hinein zu leben. Kam aber etwas zum Vorschein, so war es eigenartig genug.

„Du!" sagte sie einmal — „Ich will auch spielen lernen wie du!"

„Warum denn?" fragte Heinz.

Da sah ihn das häßliche kleine Mädchen mit den brunnentiefen Augen an und sagte langsam: „Weil ich sonst sterben muß!"

Heinz war ergriffen. Das war kein leicht hingeworfenes Kinderwort. Das kam aus der Tiefe und unbewußten Not einer kleinen werdenden Menschenseele.

„Komm, ich will dich die Noten lehren," sagte er freundlich.

Er nahm sie auf den Schoß und begann zu erklären. Und er war ein besserer Lehrmeister, als einstmals seine Mutter gewesen. Verena begriff überraschend schnell. Ehe der Sommer zu Ende war, konnte sie schon ein Kinderliedchen spielen.

Einmal bereitete Heinz der Kleinen eine besondere Sonntagsfreude. Er holte sein Puppentheater hervor, lud den Grashüpfer feierlich ein, Platz zu nehmen und improvisierte ein rührendes Märchenspiel vor ihm.

Als das Stück zu Ende war und Heinz sich nach der winzigen Einheit seines Publikum umsah, saß das Verenchen unnahbar wie ein borstiger Igel da, mit bösen, düsteren Augen und schluckte.

„Nun, Grashüpfer!" fragte er — „Hat's dir gefallen?"

„Frag' nicht so dumm!" schrie sie leidenschaftlich. „Aber Grashüpfer, warum bist du denn so stachlig?"

Da sprang sie auf wie eine Wildkatze und stürzte die Verandatreppe hinunter zum Garten. Auf der vorletzten Stufe schlug sie hart hin und schrie jäh auf.

Sie hatte sich den Arm gebrochen.

Das war ein Schrecken ohnegleichen. Der Feldscher wurde sofort geholt. Blaß und entsetzt umstanden die Erwachsenen das leise ächzende Kind, das auf einem Tische saß.

Heinz war lauter Teilnahme und Sorgfalt, er erbot sich, sie zu halten.

„Sei nicht böse, Heinz, sei nicht böse!" flüsterte die Kleine. „Es tut ganz gewiß nicht weh. Ich will alles aushalten, wenn du nur nicht böse bist."

Und sie ließ sich den Arm richten und einschienen wie ein Held.

Tante Lonny schüttelte bedenklich den Kopf.

Die Genesung schritt rasch vorwärts. In der Pflege des Kindes wetteiferten alle miteinander. Ganz glücklich aber fühlte sich Verenchen erst, wenn Heinz bei ihr saß und Märchen erzählte.

Tante Lonny hatte Freude an ihrem Neffen. Wie einst pflegte sie mit ihm auf- und niederzugehen, nur daß sie jetzt zu dem Jüngling emporblicken mußte. Wie einst suchte sie forschend in seinen Augen. Hatte sie früher der schwermütige Ausdruck des Knaben ergriffen, so packte sie jetzt ein anderes Bewußtsein: seltsam und gefährlich war der Zauber, der von ihm ausging. Viele Herzen würde er enttäuschen und unselig machen. War früher ihr Wort gewesen: ‚Sei glücklich, werde glücklich, Heinz!" so sprach sie jetzt: „Mache nicht unglücklich, Heinz, — eine große Verantwortung ruht auf dir!"

Gern redeten sie von vergangenen Zeiten. Heinz sah die Gestalten seiner Kindertage lebendig werden. Die Tante erzählte, daß sie Emilie Andrejewna wiedergesehen habe. Außer sich, verzweifelt, sei sie wieder ins Jekaterinoslawsche gekommen. Aus sei es mit ihren Träumen, dem Courtenayschen Hause ferner notwendig zu sein. Man bedürfe ihrer nicht mehr. Man sei gescheit genug geworden, um sie zu entbehren.

So wollte sie wenigstens an dem Ort bleiben, wo sie einst glücklich gewesen.

„Jetzt hatte sie eine Stellung bei der neuen Gutsherrschaft," schloß Tante Lonny, „und lebt wenigstens in den ihr so lieben Räumen des alten Hauses!"

„Welch ein armes Leben!" sagte Heinz teilnehmend. „Von den Courtenays aber mußt du mir noch viel erzählen. Ich weiß ja nichts mehr."

„Die Tante Betty ist gestorben. Und zwar zur rechten Zeit. Denn die pekuniären Verhältnisse der Familie werden von Jahr zu Jahr schlechter. Frau von Courtenay ist das Zusammenhalten nicht gewohnt. Katiuscha hat in Petersburg geheiratet, einen Gardeoffizier Smirnoff. Sie soll leidlich glücklich sein und hat auch schon ein Söhnchen. Malwa ist in ihren Diensten."

In Heinz begann etwas zu klingen wie eine halbvergessene Melodie.

„Denk' nur, Tante Lonny," rief er, „wie seltsam! Durch eine Dame in Riga, die Schwester meines Lehrers, hörte ich davon. Das heißt sie nannte mir nur den Namen Malwa. Eine „Malwa", sagte sie mir, sei Amme bei einer Frau Smirnowa. Daß es unsere Malwa und Katiuscha sei, konnte ich nicht wissen, obgleich mir schon damals eine Ahnung aufstieg."

„Ja, ja," sagte Tante Lonny halb für sich und blieb mit Heinz in ihrer Wanderung stehen — „da liegt eben der Haken. Das war eine häßliche Geschichte. Der Bob Courtenay — er muß ungefähr in deinem Alter sein, oder ein Jahr älter — hat die Malwa verführt, oder sie ihn, denn sie ist ja reichlich zwei Jahre älter. Kurz, sie hatte ein Kind und konnte noch froh sein, bei Katiuscha in Gnaden aufgenommen zu werden."

Heinz fühlte sein Herz pochen bis an den Hals. An die Möglichkeit eines Kindes hatte er gar nicht

gedacht. Wie wenn Mirjam . . .? Großer Gott, welcher Gedanke!

„Das war's ja auch, was die gute Emilie Andrejewna so aufgebracht hatte!" fuhr Tante Lonny mit einem etwas überlegenen Ausdruck fort. „Sie selbst hatte ihr Lebtag an einer platonischen Liebe gezehrt . . ."

„Zum verstorbenen Grafen Courtenay?" fragte Heinz.

Die Tante lächelte leise und ein wenig ironisch. „Jawohl. Und nun waren ihr ihre Zöglinge so über den Kopf gewachsen und wagten es, ein Leben für sich zu leben! Denn auch Lulu . . ."

„Wie? Auch Lulu ist —?" schnappte Heinz wehrlos.

„Aber Jungchen, wo denkst du hin? Das ist eine höchst eigenwillige junge Dame geworden und kutschiert das ganze Haus. Sie soll eine begehrte Ballschönheit sein. Lieber aber treibt sie sich in den Manegen herum, und im Reiten soll sie es mit jeder Miß Mary oder Miß Ellen eines Zirkus aufnehmen können."

Heinz schlang den Arm fester um seine Tante. Schweigend gingen sie wieder auf und ab. Mit unheimlicher Geschwindigkeit jagten sich seine Empfindungen. Was war aus der Doppelliebe seiner Kindertage geworden? Fühlte er nichts mehr für seine beiden Gespielinnen? War sein Empfinden tot? In einem versteckten Winkel seines Innern wußte er, daß etwas davon lebte. Er durfte sie nie wiedersehen, nein, nie wieder. Tonlos und halb mechanisch fragte er: „Nun, und die anderen?"

„Olga will Handarbeitslehrerin werden. Übrigens soll das Mädel eine schöne Stimme haben. So hat auch sie der Mühe der armen Andrejewna keine Ehre gemacht. Karlik besucht das Gymnasium und ist ein rechter Clown. Voller Dummheiten. Bob erlernt die Landwirtschaft als Volontär auf irgendeinem Gute im Süden. Das Nesthäkchen Sina starb am

Scharlach, und Sascha, die kleine Dicke, interessiert sich nur für den Haushalt und geht der Mutter zur Hand, wie früher Katiuscha."

„Du hast noch den blassen Anatol vergessen, Tante Lonny."

Sie lachte heiter. „Vergessen? nein! Bloß aufgehoben hab' ich ihn mir'. Das ist ein seltsames Käuzchen. Das spricht mit Vorliebe in Versen, wenn es spricht. Übrigens sammelt Anatol die merkwürdigsten Dinge von der Welt, als da sind: alte Nägel, Hufeisen, Knöpfe, Briefmarken, Gläser, Scherben usw. usw. — — Leider gibt's bei seiner Mutter mehr Scherben zu sammeln, als sonst irgend etwas.

Ein niedliches Stückchen erzählte Emilie Andrejewna von ihm. Er war als zehnjähriges Bürschchen bei Bekannten zum Besuch auf dem Lande und trank Kaffe leidenschaftlich gern. Nun hieß es, wenn die Kuh gekalbt haben werde, sei es mit dem Kaffeetrinken aus, dann müsse Anatol Milch bekommen. Da kommt er einmal in die Stube gesprungen und ruft betrübt:

„O weh, wie bin ich schwer bewegt,
Ich ringe meine Hände!
Die Kuh, die hat ein Kalb gelegt — —
Der Kaffee hat ein Ende!"

Tadellose Reime, das wirst du doch zugeben!"

Heinz mußte lachen. „Ergo —" proklamierte er, „Anatol wird ein Dichter. Wer hätte das gedacht?"

Die junge Frau nickte nachdenklich. „Ja, ja, man kann nie wissen, was in den jungen Seelen ruht. Nachträglich läßt sich manches zusammenrechnen, im voraus aber Schlüsse zu ziehen, ist immer gewagt."

Heinz sah sie fragend an und seufzte.

„Und ich — hab' ich dich enttäuscht . . . Tante Lonny?"

„Du?" Ihre Augen leuchteten freudig. „Enttäuscht und überrascht, Heinz. Über deine Möglichkeiten bin

ich mir auch heute nicht klar. Du warst ein wunderliches Kind, halb schwermütig, halb wild. Heute bist du ein kraftvoller Jüngling, ein Strom, der Lasten zu tragen bestimmt ist. Breite Schultern hast du und starke Arme. Klug bist du geworden, aber noch nicht ruhig. Deine Ruhe ist Beherrschung. Zu schweigen wußtest du schon damals, heute kannst du's noch besser, und was du verschweigst, ist wohl das Tiefste an dir. Zart kannst du sein, das seh' ich täglich Verenchen gegenüber, aber deine Zartheit ist dir und anderen vielleicht gefährlicher, als Rauheit es wäre. Viele Mittel, viele Kräfte hast du in dir, gehe damit sparsam um, sei kein Verschwender!"

Heinz streckte die Arme empor. „Doch, Tante Lonny! Das Verschwenden seiner selbst ist ja das Schönste! Geben, immer geben können — ist das nicht göttlich?"

„Es fragt sich, wie und wem wir geben!" sagte die junge Frau bedeutungsvoll. Ihre Worte tasteten ihm tief in die Seele hinein.

Seltsam flammend und verinnerlicht stand er da.

Der Junge ist verliebt! sagte sich Tante Lonny. Bei dem ist's kein Kinderspiel.

Und wieder wie zu dem kleinen Heinz sprach sie bewegt mit zitternder Stimme: „Sei glücklich, werde glücklich, Heinz . . ." — — —

Die Tage liefen hin. Doch auch der schönste Sommer hat ein Ende und der letzte Tag mußte kommen.

So stand Heinz eines Morgens vor der Abreise.

Frau Stürmer ging mit verweinten Augen umher. Hatte sie den Sohn wiedergefunden, um ihn so schnell wieder herzugeben?

Verenchen trug den Arm in der Binde. Wie ein kleiner blasser Schatten huschte sie Heinz nach.

„Heinz . . . Heinz, — noch einmal das Märchen vom Prinzen Sturmwind!" flehte sie.

„Grashüpfer, es ist keine Zeit mehr da. In zehn

Minuten steht der Wagen vor der Tür, und ich muß fort."

„Bitte, bitte, Heinz, — wenn du fort bist, werd' ich alle Tage daran denken."

„Tu's nur, Heinz," sagte die Mutter wehmütig, „wir hören dann auch zu."

Heinz nahm Verenchen auf den Schoß und erzählte:

„Also es war einmal ein Prinz Sturmwind, der war stark und groß und schön. Alle Dinge wollte er kennen lernen, überall mußte er hineinfahren. Die Wipfel der Bäume schüttelte er, daß sie krachten und sich bogen. Das Wasser der Seen und Teiche wühlte er auf, daß es in harte Wellen an das Ufer schlug. Die Meere ächzten und heulten, wenn der Prinz Sturmwind auf seinem schwarzen Rosse daherjagte, und ihre Wogen türmten sich wie große, dunkle, brausende Berge.

Über Länder und Gebirge flog der Prinz Sturmwind mit Heißa und Hallo dahin, denn er war voll Jubel über seine große Macht.

Die Menschen klagten oft über den wilden Prinzen. Er wirbelte ihnen die Mützen vom Kopf und zauste die Röcke der Mädchen. Er stieß sie vorwärts, wenn sie langsam gehen wollten, und hielt sie auf, wenn sie Eile hatten. Fenster und Türen warf er krachend zu, oder er flog gar mit einem alten morschen Dach in die Lüfte. Besonders aber waren die Menschen, die Regenschirme trugen, schlecht auf den Prinzen Sturmwind zu sprechen, denn es machte ihm Spaß, ihnen die Schirme aus den Händen zu reißen, daß diese allein umhertaumelten, wie große betrunkene Pilze.

Einmal aber kam der Prinz Sturmwind an einen Königshof. Da saß die Prinzessin Schönauge am Brunnen und spielte auf ihrer goldenen Harfe. Sie spielte sanfte traurige Lieder. Unwirsch aber sauste der Prinz Sturmwind über den Hof und lachte.

Er fuhr durch die Haare der Prinzessin Schönauge und riß sie herum, daß sie auseinanderfielen und sie umflatterten wie ein goldener Mantel. Er brauste durch alle Saiten der Harfe zugleich, daß sie summten und brummten und klangen und jammerten — alle zugleich.

‚O weh!' sagte die Prinzessin Schönauge betrübt — ‚du wilder Gesell, du reißt mir ja alle Saiten meiner Harfe entzwei!'

‚Dafür bin ich der Prinz Sturmwind!' sagte er lachend.

‚Hast du denn keine Ruh' in dir? Immer nur Unrast und Wildheit?' fragte die Prinzessin traurig.

‚Meine Mutter ist die Windstille, mein Vater aber ist der Sturm. Auf Windstille muß Sturm bei mir folgen!" antwortete der Prinz Sturmwind.

Nastja trat ein. „Der Wagen ist vorgefahren, junger Herr," meldete sie.

Heinz ließ Verenchen zu Boden gleiten und sprang auf.

„Das Ende ... das Ende!" bettelte Verenchen mit herzzerreißendem Ausdruck.

Er nahm sich zusammen.

„Und ehe sich die Prinzessin Schönauge besonnen, hatte der Prinz Sturmwind sie gepackt und ihr einen Kuß gegeben. ‚Damit du an mich denkst!' rief er.

Dann flog er davon — heidi — über alle Türme und Dächer des Schlosses.

Die Prinzessin Schönauge aber nahm wieder ihre goldene Harfe und spielte. Aber sie spielte wie nie zuvor. Sturm war in ihrem Spiel und Sehnsucht. Denn immer mußte sie an den Kuß des Prinzen Sturmwind denken.

Und nun ist die Geschichte aus, Grashüpfer," sagte Heinz „Komm, gib mir einen Kuß und behalt mich lieb."

Dann warf er sich in die Arme seiner Mutter.

„Dank dir, Heinz," schluchzte sie, „für die schönen Tage, Dank dir tausendmal!"

Der Ingenieur stand mit bitterlichem Gesicht daneben.

„Leb' wohl, mein Sohn," sprach er, „ich hätt' gern mehr von dir gehabt. Auf Wiedersehen als Student also!"

„Ob ich dich jemals wiedersehe, Heinz, mein Junge?" murmelte Tante Lonny, „sei glücklich, mache glücklich . . ."

„In deiner Handtasche rechts sind harte Eier und Schinkenbrötchen, auch eine Flasche Wein. Behüt' dich Gott, Heinzchen!" rief die Mutter.

„Leb' wohl, Mutterchen, vergiß nicht unsere Lesestunden und all das viele Schöne!"

Er sprang in den Wagen.

Die kleine Gestalt Verenchens glitt dicht an das Gefährt. Bittend hob sie den gesunkenen Arm, ihre Finger krümmten sich krampfhaft.

Die Pferde zogen an. Heinz schwenkte die Mütze. „Lebt alle miteinander wohl!" rief er. „Grashüpfer, vergiß mich nicht!"

„O Heinz!" Es war ein leiser Wehelaut.

Sah er es wirklich, oder schien es ihm nur so? Als der Wagen um die Ecke bog, — sank das Kind um und fiel ohnmächtig zu Boden.

Sechzehntes Kapitel.

Es war ein windiger bewölkter Maitag.

Vor dem Stadtgymnasium stand plaudernd eine Schar junger Leute.

Sie sahen alle erhitzt und angeregt aus.

„Na Knoppchen — bist wohl mächtig gezwiebelt worden — hä?" fragte ein hochgewachsener breitschultriger Bursch in tadellosem Anzug. Er klemmte selbstgefällig ein Monokel ins Auge.

Knoppchen stöhnte und prustete: „Ach je, ach je, der Tilischewsky und der Krause, gerade unsere beiden Leibpädagogen, waren mordsgiftig! Wie im Schraubstock hielten sie mich! Gepreßt haben Sie mich wie eine Zitrone — — und das für all das Vertrauen der vielen Jahre! Ich sag' schon — 's gibt keine Dankbarkeit auf der Welt!"

Er wischte sich das rote, schwitzende, runde Gesicht und trat unruhig von einem Fuß auf den anderen.

„Knoppchen hat den Weltschmerz! Knoppchen wird elegisch!" schrie einer aus der Gruppe lustig. „Na, und wie ging's dir, Rodern?"

„Leidlich!" Der Schlanke mit dem Monokel, mit dem aristokratisch geschnittenen Gesicht und den jugendlichen Lebemannsaugen zuckte die Schultern. „Worauf warten wir eigentlich?"

„Auf Stürmer natürlich!" erwiderte David Feitelberg, ein schmächtiger Jüngling mit scharfen israelitischen Zügen. „Den hab' ich gesehen noch zuletzt im Privatissimum mit dem Direktor."

„Der hat uns alle wieder mal ausgestochen!" bemerkte Knoppchen, der kleine Dicke, respektvoll. „'n großartiger Kerl! Im Lachen macht der die schwierigsten Sachen; ‚Examen?' sagt er — ‚es war ja nur eine angenehme Unterhaltung!' Ich danke!"

„Ich suche mir die angenehmen Unterhaltungen lieber woanders!" meinte der junge Baron Rodern zynisch.

„Nu — jetzt haben wir ja auch alle Zeit dazu — was?" sagte von Zur Linden lachend. „Hast du eigentlich die Lydia Nowitzky tanzen gesehen, Rodern? Beine hat sie — ich sag' dir — Beine!"

„Ist mir zu kolossal!" brummte Rodern. „Bin nicht für außerordentliche Dimensionen!"

Knoppchen spitzte den Mund wie einen Trichter. Seine wasserblauen Augen kugelten ihm aus dem Kopf heraus. Schlürfend sagte er:

„Und die Hüften und der Hals und ... und alles übrige!"

„Alles übrige ist gut," bemerkte Rodern trocken.

„Renommier' doch nicht, Kamel!" schrie ein stämmiger Jüngling mit einer roten Nase erbost.

„Silentium!" zischte von Zur Linden. „Da kommt der Zwischenweltler!"

„Das is 'n faines Wort — wo haste das her?" fragte David Feitelberg eifrig.

„Aus dem Gothaschen Kalender," witzelte der Rotnasige. Zur Linden kennt ja nur ‚das' Buch."

„Das Buch der Bücher!" krähte Knoppchen vergnügt. Er hatte auch einmal einen Witz gemacht.

Heinz trat unter die Gruppe.

„Also — allons Kinder!" sagte er kurz.

„Nun, wie hast du abgeschnitten?"

„Cum laude hoffentlich."

„Worüber hat denn der Direktor so lange mit dir zu reden gehabt?" fragte Feitelberg neugierig.

„Über Gegenwärtiges und Zukünftiges."

„Der Rede Sinn ist mir schleierhaft," sprach Zur Linden.

„Na — also über meine Zukunft," sagte Heinz ein wenig ungeduldig.

„Zukunft! Was heißt Zukunft?" rief Knoppchen wehmütig. Er hieß eigentlich Julius Bieder und war eines Pastors Sohn, wurde aber von jeher Knoppchen genannt. „Was ist meine Zukunft? Ein mittleres Landpastorat. Fett wird man auch nicht davon."

„Pastors Kind und Müllers Vieh
Gedeihet selten oder nie,
Doch wenn's gedeiht, ist's gutes Vieh!"

summte der junge Baron zwischen den Zähnen. „Na, ich denke, wir gehen unsere Herren Eltern beglücken."

Feitelberg drückte sich an die Seite Levis, seines rothaarigen Freundes. Im Gymnasium nannte man sie kurzweg Saul und David, weil sie beständig stritten.

„David spielt bei König Saul
Auf dem Harf, dem süßen . . .
König Saul war gar nicht faul
Fangt ihm an zu spießen . . .
Doch der Spieß fahrt an die Wand — —
Oi du großer Unverstand!"

brummte Rodern wieder und schob sein Monokel ins Auge. „Stürmer, wann sehen wir uns denn?" fragte er nachlässig. „Kommst du bald bei mir an?"

„Merzing Schnorr guckt sich die Augen nach dir aus. Komme also lieber zu mir."

„Ist auch gut. Tun wir."

Mit großartiger Handbewegung winkte der jugendliche Schwerenöter ab und schritt um die Ecke. Lachend und plaudernd verteilten sich die übrigen Kameraden. Ein blasser Russe mit geröteten Augenlidern, der bisher stumm dagestanden hatte, trat auf Heinz zu und schüttelte ihm warm die Hand.

„Ich dank' dir so, Stürmer, für den Spicker. Du hast mir zur rechten Zeit geholfen, bei Gott! Siehst du, wenn ich durchgefallen wär' — dann!" — er machte eine Gebärde des Hängens — „dann wär' die Bude zugeklappt für immer."

„Aber Scheffzoff, ich bitt' dich, die paar Zeilen sind doch nicht der Rede wert."

„Du bist ein großartiger Mensch!" sagte Scheffzoff bewundernd, „ein großartiger Mensch!"

„Dummes Zeug! Komm, trinken wir ein Glas Wein miteinander zur Feier des Tages — im Rom-Keller! Mit dem Nachhausegehen eilt's nicht bei mir. Es ist niemand da, der sich freuen könnte. Halt, zuerst muß ich noch ein paar Depeschen abschicken."

Der Russe steckte die Hände in die Taschen und blinzelte verlegen. „Ich möcht' auch meiner Mutter . . . hab' kein Geld, — kannst du mir einen Rubel pumpen, Stürmer?"

„Natürlich. Geh'n wir also." — —

Heinz hatte die Depesche an seine Eltern und an Isis abgefertigt. Nach einigem Besinnen setzte er auch eine an Nora auf. Schon wollte er das Postamt verlassen, da kehrte er nochmals um und sandte ein Telegramm „An Fräulein Verena Frank", ein halb melancholisches, halb amüsiertes Lächeln auf den Lippen.

Er wäre jetzt recht gern allein gewesen.

Aber Scheffzoff sah ihn mit so hungernden Augen an, der arme Bursch war offenbar so voller Mitteilungsbedürfnis, daß Heinz sich zusammennahm. Mit gemachter Munterkeit faßte er seinen Kameraden unter den Arm, und beide schoben in den Rom-Keller.

Das Lokal war ziemlich leer. Sie setzten sich in eine Ecke einander gegenüber. Der Kellner kam dienstfertig gesprungen.

„Kaviarbrötchen und eine Flasche Röderer!" bestellte Heinz.

Die Augen Scheffzoffs begannen zu funkeln.

Gutmütig streckte Heinz ihm über den Tisch die Hand entgegen. „Na, Alterchen, gratuliere!" sagte er herzlich.

Da brach der lange dünne Mensch in Tränen aus. Heinz ließ ihm Zeit. Er zog ein Etui, schob Scheffzoff ein paar Zigaretten hin und zündete eine an. Langsam blies er den Rauch in die Luft. Jetzt überkam ihn ein wohliges Behagen. Im Geist war er bei den Empfängern der Depeschen. Er wußte ganz genau, wie jedes sich zu der Nachricht verhalten würde. Sein innerer Sinn war merkwürdig geschärft. Bruchstücke von Visionen flogen an ihm vorbei. Plötzlich mußte er an jene längst zurückliegende Eisenbahnfahrt denken, da er sich als Knabe mit so wunderlicher Versetzungsfähigkeit über den heimatlichen See dahinsausen fühlte, bloß weil er es so gewollt. Diese Kraft war ihm in den letzten Jahren der wechselnden Ereignisse nicht mehr so bewußt gewesen. Nun fühlte er sie wieder. Er sah den Vogelbauer in dem Netz des Eisenbahnwagens mit dem zusammengekauerten Eichhörnchen darin ganz deut-

lich, er spürte die heiße stickige Luft und hörte die Stimme der dicken Frau, die ihn in seinem seligen Rausch, so in die winterliche Unendlichkeit hineinzufliegen, grausam gestört hatte. Und gleich darauf empfand er wieder wie damals jenes wiegende Hochgefühl, das ihn auf stählernen Sohlen dahintrug — — er sah sich zugleich selber wie durch einen feinen grauen Schleier, doch nicht als Jüngling, nein, so wie er damals gewesen — als kleinen Burschen.

Ein wehmütig-ironisches Gefühl kam leise über ihn.

Die Vision veränderte sich. Er sah Verenchen vor sich, wie sie stumm vor Entzücken die Depesche in den Händchen hielt. Er wußte, daß ihr Herz dabei pochte zum Springen, er wußte auch unmittelbar und plötzlich, daß dieses Kind ihn so liebte, wie auch niemand auf der Welt.

Leise strich er sich über die Stirn. Und Mirjam . . .?

Auch sie liebte ihn, so tief, wie ihre Natur es vermochte. Aber die Schächte und Gründe der Menschenseelen hatten verschiedene Tiefen, und Verenchens Tiefen führten in rätselhafte Abgründe hinab. Mit einem geheimnisvollen All-Sinn ward ihm das klar. Er fühlte sich in den Menschen und Dingen. Die Menschen und Dinge fühlte er in sich. Wie er ein Teil des heiligen Alls war, so war auch das All in ihm auf einen winzigen lebensglühenden Punkt konzentriert. Seine Vergangenheit lag wie eine zurückgelegte Bahn leuchtend vor ihm da, in ihrem Verlauf von seinem Ich-Bewußtsein kontinuierlich erfüllt und wie von einer Kette aufstrahlenden Lichtes erhellt. Jetzt verstand er das Wort seiner Tante: „Mache nicht unglücklich, Heinz. Du hast eine große Verantwortung!

Der Champagnerpfropfen knallte. Der Kellner schenkte ein.

„Prost Kamerad!" sprach Heinz ernst.

Er hatte in diesen wenigen Minuten steile Entwicklungsstufen übersprungen. Ein anderer, saß er da.

„Prost, Stürmer!"

Verlegen betrachtete ihn Scheffzoff. In seinen Zügen arbeitete und zuckte es. Er war voll überströmenden Empfindens.

„Sie nennen dich den Zwischenweltler," sagte er endlich, „es ist, als ob du bei uns nicht zu Hause wärst."

„Wer ist zu Hause?" fragte Heinz mit einem großen Blick.

„Und doch — keiner versteht den anderen so wie du. Wer hat sich um mich gekümmert? Wem ist es auch nur eingefallen zu fragen, wie mir zumute sei? Jeder denkt nur an sich."

„Ich habe ja auch nicht gefragt," erwiderte Heinz lächelnd.

„Mit Worten nicht. Aber du hast mir die Hand gereicht, Stürmer, du hast mir geholfen. Dir hab' ich es zu danken, daß ich noch lebe und atme. Ohne deinen Spicker wär ich verfallen. Sieh, ich bin noch jung, nicht wahr? Aber ich hab' ein schweres Leben hinter mir — ein furchtbares Leben."

„Erzähl'!" sprach Heinz lakonisch.

Scheffzoff sah ihn dankbar an und holte tief Atem. Sein unjugendliches Gesicht mit der zurückweichenden Stirn, der breiten Nase und den buschigen dunklen Augenbrauen trug einen Ausdruck vereinsamter Entschlossenheit. Seine Augen brannten unter den geröteten Lidern mit einem harten Glanz. Der Mund war düster und schmal. Schön war nur sein blauschwarzes Haar; es hatte einen stählernen Schimmer. Schön waren auch seine Hände.

„Mein Vater war Kronsbeamter in Petersburg," begann er in trockenem Ton. „Ich habe eine einzige, jüngere Schwester Sonja, ein schönes Mädchen, Studentin. Nun — wie das schon so geht — sie hatte einen Geliebten. Er war Nihilist. So geriet sie auch unter

diese Leute, nicht aktiv. Aber man gab ihr Broschüren in Verwahrsam. Denn da mein Vater Beamter war, glaubte man die Papiere bei ihr so mehr in Sicherheit. So ging das ein Jahr ungefähr. Da — an einem Tage machte Sonja die Bekanntschaft eines Gendameriеoffiziers. Er verliebt sich in sie und beginnt sie mit unverschämten Anträgen zu verfolgen. Sie wies ihn natürlich schroff zurück — die Folge war eine Haussuchung — ein infamer Racheakt! Das unglückselige Bündel Papiere wird gefunden — — Sonja hatte sie nicht einmal angesehen . . . Und das Ende . . ."

Scheffzoff schluchzte heiser auf.

„Das Ende? . . ."

„Meine Schwester ist nach Sibirien verbannt worden. Ihr Geliebter und viele andere mit ihr. Mein Vater siechte langsam dahin. Wir sind ganz verarmt."

Scheffzoffs Nasenflügel bebten. Er biß sich hart auf die verzerrten Lippen. Sein mageres armes Gesicht mit den hervorstehenden Backenknochen war aschfahl.

Heinz blickte zu Boden. Dieses Leid war zu groß für Worte. Er schämte sich fast seiner eigenen Leidlosigkeit. Als er endlich zu Scheffzoff hinschaute, sah der Russe seine Augen vor Schmerz glänzen.

Durch ein leuchtendes und liebevolles Lächeln hindurch sprach Heinz leise: „Lieber Rodion, . . . wie ich dich achte!"

„Mich . . . achtest du? Warum?" fragte Scheffzoff erstickt.

„Du hast Großes, Furchtbares erlebt, und es hat dich nicht gebrochen, sondern vertieft. Wie bist du deiner Mutter nötig! Nie, hörst du, Rodion, nie darfst du dich zerstören. Gib mir die Hand darauf!"

„Hier!" rief Scheffzoff überwältigt. Er packte Heinzens Hand mit festem Griff.

„Aus dir wird einmal ein Ganzer!" sprach Heinz ahnungsvoll. „Ich danke dir . . ."

Schweigend saßen sie da.

„Wie kommt es, daß du mich so verstehst?" fragte Scheffzoff nach einer langen Pause.

„Ich habe Sturm und Stille, Wald und Steppe in mir," erwiderte Heinz versonnen mit klangloser Stimme. „Diese Dinge lehren einen, Größeres und Lebendigeres als sie sind, verstehen. Was aber ist lebendiger als eine menschliche Seele? Mir ist, als hätte ich dich schon seit Ewigkeiten gekannt. Der Mensch im Leide bist du mir. Und vor dem Menschen hab' ich die Ehrfurcht."

Rodion Scheffzoff sah Heinz mit einem Ausdruck heiligen Staunens an. Aus seinen Augen brach ein wilder freudiger Glanz. Sein Gesicht, das oft eine fürchterliche Einsamkeit zeigte, wurde weich wie das eines jungen Knaben.

„Heinz!" rief er begeistert, — „es lohnt sich wahrhaftig zu leben. Bei Gott, es lohnt sich! Ich trinke auf das Wohl deiner Mutter, die dich geboren, und aller, aller, die du lieb hast. Ich trinke auf deine Zukunft, deine Kraft, dein Herz! Stoß an, Bruder!"

Bald saßen die neuen Freunde, wie junge hoffnungsreiche Leute pflegen, in Zukunftspläne und andere ernste Gespräche vertieft. Eine festliche Traum- und Gedankenwelt tat sich vor ihnen auf. Heimliche, feine Wahrheiten, Erlebnisse scheuer und verschlossener Seelen tauschten sie miteinander, doch hütete sich Heinz, das verdüsterte Gemüt Rodions durch sein eigenes Grübeln, durch den Zwiespalt seiner eigenen Natur zu belasten. So war er mehr der Gebende, und er fühlte mit geheimem Schauer, daß er unterm Geben immer reicher ward. Zu dieser Stunde faßte er den Entschluß, mit der Doppelnatur seines Ichs allein fertig zu werden. Es gab Grenzen, an die auch die allertreueste Freundesliebe nicht heranreichte. Was half das ohnmächtige Aufbäumen gegen Dinge, die nicht zu ändern waren? Das trotzig rechtende Selbstgefühl mußte einmal zum Schweigen gebracht werden. Es gab Härteres zu tragen,

Welten und Pein, lebensfeindliche seelische Einöden, furchtbare Schicksalsverkettungen.

Die Schönheit der Selbstvergessenheit war trunken über ihn gekommen. In einer großen Klarheit erkannte er, daß seine Zerspaltenheit es war, die ihn befähigte, andere zu verstehen. Alles Böse hatte sein Gutes, alles Dunkle sein Licht. Eine verstehende Menschenliebe war vielleicht sein Teil. —

An diesem Abende wartete Heinz mit pochendem Herzen auf Mirjam an der Ecke der Alexander- und Elisabethstraße. Er hatte sie seit mehr als acht Tagen nicht gesehen. Immer wieder zog er die Uhr. Um ganze fünf Minuten glückseligen Zusammenseins hatte die böse Kleine ihn betrogen! Aber das sollte sie büßen. In den ersten besten Hof würde er sie hineinziehen und totküssen würde er sie! Der Ahnungslose, er wußte ja nicht, daß Mirjams lachende Augen ihn schelmisch von den Stufen eines Obstkellers, dem er den Rücken kehrte, betrachteten.

Endlich glaubte sie, habe er genug gewartet. Leise schlüpfte sie an ihn heran und tippte ihn auf den Arm. „Nun Herr Student? Ich darf also gratulieren . . .!"

Er wandte sich heftig um.

Ein jäher Schmerz zuckte durch seine Züge.

„Mirjam —" rief er, „und du konntest mich warten lassen! Am heutigen Tage!"

„Nun," sagte sie leichthin, — „an deinem Durchkommen hab' ich doch am allerwenigsten gezweifelt. Übrigens hab' ich auch inzwischen etwas erlebt!"

Verletzt schwieg er. Zutraulich hakte sie sich in seinen Arm, schüttelte ihre Locken und lachte fröhlich zu ihm auf.

Sie bogen in den Thronfolgerboulevard ein. Der Abend war lau und milde. Der Wind hatte sich gelegt. Erquickend in köstlicher Fülle und Frische standen die Laubkuppeln der Lindenallee gegen das feine graue Gewölk. Mirjam drückte zärtlich ihres Freundes Arm.

„Nun, du fragst ja gar nicht!" schmollte sie.

Heinz seufzte. Mirjam nahm das Leben doch wohl zu leicht. Immer konnte man ja nicht scherzen noch tändeln. Und er hatte sich so stürmisch auf dieses Wiedersehen nach dem Abiturium gefreut!

„Wenn du nichts sagst, kann ich auch schweigen!" sagte sie böse und zog ihren Arm aus dem seinen.

„Sollen wir nicht auch noch die Straße zwischen uns legen?" fragte er bitter.

Schnippisch erwiderte sie: „Oh, ganz wie es dem Herrn beliebt."

Im Augenblick war sie über die Straße gehuscht und ging nun mit festen großen Schritten, übermütig seinen Gang nachahmend, in der Lindenallee weiter. Die ganze Geschichte dünkte ihr ein köstlicher Spaß. Was fiel denn ihrem Ritter ein, heute so unliebenswürdig zu sein? War das der Dank für alles, was sie ihm so brennend gern erzählen wollte? Oh, sie konnte sich heute schon etwas zugute darauf tun!

Doch mit einem seltsam erstarrten Gesicht war Heinz auf dem Fußsteig stehengeblieben. Er war ganz blaß. „Mirjam!" rief er kurz und herrisch.

Sie stellte sich drüben in die gleiche Positur. „Heinz!" parodierte sie genau in demselben Ton.

Wie erschrak sie aber, als ihr Liebster kurzum kehrt machte und ohne sich auch nur einmal umzuschauen, den Weg zurücktrabte, den sie zusammen gekommen wären!

Mit gesenktem Kopf schritt er dahin. Sein Herz hämmerte heftig. So wenig also verstand ihn Mirjam! Und um ihretwillen war er seinem Isis fremd geworden!

Ein schneidender Schmerz hatte ihn gepackt. Wohl war die Sache nicht der Rede wert, — nur eine Kinderei — aber heute, — heute hätte sie nicht kommen dürfen.

Er hörte eine leise bittende Stimme hinter sich: „Ach Heinz, sei doch nicht böse!"

Böse . . .? Traurig war er; bitter enttäuscht. Der Tag war ihm verdorben. Müde senkte er die Stirn. Seine Nerven waren ja auch durch die lange Anspannung des Examens überreizt.

Das ist nie und nimmer eine Lebensgefährtin für dich! sagte ihm plötzlich eine innere Stimme, vor der er erschrak.

„Heinz . . . lieber Heinz . . ." schluchzte jetzt Mirjam ängstlich.

Er fühlte, wie es eiskalt geworden war in seinem Innern. Liebte er denn überhaupt noch diese kleine zierliche Tänzerin? Hatte er sie je geliebt — —?

Dieses Mal rüttelte ihn ein wahres Entsetzen — über sich selbst. Hatte sie ihm nicht ihr Alles gegeben? „Schuft!" flüsterte er vor sich hin. Was war Mirjams kindische Angst gegen das Grauen, das ihn aus hohlen Augen angrinste? War er denn herzlos, er, der sich heute einen Freund gewonnen, einen Freund, der auf sein Wohl, seine Kraft, sein Herz getrunken hatte?

„Heinz, ach Heinz, hast du mich denn gar nicht mehr lieb?" wimmerte Mirjams Stimmchen mit zerbrochenem Klang hinter ihm.

Seltsam! Daß sie just die Frage stellte, mit der er soeben selber rang!

„Herr Gott!" flüsterte er vor sich hin — „was ist mir denn? Gib, o gib mir meine Liebe wieder! Ich will, ich muß . . . sonst bin ich ja ein Lump . . ."

Und kalt und höhnisch tönte es in ihm: „Hast du dich etwa für etwas Großartiges gehalten?"

Mirjam sprach jetzt kein Wörtchen mehr. Mit flüchtigen Schritten eilte sie hinter ihrem Heinz her, das weiße Gesichtchen in Schreck und Jammer verzerrt. Krampfhaft biß sie in ihr Taschentuch, um nicht laut aufzuschluchzen.

Heinz hatte sie fast vergessen, so sehr war er mit sich und seiner furchtbaren Entdeckung beschäftigt. Er bog in die Alexanderstraße und stürmte mit langen Schritten in die Elisabethstraße hinein, ohne auch nur aufzusehen.

„Mirjam, kleine liebe Mirjam!" sagte er seinem unbotmäßigen Herzen, wie um es zur Nachgiebigkeit gegen Mirjam zu bewegen. „Wie war sie lieb! Wie oft hat sie mich verstanden! Wie konnte sie streicheln, liebkosen und schmeicheln! Kleines Schneeglöckchen..."

Etwas in seiner Seele begann leise zu weinen. Es weinte immer heftiger, wie ein kleines verstoßenes frierendes Kind. Seine Augen wurden feucht. Ein furchtbarer Schmerz schüttelte ihn. Bedurfte er solcher Schliche, um sein Herz einzuhätscheln? Was war denn noch echt an ihm? Was falsch?

Fluch den zwei Naturen in ihm! Mußte die eine notwendig das Werk der anderen vernichten? Konnten sie denn nicht in den ernsten und tiefen Dingen des Lebens einträchtig und Hand in Hand wandeln?

Ängstlich horchte er in sich hinein.

Liebte er Mirjam noch, oder liebte er sie nicht?

Antwort heischte er von seinem zwiespältigen Selbst. „Ehrliche Antwort! Ja oder nein!"

Und es schien ihm, als höre er etwas in sich über den großen dummen Jungen lachen.

„Schneeglöckchen!" wiederholte gleichzeitig eine weichere Stimme in seiner Seele zärtlich — „liebes Schneeglöckchen . . ."

Und mit einer brutalen Heftigkeit wandte er sich plötzlich um und stand seinem Schneeglöckchen, das tränenüberströmt in sich zusammenzusinken schien, Auge in Auge gegenüber. Erstaunt wichen die Passanten zur Seite.

„Mirjam!" schluchzte er heiß auf — „Kleine Mirjam!"

Er packte sie, hob sie hoch und stürmte mit ihr

als wie mit einem Raube in das nächste offene Hoftor hinein. Ein geputztes Dämchen sah ihm mit offenem Munde nach.

Nicht Mirjam allein, — die Gewißheit seiner Liebe hatte er sich gerettet!

Er stellte die Zitternde auf die Füße und umschlang sie wild. „Totküssen, ja totküssen!" stöhnte er.

„Verzeih!" schluchzte sie in heißer Reue — „verzeih!" Sie bat um Verzeihung! war das nicht wie Hohn?

„Still . . . still, Kind," murmelte er, „du weißt nicht, was du tust!"

Allmählich wurde es ruhiger in ihm. Zart und liebevoll küßte er ihre kleinen kalten Hände.

Oh — er hatte Abgründe und Untiefen in sich entdeckt, vor denen es ihm graute. Höllenqualen hatte er durchlebt — da unten in seiner Seele hob die alte böse Schlange, der Zweifel, ihr widriges Haupt.

„Hast du mich denn auch lieb?" fragte Mirjam noch ein wenig unsicher. Schon klang die alte kindliche Sorglosigkeit durch ihre Stimme.

„Warum fragst du, Kleinchen?"

„Ach, du weißt ja, ich bin manchmal so dumm. Nun bist du aber auch ganz gewiß nicht mehr böse?"

„Ja!" sprach er mit schwerem Ernst — „aber auf mich!"

Da lachte sie ihr silberhelles Lachen und hing sich wieder schmeichelnd in seinen Arm. „Und ich hab' dir doch so furchtbar viel zu erzählen. Die ganze Woche hab' ich mich darauf gefreut. Gehn wir weiter, ich erzähl' es dir dann ordentlich der Reihe nach. Nein, nicht heimwärts, — man könnte uns sehen!"

„Nun und wenn auch!" sagte er trotzig. „Schnorrs haben mir nichts mehr zu sagen. Ich bin ja von heute an ein freier Mensch."

„Aber du hast doch sonst Bekannte . . ."

Er lachte leichtsinnig. Gott, er war ja so glücklich! Langsam kehrte eine innige Wärme in seine Seele

zurück. Er konnte, ja, er konnte noch lieben — war er nicht reich?

„Gut, so gehen wir zur Strafe für uns beide wieder denselben Weg zurück.

„Ich unter den Linden und du wieder drüben?" fragte sie schelmisch.

„Oh, du Närrchen! Nein, dein Weg soll mein Weg sein."

„Also höre:" begann Mirjam mit großer Wichtigkeit — „ich werde vorigen Montag von Tante Rosa Kohen feierlich eingeladen. Sie selbst war zu meiner Mutter gekommen. Das ist immer ein Ereignis. Nun und wie ich erscheine, sitzt die ganze Verwandtschaft mit langen abwägenden Mienen beisammen, so wie die Richter aus dem Alten Testament, weißt du, — nein, so langsam kann ich's nicht erzählen, also mit einem Wort: der reiche Kaufmann Moses Feitelberg hat um mich angehalten!"

„Der Witwer? Der Vater meines Kameraden David?"

„Derselbe!"

„Das ist ja gemütvoll!" sagte Heinz trocken. „Nun und . . .?"

„Gott, es war eine fürchterliche Geschichte! Meine Leute waren trotz ihrer Würde außer sich vor Entzücken. Ich weinte, tobte, kratzte und schrie. Ich sperrte mich ein und rührte zwölf Stunden keinen Bissen an. Endlich ließ man mich in Ruh. Jetzt sagen sie, ich sei verrückt — ein solches Glück passiere einem nur einmal im Leben!"

Mirjam schüttelte ihre Locken und lachte hell.

„Wie? Auch Kohens haben dir zugeredet?"

„Der Onkel schon. Die Tante aber zog ein Gesicht, als könne sie es dem Moses Feitelberg gar nicht wünschen, ein so leichtsinniges Mädel wie mich zu erwischen. Weißt du, Heinz, ich glaube, ich fürchte, die Tante hat was gemerkt. Du solltest doch einmal wieder hingehen.

Übrigens herrscht dort großer Jubel. Der Vetter Moritz aus Petersburg ist heimgekommen, und in drei Wochen erwarten sie den Isidor."

„Was? Isis kommt in drei Wochen? Dann bin ich ja aber schon zu Hause!" rief Heinz in großer Bewegung.

„Du könntest ihn doch zuvor hier sehen, denk', die schöne Gelegenheit! Du siehst ihn vielleicht in Jahren nicht wieder."

Heinz drückte Mirjams Arm heftig und atmete rasch. „Ich kann Isis nicht mehr in die Augen sehen!" sagte er dumpf.

Erstaunt blieb sie stehen und sah ihn groß an.

„Aber Heinz . . . warum nur?" fragte sie betreten.

Schmerzlich rief er: „Verstehst du denn nicht? Unehrenhaft hab' ich an ihm gehandelt: du stehst ihm zu nahe. Dich hätt' ich um seinetwillen nicht nehmen dürfen! Darum geh' ich ja auch nicht mehr zu den Alten. Ich komme mir vor wie ein Lump und Betrüger."

Mirjams Augen wurden weit und starr. Ganz leise und sanft fragte sie: „Ich verstehe . . . aber sieh, Heinz, um meinetwillen darfst du's dem Isis ruhig sagen — er schweigt wie ein Grab, das weiß ich. Auf den kann ich mich verlassen. Und die anderen — auf die pfeif' ich! Sie haben mich ja nicht zu erziehen. Daß ich leichtsinnig bin, das hat mir die Tante Rosa alle Tage vorgehalten. Schließlich hab' ich's selber zu glauben begonnen."

Heinz war es, als habe jemand einen schweren Block von seiner Seele gewälzt. Er hörte nur immer wieder die Worte: „Dem Isis darfst du's ruhig sagen." Durfte er wirklich?

Er schwieg erschüttert. Aber sein Körper zuckte in heißem tonlosen Schluchzen zusammen, und über seine Wangen rann hastig im Weitergehen eine Träne nach der anderen.

Entsetzt schaute Mirjam zu ihm auf. So hatte sie

ihn nie gesehen. Sie machte sich ganz klein, am liebsten hätte sie sich weit weg, ganz fort aus der Welt gewünscht. War es möglich, daß ihr Heinz den Isis so liebhatte. Etwas wie Eifersucht kam über sie.

„Du sollst es ihm sagen!" rief sie jetzt beinahe heftig. Ein ungeheurer Trieb, großmütig zu sein, hatte sie erfaßt. „Du wirst es ihm sagen . . ."

Heinz schüttelte kaum merklich mit dem Kopf.

„Und wenn du's nicht tust, so sag' ich's ihm!" rief sie mit blitzenden Augen. „Ich will nicht, daß du um meinetwillen so unmenschlich leidest. Ich bin's ja auch, die sich dir an den Hals geworfen hat. Ich . . . ich allein!"

Es war ihr fast eine Wonne, sich anzuklagen, sich zu erniedrigen.

„Schweig!" sagte er rauh. „Ich kann das nicht hören."

„Aber du sollst!" rief sie glühend vor Großmut. „Ich bin ein ganz dummes, leichtsinniges Mädel. Heißes Blut hab' ich — was kann ich dafür? Dich hatt' ich lieb! Wärst du's nicht gewesen, so wär's eben ein anderer. Weggeworfen hab' ich mich darum nicht. War es nicht tausendmal besser, daß ich zu dir kam, als daß ich aus Trotz und Überdruß einen wirklich schlechten Streich gemacht hätte, ohne etwas zu fühlen? Davor hast du mich bewahrt. Ach, wenn du wüßtest, wie ich diese ewige Tugendbläserei in der Verwandtschaft satt habe! Ich bin eben Tänzerin, — das darfst du nicht vergessen!"

Heinz senkte den Kopf. Oh, wie sie ihn rührte und bezauberte zugleich! Wie er sie verstand! Und wie leid sie ihm tat! Er fühlte: sie war dazu bestimmt, ins Unglück hineinzutanzen mit ihren flinken kleinen Füßen. Sie hatte zu heißes Blut — jawohl. Und dennoch — wer durfte sie anklagen? Hatte sie nicht die Größe einer jungen Königin?

„Kleine Mirjam . . . kleine Mirjam . . .“ murmelte er überwältigt.

Sie aber war nicht mehr aufzuhalten. In dem Verlangen, ihn zu entlasten, ihm ein Liebes zu tun, raste sie auf der einmal betretenen Bahn der Großmut weiter.

„Du bist jederzeit frei!“ rief sie. „Ich habe nicht das Recht, dich zu halten. Das wäre eine Gemeinheit von mir, und in diesen Dingen bin ich klüger als du, denn du bist mein großer, kluger, dummer Junge!“

Schwelgend fuhr sie fort: „Gehen wir einmal auseinander, und das wird sein, — da laß ich mir nichts dreinreden, — so hab' ich dich doch liebgehabt, ganz echt, ganz ehrlich. Du bist doch einmal mein gewesen, und wir waren glücklich. Das kann mir niemand nehmen, keine aller dieser hochgeborenen tugendhaften Damen. Weh tun wird's schon,“ — sie lachte unter Tränen — „aber . . . ich schlag' ihnen allen ein Schnippchen — mein warst du doch einmal, und noch bist du ja mein liebster Herzens-Heinz!“

Sie lachte und weinte durcheinander. Ihre Stimme hatte den alten silbernen Ton.

Heinz preßte ihren Arm wie in einem Schraubstock. „Totküssen, totküssen möcht' ich dich!“ flüsterte er. Welch ein Narr war er gewesen!

Sie lachte. „Da sieh, — hinter den Büschen sieht's ja kein Mensch!“

Und wie zwei Schulkinder, die einen dummen Streich vorhaben, schlüpften sie hinter das dichte Laub und küßten sich satt und müde.

Ganz still kamen sie wieder zum Vorschein. Mirjams Augen glänzten wie Sonnen.

„Wirst du's also dem Isis sagen?“ flüsterte sie weich.

„Ja!“ sprach Heinz. „Mag's biegen oder brechen!“

Die Dämmerung war angebrochen. In den grünlichen Lücken der ziehenden Wolken tauchten blasse Sterne auf und verschwanden. Schnell wurde es dunkler und dunkler. In den Lindenkronen flüsterte es heimlich,

ein Murmeln und Flüstern tönte auch von dieser und jener Bank. Eng aneinandergedrückt saß hier und dort ein Pärchen. Auf dem treibenden Wasser des Stadtkanals zitterte unruhig und kraus das Bild des Mondes hin und her. Reihenweise flammten die Gaslichter in den Straßen auf.

Mirjam schmiegte sich leise an Heinz.

„Es war doch ein schöner Tag!" flüsterte sie glücklich.

„Ein großer, furchtbarer Tag war es!" sprach er.

Siebzehntes Kapitel.

So war denn Heinz zu einem befreienden Entschluß gekommen. Er mußte Isis sehen, mußte sich mit seinem Freunde aussprechen. Inzwischen lebte er in einem beschäftigten Müßiggang dahin, der ihn unbefriedigt ließ. Abschiedsbesuche bei allen Lehrern galt es zu machen, Briefe zu schreiben, an Vergnügungen mitzunehmen, was möglich war, zurückgestellte Bücher zu lesen, mit Mirjam zusammenzukommen — vor allem aber auf Isis zu warten.

Vier Tage nach seinem Abiturium erhielt er einen Brief von der kleinen Verena. Es war der erste Gratulationsbrief. Sie schrieb mit mühsamer Kinderschrift:

Jablonka, den 25. Mai 1886.

Lieber Heinz!

Ich gratuliere Dir sehr zu Deinem schönen Examen. Mama sagt, es ist sehr schwer, und jetzt bist Du ein Student. Ich denke alle, alle Tage an Dich, und Deine Märchen habe ich nicht vergessen. Jetzt habe ich auch Klavierstunde bei meinem Fräulein, aber das ist nicht das Richtige. Einmal war ich mit Mama in einem Konzert in Jekaterinoslaw, und da hat ein Knabe auf einer Violine gespielt. Das ist das Richtige und

das klingt viel schöner als Klavier, denn es singt von inwendig. Aber Fräulein Berg kann gar nicht auf der Violine spielen, und ich will doch so schrecklich. Kannst Du nicht in Riga ein richtiges Fräulein finden, die Violine kann? Ich will auch sehr aufpassen. Mama ist sehr viel krank, und sie muß immer husten und speien. Aber sie hat mir gesagt, ich soll Dich wegen der Violindame fragen. Du wirst schon wissen. Die anderen Stunden gibt mir auch Mama oder Papa, und Fräulein Berg fährt fort, aber Violine verstehen nur ganz wenige Menschen. Denn es ist sehr schwer. Darum vergiß bitte nicht die Violindame. Und sie soll mir alles anzeigen, was sie kann. Ich hab Dich furchtbar lieb, lieber Student Heinz und grüße Dich sehr. Ich will auch immer Dein Grashüpfer sein.

Deine liebe Verena.

Mit einem Gemisch von Rührung und Staunen überlas Heinz Verenchens Brief drei-, viermal. Es war doch ein ureigener Ton darin: wie ein zarter Schmelz lag über den unbeholfenen Zeilen ein überströmendes Empfinden — — und das war Sehnsucht. Gleichzeitig fühlte Heinz etwas wie Hochachtung vor dem kleinen Mädchen. Das wußte doch wenigstens genau, was es wollte. Und er . . .?

Beinahe wehmütig gestimmt gab er den Brief Mirjam zu lesen, als er sie das nächstemal in die Lindenallee bestellt hatte. Sie wollte sich ausschütten vor Lachen. Gleich darauf aber wurde sie ernst.

„Du, Heinz," sagte sie, „der Grashüpfer ist so was wie'n Genie. Wir haben auch so ein kleines Wurm in der Ballettschule gehabt. Die hat's zu was gebracht. Ich kenn' das. Solche Kinder gehen zugrunde, wenn sie nicht kriegen, was sie wollen. Wie sieht denn deine „liebe Verena" aus?"

„Häßlich!" sagte Heinz kurz. „Wie ein kleiner Affe mit zu langen Gliedern. Aber wunderschöne Augen hat sie."

„Da sitzt's!" meinte Mirjam tiefsinnig. „Die richtige Violindame muß gefunden werden. Ich will einmal unsern Kapellmeister fragen."

Es stellte sich heraus, daß der Kapellmeister eine frühere Schülerin empfehlen konnte, „ein kurioses Mädel," sagte er, „aber sehr talentvoll."

Also machte sich Heinz eines Morgens schön, zog seinen neuen Anzug an, rasierte sich sorgfältig, wählte eine Weile unschlüssig unter seinen Krawatten, entschloß sich für eine silbergraue, steckte eine Rosenknospe ins Knopfloch und begab sich zu Fuß über die Pontonbrücke in die Hagensberger Vorstadt.

Es war ein wunderschöner Tag. Breit und gewaltig dehnte sich der Dünastrom. Glänzende Lichter hüpften funkelnd darüber hin. Das Netzwerk der Eisenbahnbrücke stand weich und dunstig gegen die flimmernde blaue Luft; die Silhouette Hagensbergs breitete sich, malerisch von jungem Grün unterbrochen, zu einem farbigen Bilde aus. Geschäftig kreuzten Passagierdampfer und Boote den festlichen Strom. Die Pontonbrücke schwirrte voller Passanten.

Heinz dachte an seine Mission. „Kurios" sollte das Fräulein sein! Seltsam, er hatte fast immer die Menschen kurios gefunden, auch wenn sie ganz gewöhnlich waren. Selbst Schnorrs in ihrer Spießbürgerlichkeit erschienen ihm auf ihre Weise interessant. Sie alle hatten ihre Eigenheiten. Obwohl die Ameisen untereinander auch Charaktere und Individualitäten hatten? Dem Menschen war eine Ameise soviel wie die andere. Aber unter sich hatten sie gewiß ihre Unterschiede, wie auch die Menschen, denn die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit war ja unermeßlich. Wie aber mochten sie von ihrem Ameisenstandpunkt die stolzen Herren der Erde beurteilen? Wie riesenhafte wandelnde boshafte Berge mußten sie ihnen erscheinen.

Heinz lachte leise vor sich hin. Er fühlte sich glücklich und befreit heute. Merzings verliebte Augen fielen

ihm ein. Das ganze Schnorrsche Haus bemühte sich sichtlich um ihn, vielleicht in der Hoffnung, daß er als Polytechniker noch bei der Familie wohnen bleiben werde. „Schief gewickelt!" sagte er sich heiter. Er freute sich auf seine Freiheit, freute sich auf sein künftiges ungebundenes Leben. Ob denn Schnorrs nichts von seinen Spaziergängen mit Mirjam erfahren hatten? In der letzten Zeit hatte er oft alle Vorsicht beiseite gelassen. Was war denn auch weiter dabei? Konnte er nicht spazierengehen mit wem er wollte? Oder drückten sie nur aus unbekannten Gründen ein Auge zu? Wahrscheinlich. Es war ja im Grunde so gleichgültig. Herr Raimund Schnorr hatte ihn milde ermahnt, in Zukunft seine Musik nicht zu vernachlässigen. Heinz habe ein nicht unbeträchtliches Talent und das müsse er pflegen.

Von Nora sprach die ganze Familie in anerkennendem Tone, so als habe nie ein Zweifel sie berührt. Sie werde ihren Weg schon machen. Nora selbst schrieb nur selten. Heinz hatte im Laufe des verflossenen Jahres nur zwei Briefe von ihr erhalten. Es waren fast mehr Randzeichnungen als Worte darauf gewesen. Sie liebte es, sich selbst zu karrikieren. So hatte sie ihr „Schlaraffenleben" in knappen energischen Strichen dargestellt. Sie lag in einer Hängematte unter einem Apfelbaum, und die Äpfel wuchsen ihr fast in den Mund hinein. Sie saß fischend an einem Teich — die Fische und Krebse kamen scharenweise geschwommen und flehten darum, gefangen zu werden. Oder sie spielte Klavier, und die Noten waren lauter entsetzte Männerchen, die spornstreichs vor ihr Reißaus nahmen. Und endlich — sie schlief auf einer Wiese. Ein großer Frosch saß auf ihrer Brust und glotzte sie mit stumpfen Augen an, indessen ein Schwan sich mit mächtigem Flügelschlage aufwärts schwang und davonflug. „Mein Leben in Freud und Leid" stand darunter.

Eine ironisierende Schwermut sprach aus den talentvollen Blättchen.

Nora war doch erst recht „kurios", dachte sich Heinz. Doch verstand er sie gut. Ihm war sie ganz klar. Was die Leute im allgemeinen „sonderbar" nannten, war vielleicht das Einfachste von der Welt. Nun, er war recht gespannt auf die neue Bekanntschaft.

Schon war er drüben. Hagensberg trägt einen kleinstädtischen, fast ländlichen Stempel. Kleine, niedrige, häßliche Häuser oder große geschmacklose Kasernen, winkelige Straßen, ausgedehnte Gärten, Raumverschwendung, dürftige Behaglichkeit. Der Straßenverkehr war im Vergleich zu Riga gering.

Heinz zog die Uhr — halb elf schon. Er fragte einen Schutzmann nach der Lagerstraße. Eiliger als bisher trabte er vorwärts.

Endlich war er vor dem bezeichneten Hause. Er schellte, die Tür ward geöffnet und — Heinz prallte zurück.

Vor ihm stand wie ein Geist aus seiner Kindheit — — Mademoiselle!

Wie eine Springflut von Beweglichkeit und Leben stand sie in der Tür. Ihre Kleider raschelten, ihre Augen flackerten; ihr Gesicht war hagerer, älter und spitzer geworden. Sie war kaum mehr hübsch, aber es war Mademoiselle, kein Zweifel, es war Mademoiselle Cornélie Thimiot.

„Monsieur . . .?" fragte sie liebenswürdig lächelnd, „wen habe ich das Vergnügen zu begrüßen?"

„Verzeihung!" stotterte Heinz, „ich möchte Fräulein Mary Riesler sprechen. Wohnt sie nicht hier?"

„Mary!" rief Mademoiselle in scharfem Tone über die Schulter zurück, „es ist jemand da, der Sie sehen will."

Und so als sei der junge Herr nicht mehr ihrer Beachtung wert, flatterte sie, mit den Ellbogen, Schultern und Armen wippend, wie eine aufgeregte Fledermaus davon.

Heinz hatte sich von seinem Staunen noch nicht

erholt, da betrat das Zimmer mit kurzen Schritten eine junge Dame, die ihn näher hereinnötigte. Sie war einfach, ja fast zu einfach gekleidet. Ihr rassig schmaler Kopf saß über einem hohen steifen Kragen, der ihr eine straffe Haltung gab. Das blondbraune Haar war glattweg zurückgerissen und in einem Knoten im Nacken zusammengedrängt. Heinz fielen gleich ihre wohlgeformten Hände und die dunkelgrauen seelenvollen Augen auf. Hundeaugen! dachte er.

„Mein Name ist Stürmer," stellte sich Heinz vor. „Durch den Kapellmeister Schröder hörte ich von Ihnen."

„Bitte nehmen Sie Platz!" sagte Fräulein Riesler um einen Grad freundlicher.

Sie setzten sich. Heinz bemerkte im Fluge, daß die Möbelüberzüge grün und schäbig waren. Ruhig und erwartungsvoll sah ihn das junge Mädchen an. Er fühlte, hier mußte er ohne Umschweife klar und kurz auf sein Ziel losgehen.

„Würden Sie geneigt sein, einem kleinen achtjährigen Mädchen, einer Kusine von wir, Violinunterricht zu geben, gnädiges Fräulein?" begann er.

„Hat das Kind Talent?"

„Ich glaube, ja. Vor allem hat die Kleine Sehnsucht, etwas zu lernen."

„Hm. Kann ich das Mädchen sehen?"

„Das ginge schwer. Die Kleine lebt nicht hier, sondern im Reichsinnern."

„Weit?" fragte Fräulein Riesler.

„Im Jekaterinoslawschen."

„Ja, — dann handelt es sich doch wohl um einen Posten als Hauslehrerin?"

„Ungefähr so. Aber gnädiges Fräulein, ich glaube, dieser Brief wird Ihnen besser sagen, was gewünscht wird, als viele Worte." Mit einer Verbeugung überreichte Heinz der Dame Verenchens Brief.

Sie überflog ihn rasch, stutzte, lächelte und las ihn aufmerksam noch einmal.

Heinz beobachtete sie gespannt. Welch ein wahrer, herber Mensch, ohne jede Eitelkeit! dachte er — und da habe ich mich nun so lächerlich aufgestutzt! Das wäre sicher die „richtige Violindame" für Verenchen. Ob sie darauf eingeht? Hm, es scheint so. Hurrah! Gewonnen!

Fräulein Riesler lehnte sich in ihren Stuhl zurück, schlug einen Fuß über den anderen und sah Heinz gerade in die Augen.

„Ich will einmal ganz klar und offen mit Ihnen reden. Übrigens, rauchen Sie?" Sie zog ein Zigarettenetui und reichte es Heinz. Langsam und bedächtig zündete sie eine Zigarette an. „Ich darf wohl sagen, daß ich mein Instrument genügend beherrsche, um einem begabten Kinde etwas beizubringen. Das Unterrichten ist im übrigen meine Sache nicht. Ich habe bereits einige Konzertreisen hinter mir. Um zu reisen und etwas zu unternehmen, für Reklame und alles übrige aber braucht man Geld. Das fehlt mir. Daher wäre ich nicht abgeneigt, auf ein bis zwei Jahre die Stellung anzunehmen. Binden möchte ich mich in keinem Falle. In Riga in künstlerischer Hinsicht etwas zu unternehmen ist ausgeschlossen, wenn es an Protektion fehlt. Nur was von Deutschland her anerkannt ist, hat hier Aussicht auf Erfolg. Einheimische Kräfte werden nicht geschätzt, oder erst nach ihrem Ableben. Mehr oder weniger ist das überall so. Aus Gründen, die nicht hierher gehören, ist mir der Aufenthalt daheim unerträglich. Ich nehme also Ihren Vorschlag an, wenn das Honorar dem einer Erzieherin gleichkommt. Unter 400 Rubeln jährlich möchte ich die Stellung nicht antreten, das Reisegeld extra."

Heinz erhob sich freudig.

„Ich glaube sagen zu können, daß meine Verwandten damit einverstanden sein werden."

Sie streckte ihm die Hand entgegen. Er nahm sie rasch und zögerte noch einen Augenblick.

„Verzeihung, mein Fräulein, ich irre mich doch nicht, wenn ich in der Dame vorhin Fräulein Cornélie Thimiot erkannt habe?"

Die Augen Mary Rieslers wurden hart.

„Sie kennen sie?" fragte sie erstaunt.

„Ich habe sie gekannt," sprach Heinz mit Nachdruck, „und ich wünsche sie nicht mehr zu kennen."

Sie lachte hart auf. „Ja, es geht noch mehr Leuten so," sagte sie mit bitterem Humor. „Ich verzichtete auch gern auf diese Bekanntschaft. Das dürfen Sie mir glauben. Aber sie lebt schon seit Jahren in Riga und ist meinem Vater bei einer Übersetzung aus dem Französischen behilflich, — und da ist nichts zu wollen. Übrigens geht's mich ja weiter nichts an — oder doch einigermaßen —" verbesserte sie sich und fuhr mit plötzlicher Offenheit fort: „Ich räume ihr eben den Platz. Lieber freilich bliebe ich hier, aber . . ." sie zuckte die Achseln.

Heinz begriff. „Auch ich habe mit meiner Mutter ihr einmal den Platz geräumt, es war vor neun Jahren," sagte er leise.

„So sind wir demnach Leidensgefährten! Ja, es gibt wunderliche Metiers! Also, ich nehme die Stellung an, Herr Stürmer, schreiben Sie nur Ihren Verwandten. Soviel an mir liegt, will ich alles tun, um Sie zufriedenzustellen."

„In acht Tagen hoffe ich definitive Antwort zu haben."

„Je eher, desto besser. Ich reise gern fort!" rief Fräulein Riesler und schüttelte diesmal Heinz mit einer herzlichen Kameradschaftlichkeit die Hand.

Er stand auf der Straße und stieß zwischen den Zähnen einen leisen Pfiff hervor. Noch lange kam er aus einer dumpfen Verwunderung nicht heraus.

So war denn Mademoiselle, der böse Geist seiner

ersten Jugend, geblieben, was sie gewesen: ein abwärts rollendes Rad. Wie lange noch und sie mußte abgenutzt und mürbe zerbrechen, zerschellen! Gerechtigkeit? Kausalitätsgesetz? fragte sich Heinz. Eins hing mit dem anderen zusammen. Vielleicht aber, — undenkbar war's ja nicht — hatte Cornélie Thimiot endlich den gehofften Erfolg! Ob Herr Riesler Witwer war? Fast schien es so. Dann freilich ... doch was ging Heinz Cornélie Thimiot noch an?

Er durfte mit dem Erfolge seines Besuches zufrieden sein: Verenchen war geholfen.

Die Tage und Wochen liefen leidlich hin. Als nun aber Heinz eines Morgens mit klopfenden Pulsen auf dem Bahnsteig stand und die Lokomotive, die ihm seinen Isis bringen sollte, mit dumpfem Schnauben heranrollte, — da schien es ihm, als sei der ersehnte Augenblick merkwürdig plötzlich über ihn gekommen.

Vor Erregung wurde er bleich, seine Nasenflügel bebten; tief holte er Atem.

Aus einem Wagen dritter Klasse schob sich ein schmächtiger todblasser Mensch und spähte hastig den Bahnsteig entlang.

Isis! Großer Gott, der sah ja besorgniserregend aus.

„Heinz! Endlich! Bist du's auch wirklich? Stattlich bist du aber geworden!"

Schwer atmend lagen sich die Freunde in den Armen.

Heinz hatte sich sofort mit Isis' Reisetasche beladen.

„Tu mir die Liebe und komme gleich mit mir in ein Hotel," sagte er rasch. „Oder wissen die Deinigen, daß du mit diesem Zuge kommst?"

Isis sah seinen jungen Freund besorgt an. Rasch antwortete er: „Nein, ich habe ihnen nur den Tag, nicht die Stunde meiner Ankunft geschrieben."

„Ist es dir recht, wenn wir ins Hotel Bellevue gehen?"

„Wie kannst du fragen? Mir ist alles recht, Heinz."

Schweigend schritten sie aus. Heinz faßte Isis unter den Arm. Fast überragte er ihn um einen ganzen Kopf.

Sie standen vor dem Portier. Heinz forderte ein Zimmer auf ein paar Stunden und drückte den Wunsch aus, ungestört zu bleiben.

Ein Kellner stieß eine Tür vor ihnen auf.

Sie traten in einen behaglichen Raum; Heinz verschloß die Tür. Stumm stand er seinem Freunde gegenüber. „Setz' dich," sagte er endlich heiser, — „du wirst müde sein."

Aber Isis legte ihm beide Hände auf die Schultern und sah ihm tief in die Augen. „Was steht zwischen uns beiden, Heinz?" fragte er leise.

Es huschte ein Funke von sonderbarer Selbstzerstörungslust durch den Blick seines ehemaligen Schülers; ein gequälter müder Zug legte sich um seinen Mund.

Doch ohne mit der Wimper zu zucken, erwiderte er hart:

„Eine gelebte Lüge ... mehr noch, — ein Verrat!"

Isis' Augen schimmerten von einer tiefen Wärme.

„Sprich!" sagte er sanft.

Heinz würgte an den Worten: „Es ist ... es ist Mirjam, ich ... ich habe sie ..."

„Sie ist deine Geliebte ...?" fragte Isis leise.

„Ja!"

Nun war es heraus! Schweigend standen sie einander gegenüber. Heinz war in diesem Augenblick noch bleicher als sein Freund.

„Du hast sie noch lieb?" murmelte Isis. Er wandte sich ab und sah schweratmend zum Fenster hinaus.

In wildem Entsetzen starrte ihn Heinz an. „Du ... du auch, Isis?"

Ein leises Kopfschütteln. „Nein, Heinz, — sie war mir nur eine Art Schwester, nichts mehr."

Nichts mehr ... wie bitter das klang.

Mit erloschenem Gesicht wandte sich Isis um. Seine Züge schienen sich verfeinert zu haben — hager und leidend die Nase, erstorben der Glanz der Augen.

„Heinz ...! Ich danke dir für deine Ehrlichkeit ..."

Er dankte!

Im Gefühl seiner Verlassenheit lehnte sich Heinz an die Wand. Leer starrte er vor sich hin.

Isis trat auf ihn zu. „Ich muß es erst wieder lernen, mich in dir zurechtzufinden," sagte er weich. „Nicht auf das Was, sondern auf das Wie kommt es ja bei allen Dingen an. Aber eins muß ich dir sagen, — — gib dich keinen Illusionen hin. Auf die Dauer ist das nichts für dich."

In diesem Augenblick wurde heftig an die Tür gepocht.

„Macht auf, macht auf! Ich bin's!" rief Mirjams helle Stimme.

Ruhig drehte Isis den Schlüssel herum.

Lachend, tränenüberströmt, erregt und zitternd stand Mirjam in der Tür. „Guten Tag, lieber Isidor, willkommen! Ich sah euch von weitem in das Hotel treten, hab' mich natürlich zum Zuge verspätet, — da bin ich euch nachgelaufen. Nun, du weißt ja wohl schon alles, nicht wahr?"

Sie hatte Isis' Hände ergriffen und zog ihn in die Mitte des Zimmers. „Aber eins hat dir Heinz gewiß nicht erzählt und darum bin ich hergekommen."

Mit heißen Augen sah sie ihren Vetter an. „Ich ... ich allein bin schuld, hörst du! — Ganz bewußt, ganz klar war ich mir und ich bereue — nichts." Sie schüttelte energisch ihren roten Kopf und wiederholte: „Nichts. Nein, Isis, das darfst

du nicht von mir verlangen! Das geht über meine Kräfte."

Erschüttert sah er sie an.

„Und deine Mutter . . .? Und deine Zukunft . . .?"

„Mutter weiß nichts . . . und Zukunft? Ach, Isis, kennst du mich denn noch immer nicht? Was ist einer Tänzerin Zukunft? Froh sollteſt du sein, daß ich mich nicht weggeworfen habe!"

In einer seltsamen Erstarrung hatte Heinz dagestanden. Jetzt fuhr er auf: „Für Mirjams Zukunft bürgt —"

Aber hart unterbrach ihn Isis. „Schweig, Heinz! Keine voreiligen Versprechungen! Ich als Freund verbiete dir — — daß Mirjam sich ihre Zukunft verdorben hat, berechtigt dich nicht, das gleiche zu tun."

Mit einer Miene, als hätte sie alle Schätze der Welt zu vergeben, sagte Mirjam leuchtend: „So! Das ist recht, Isidor. Frei ist Heinz wie ein Vogel. Nur so kann ich ihm gehören!"

Überwältigt setzte sich Isis auf das Sofa. Seine Augen waren feucht.

„Ich habe viel nachzuholen, manches umzulernen," murmelte er — „Kinder . . . Kinder!"

Mirjam kauerte sich neben ihn hin. Er streichelte sie betrübt und fast wider Willen.

„So. Jetzt kann ich ja wieder gehen!" sagte sie nach einer Weile freudig gerührt. „Die Hauptsache ist gesagt. Du hast dich übrigens sehr verändert, Isidor, bist du viel krank gewesen?"

Er machte eine abwehrende Handbewegung. Mirjam sah ihn treuherzig an, küßte ihn leicht auf die Stirn, reichte Heinz still die Hand und schlüpfte wieder zu Tür hinaus.

Es war, als hätte sie einen Teil Helligkeit mitgenommen.

Isis stand auf und trat zu Heinz. Er sah, wie etwas in ihm aufwallte, etwas Schmerzliches, Wildes.

„Still ... still, Heinz! Jetzt weiß ich genug. Ich habe übrigens meinen Fluß mit den zwei Strömungen wiedergesehen. Er ist mir dennoch von allen Flüssen der liebste, Heinz."

Liebevoll streckte er ihm die Hand hin.

Zwischen den Zähnen stieß Heinz die Worte hervor: „Isis ... ich danke dir!"

Achtzehntes Kapitel.

Über Nacht war aus Riga eine weiße Stadt geworden. Weiß die Straßen und Dächer, weiß die Simse und Vorsprünge der nachdenklichen grauen Gebäude. Die Laternenpfähle hatten weiße hohe Mützen aufgesetzt. Demütig duckten sich die Bäume in den Anlagen unter der Schneelast, die ihnen über Nacht zu tragen auferlegt worden war. Die weiten Rasenflächen, sonst der Tummelplatz wilder Blättertänze, ruhten friedlich unter der feierlichen weichen Decke und schlummerten.

Schwarz nur und düster hoben sich von dem festlichen stillen Weiß vorübereilende Menschen und jagende Fuhrwerke.

Alles eilte, hastete, rannte. Wenige verstanden zu wandeln.

Zum Wandeln und Wandern gehört mehr und weniger, als die meisten haben. Dazu gehört Zielosigkeit.

Langsam schlenderte Heinz über die Basteibrücke, die in sanftem Schwunge beide Ufer des Stadtkanals verbindet. Hüben und drüben standen Bäume und Sträucher in bleicher winterlicher Verzauberung und streckten ihm grüßend die Zweige entgegen. „Silberparadies!" murmelte er vor sich hin. Dabei

fiel ihm ein Märchen ein, das er seiner kleinen Kusine Verena vor viereinhalb Jahren erzählt hatte. Er selbst hatte es erdacht. War wirklich seither soviel Zeit verflossen?

Seit dreieinhalb Jahren war er nun schon auf dem Polytechnikum. Unbefriedigt, ziellos war er geblieben. Sein hochgelegenes Stübchen in der Alexanderstraße hatte Tage dumpfer Verzweiflung und Stunden glückseligen Jubels miterlebt. Die Tage kamen und gingen, und jeder Tag brachte altes und neues an Erfahrungen, Trübungen, Wandlungen und Lichtblicken. Noch immer wälzten sich die Doppelströmungen seines Wesens unvermischt und ungeteilt nebeneinander her, in schmerzlicher Schwere, in hinreißender Bewegtheit. Ein Strombett aber umfing beide, ein blühendes heißes Leben gab jeder Strömung ihren Gehalt, ihr Tempo und ihre Farbe, und beiden Wesenshälften winkte endlich ein Ziel.

Noch aber hatte er sein Ziel nicht gefunden. Er fand keine Freude an seiner Arbeit. Die Unpersönlichkeit der rastlosen Maschinen, die Gedankenlosigkeit, die ihre entfesselten Kräfte bei denen hervorbrachten, die sie tätig und stumpf zugleich bedienen mußten, die Einförmigkeit und Massenwirkung ihrer Leistungen machten ihn müde und lähmten seine aktiven Energien. Maschineningenieur wie sein Vater konnte er nimmer werden. Ein anderes war es, wenn er ein Werk seiner Eingebung vor sich hätte wachsen und werden sehen dürfen. Seine Idee in Stein verkörpert allmählich aufragen zu sehen, geheimnisvoll erfüllt von seinem eigenen Leben — ja, das mußte ein Genuß sein. Vorerst aber standen seine Ideen nur als Entwürfe und Pläne auf dem Papier, und seine Professoren schüttelten dazu verwundert die Köpfe. „Zu phantastisch, zu mächtig das alles!" sagten sie wohl. „Wo meinen Sie, daß Sie solche Bauten aufführen dürften? Sie müssen mit dem Staatssäckel

rechnen, lieber Stürmer. Für einen Vanderbilt oder einen anderen Krösus Amerikas vielleicht ein ganz netter Spaß — nicht aber für unsere hiesige nüchterne Welt."

Heinz mußte sehen, wie andere, weit minderbegabte Kameraden ihm zuvorkamen mit ihren ausführbaren Entwürfen. Von Zeit zu Zeit überwältigte ihn eine große Müdigkeit, ja ein Ekel vor seiner Arbeit. Sein Verhältnis zu Mirjam, die ihn hin und wieder aufsuchte, gestattete keinen regen Verkehr mit Kameraden. Er lebte abgeschlossen und einsam, hielt sich von der Geselligkeit studentischer Verbindungen fern fühlte doch leise, daß Mirjam ihm nicht mehr ganz war, was sie gewesen. Dazu bekümmerten ihn Verhältnisse, denen er ebensoviel machtlos gegenüberstand wie seiner Doppelnatur. Es ging zu Hause nicht gut. Von Jahr zu Jahr mußte er mit ansehen, wie die Mutter immer gedrückter wurde, wie sie, die Augen voller Tränen, leise und kümmerlich durch die Räume schlich, ja kaum laut zu sprechen wagte. Denn sie verzehrte sich in Sehnsucht nach ihrem einzigen Sohne, verzehrte sich in Sehnsucht nach ein wenig Liebe.

Der Vater aber hielt es kaum mehr für nötig, das unwürdige Doppelspiel zu verbergen. Heinz hatte den stattlichen Mann eines Tages wahrhaftig an der Nähmaschine betroffen, eine Spitzenbordüre an die Überdecke seiner Geliebten nähend.

Bleich vor Entrüstung war er auf seinen Vater zugetreten. Auf die Arbeit weisend hatte er gerufen: „Eine männliche Penelope also — nur alles — im umgekehrten Verhältnis!"

Und darauf hatte der Ingenieur kalt erwidert: „Bekümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten, mein Lieber. Mir imponierst du übrigens nicht mit deinen mythologischen Kenntnissen!"

Heute nun hatten die Dinge eine Wendung genommen, welche Heinz einerseits eine Last von der

Seele nahm, eine andere ihm dafür aufbürdete. Die Mutter schrieb, daß sie zu ihrer Schwägerin nach Südrußland verreisen wolle.

Er zog den Brief aus der Tasche und überlas ihn noch einmal:

„Tante Lonnys Zustand wird immer bedenklicher. Es scheint ein schweres Lungenleiden im Gange zu sein. Da halte ich es nach vielen, vielen Erwägungen doch für geboten, zu meinem Bruder zu ziehen. Das Wiedersehen mit Dir, mein Liebling, wovon ich ja von Sommer zu Sommer zehre, fällt nun freilich ins Wasser. Das ist vielleicht das schwerste Opfer, das ich jemals im Leben gebracht habe. Aber es muß sein, dort ist meine Gegenwart notwendig, sowohl für Tante Lonny wie für Verenchen und meinen Bruder. Hier — ach Heinz, — hier braucht mich ja niemand. Wie lange ich fortbleibe — wer kann es sagen? Vielleicht werden Jahre vergehen müssen, bis wir uns wiedersehen. Gott schütze Dich, mein Kind!"

Seine Augen wurden feucht. Wütend ballte er die Fäuste. Die Worte: „Ach Heinz, — hier braucht mich ja niemand," schnitten ihm ins Herz. Leuchtend, groß stand seine Mutter vor ihm da. Kein Wort der Anklage war ihr entschlüpft, und dennoch, was war ihr Brief anders als eine wehmütige Klage?

Selbständig werden, auf eigenen Füßen stehen und der Mutter ein Heim bereiten — — welche Wonne und . . . welche Unmöglichkeit!

Heinz senkte den Kopf und schritt grübelnd durch die Märchenwelt der schweigenden Bäume. Mit einem Male hörte er eine wohlbekannte Stimme und schrak auf.

„Guten Tag, Stürmer, wir haben uns lange nicht gesehen."

Mit hochgehobenen Röcken trippelte Merzing Schnorr ihm entgegen.

Heinz zog die Mütze und grüßte. Merzing reichte ihm mit angemessener Vertraulichkeit die Hand.

Sie war jetzt ein großes hübsches Mädchen. Nur ihre runden neugierigen Glasaugen über der stark-gebogenen Nase erinnerten Heinz fatal an einen Papagei.

„Stürmer," begann Merzing ein wenig unsicher, „Ich möchte Sie etwas fragen."

„Ich stehe zu Diensten, Fräulein Schnorr."

„Aber Sie dürfen mich nicht auslachen." Es klang eine verhaltene Sorge durch ihren Ton.

„Wie käme ich dazu?"

„Gehen wir ein wenig auf und ab, dann spricht sich's besser," sagte Merzing atemlos. Sie sprach hastig und gedämpft zugleich. Ihre Worte überstürzten einander, das Gesicht blieb dabei werkwürdig unbewegt, nur die Augen funkelten bald stechend, bald vergnügt.

„Haben Sie Nachrichten von Rodern?"

„Ich stehe mit Rodern nicht in Korrespondenz. Zufällig weiß ich durch meinen Freund Scheffzoff, der ja auch Mediziner ist, daß Rodern in der Petersburger Augenklinik arbeitet."

„Er ist also gesund?" schnappte Merzing aufgeregt.

„Wie ein Fisch im Wasser, soviel ich weiß."

Merzing atmete schwer. Endlich sah sie Heinz flehend an: „Ich hab' noch etwas auf dem Herzen, sehen Sie, Stürmer, ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen will, aber ich habe ein schrecklich großes Vertrauen zu Ihnen."

Heinz verbeugte sich schweigend.

„Nein, seien Sie doch nicht so formell!" rief sie weinerlich. „Ich möchte einmal wie zu einem älteren Bruder mit Ihnen sprechen. Edmund ist ja so dumm, und ich habe sonst niemand."

„Ihre Frau Mutter ..." warf Heinz höflich ein.

„Das ist's ja eben!" rief Merzing wild, „meine Mutter hat mir mit ihren Ratschlägen die ganze Geschichte verpfuscht!"

„Welche Geschichte?"

„Nun, die mit Rodern, ich war doch schon beinahe mit ihm verlobt."

Beinahe ist gut! dachte Heinz belustigt.

Merzing sah ihn herzbeweglich an.

„Also ich erzähle Ihnen die Geschichte," sagte sie hastig. „Rodern hat mir furchtbar den Hof gemacht — den ganzen vorigen Winter. Ich wurde schon von allen daheim beständig ‚unsere Baronin" genannt. Wir hatten ein paar Tanzgesellschaften, immer hat er fast nur mit mir getanzt. Es fehlte noch gerade das eine Wort, — das mich für ewig an ihn gebunden hätte," setzte sie verschämt hinzu. „Mama konnte unseren Verlobungstag gar nicht erwarten — da gab sie mir den Rat, zwischendurch recht schnippisch gegen Rodern zu sein, ‚denn', sagte sie, ‚die Männer lieben das. Einmal muß man sie anziehen, einmal abstoßen. Dann müssen sie sich mit uns beschäftigen, ob sie nun wollen oder nicht.' Das klang nun alles ganz schön und gut, aber als ich das ausprobierte, da sah mich Rodern verwundert an und sagte: ‚Fräulein Schnorr, so kenn' ich Sie ja gar nicht!' —, Sie sollen mich eben von allen Seiten kennen lernen,' sagte ich, und er: ‚Nein, ich danke, ich hab' gerade an der heutigen genug.' Und dann ist er fortgegangen, — ich habe ihn kein einziges Mal wiedergesehen. Und wie sehr habe ich auf ihn gewartet! Auf alle meine Briefe hat er mir keine Zeile erwidert, und ... und jetzt bin ich so unglücklich!"

Merzing brach in eine Flut von Tränen aus und preßte die Hände gegen das Gesicht. Zwischen den halbgeschlossenen Fingern hindurch sah sie Heinz ratlos an und fragte schluchzend: „Was soll ich nun machen?"

Mit verzwicktem Ausdruck betrachtete er sie. Ja, da war freilich guter Rat schwierig. O Unnatur, o Unvernunft! Das also waren die Erziehungsfrüchte der Frau, die eine nackte Statue für unanständig erklärt hatte!

„Da ist nach meiner Ansicht gar nichts zu machen, Fräulein Schnorr, am besten, Sie vergäßen ihn."

„Nie!" rief Merzing schwungvoll. „Ich folge ihm bis an das Ende der Welt!"

„Das wäre das Aussichtsloseste, was Sie tun könnten!" meinte Heinz trocken.

Merzing sah ihn verwundert an. „Warum denn?" fragte sie verwirrt.

In Heinz erwachte der Humor. „Ja, sehen Sie," sprach er ernsthaft, „wir Mannsleute sind darin komisch. Wir wollen erobern, besiegen, wir wollen uns blutige Mühe geben um die, die wir lieben. Sobald aber ein Mädchen uns ihre Anhänglichkeit und Treue — an sich sind's ja köstliche Dinge — zu sehr entgegenbringt, so —" er zuckte die Achseln.

Merzing horchte andächtig, als lausche sie einer Offenbarung.

„Ja so!" sagte sie enttäuscht. „Aber es muß doch unsere Treue euch Männer rühren. Papachen erzählt immer, wie gerührt er war, daß Mama trotz mehrerer vorteilhafter Anträge zu ihm gehalten hat."

Papachen ist eben kein Mann! wäre es Heinz beinahe entschlüpft. Glücklicherweise hielt er die unselige Bemerkung rechtzeitig zurück.

„Ich kann Sie versichern, Fräulein Schnorr," sagte er väterlich, „wir Männer sind ein abscheuliches Volk. Wir lieben unseren Gegensatz. Was wir uns nicht erkämpfen, das hat für uns keinen Wert. Kehren Sie die Sache einmal um: geben Sie Rodern kein gutes Wort, schreiben Sie ihm keine Zeile mehr. Vergessen Sie ihn so hurtig wie möglich. Vor allen Dingen, erinnern Sie ihn nie an Versprechungen!"

„Er hat mir ja leider nichts versprochen!“ jammerte Merzing. „Das sollte eben noch kommen. Nur einmal, als ich eine Marzipantorte gebacken hatte, sagte er: ‚Solche Torten möchte ich mir mein Leben lang von ihnen backen lassen.‘ Und daran hab' ich ihn allerdings zweimal erinnert. Das war wohl sehr dumm von mir!“ schloß sie kleinlaut.

„Ja, Fräulein Schnorr, das war sehr dumm!“ sagte Heinz mit mitleidigem Tadel.

Sie streckte ihm beide Hände entgegen. „Ich danke Ihnen, Sie sind so gut, Stürmer. Sie verstehen meine Gefühle!“

Ja freilich verstand er sie. Um wieviel höher stand ihm aber seine kleine feurige Mirjam! Er dachte mit tiefer Zärtlichkeit an sie.

Eine Dame kam den verschneiten Winterweg durch die weißen Büsche und Sträucher gegangen.

„Gott, das ist ja Mama!“ rief Merzing verstört. „Wenn sie uns zusammen sähe!“

„Nun, dann begrüßen wir sie eben recht schön!“

„Nein, nein, Sie wissen ja nicht, wie streng Mama ist! Im Hause, wo's niemand sieht, da nimmt sie's nicht so genau, aber auf der Straße! Bitte, kehren Sie um, Stürmer!“

Er tat ihr den Gefallen. Merzing setzte mit langen Hasensprüngen über die weiße Rasenfläche in einen anderen Parkpfad hinein.

Kopfschüttelnd sah er ihr nach. Ihm war die Freude an dem Frieden der reinen winterlichen Natur gestört. Er schritt eilig nach Hause.

Heinz hatte sich sein hochgelegenes Nest gemütlich eingerichtet. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch mit verstellbarer Platte, den er sowohl zum Zeichnen als zum Schreiben benutzte. Oft, während er mühsam arbeitend den Grund und Aufriß von Stadthäusern, Stationsgebäuden, Lagerräumen be-

rechnete, flogen ihm wie von ohngefähr phantastische architektonische Gebilde zu, die er nebenbei entwarf. Diese Dinge lebten, denn sie waren von einem besonderen Geiste erfüllt. Eine besondere Sehnsucht, ein Ringen besonderer Art drückte sich in ihnen aus. Er hatte auch hier zwei getrennte Richtungen. Da waren heitere festliche Gebäude mit griechischen Säulen und Fassaden, die sich freudig auf der Erde auszubreiten schienen. Da waren aber auch düstere, gewaltig aufstrebende Bauwerke, die in feurigem Sehnen himmelan wuchsen — Asketen und Weltkinder eigener Art. Aber die Ausführung der ihm vom Polytechnikum gestellten Aufgaben blieb frostig, tot und langweilig. Vergessen und übereinandergeschichtet lehnten in einem Winkel die Reißbretter mit solchen totgeborenen Entwürfen. Heinz mochte sie nicht ansehen.

Auf zwei Büchergestelle rechts und links von seinem Tisch hatte er seine Lieblingsdichter zusammengetragen: Goethe, Shakespeare, Dostojewski, Dante, Balzac und Flaubert. In diesen Großen fand die Zwiespältigkeit seiner Veranlagung volles Genüge. Hatten sie nicht in höchster Formvollendung große Welten geschaffen?

Über einem Pianino hing die Totenmaske Beethovens; ihr gegenüber an der anderen Wand über dem Bett Goethes Kopf in Gips. Rings von den Wänden grüßten Böcklinsche Fabelwelten in Stichen, die Heinz besonders liebte. Ein Schaukelstuhl, ein Schrank, ein kleines Sofa füllten das Zimmer vollständig. Matte gobelinartige Vorhänge gaben mit ihren feinen warmen Farben dem Zimmer ein vornehmes und stilles Gepräge und schlossen das allzu dreiste Licht der drei Fenster freundlich-ernsthaft aus.

In diesen vier Wänden auf seinem Schaukelstuhl hin und her wippend, saß Heinz oft mit geschlossenen Augen und ließ die Erscheinungen seines Lebens langsam an sich vorüberziehen. An den Geschicken der verschiedenen ihm bekannten Personen liebte er es,

zu spinnen und ihre Führungen mit ihrem Wesen in Einklang zu bringen.

Da war Fräulein Riesler mit ihrem geraden herben Charakter, eine ernste Künstlernatur. Sie hatte daran Genüge gefunden, der kleinen, genial veranlagten Verena ihr ganzes Können hinzugeben, um sie zu fördern. Ihren eigenen Ehrgeiz, die eigenen Pläne hatte sie still beiseite geschoben.

Da war Nora. Ihre große Liebe war unerwidert geblieben, aber sie hatte sich in der Persönlichkeit des geliebten Mannes nicht geirrt. Sich selbst und ihre gebrochene Gesundheit begann sie langsam wiederaufzurichten. „Ich bin nun fest entschlossen, eine ehrsame alte Jungfer zu bleiben," schrieb sie an Heinz. „Die Musik habe ich hübsch beiseite gelegt. Sie rührt zu viele Wunden auf. Seit wir in Petersburg wohnen, besuche ich fleißig die Akademie und hoffe, — es wird noch einmal ein leidliches Malweibchen aus mir. Die Freibillette, die ich Schnorrs für mein erstes Konzert liebevoll zugedacht hatte, werde ich ihnen in Ewigkeit schuldig bleiben müssen."

Mehr noch als Nora beschäftigte Heinz sein Isis. Er war noch immer sein Isis, das empfand er mit tiefer Dankbarkeit. Treue hatte sein Freund ihm gehalten, trotz allem. Aber in seinem forschenden stillen Blick hatte manchmal ein Staunen gelegen, das Heinz nicht entgangen war. Er fühlte und wußte, daß Isis sich trotz redlichen Mühens nicht mehr ganz in ihm zurechtzufinden vermochte Seit dreieinhalb Jahren hatten sich die Freunde nicht wiedergesehen. Isis war Doktor geworden und Privatdozent an einer kleinen süddeutschen Universität.

Und Mirjam? Auch sie hatte sich verändert; leise, unmerklich. Ihre spielerische Leichtigkeit, ihre großmütige Wärme, ihre zärtliche Hingebung war leise, leise von einem weltlichen Lebensdrang, einer

Sehnsucht zu gefallen, zu glänzen, zu erobern, überwuchert worden. Je mehr Heinz das empfand, desto vorsichtiger ging er mit ihr um. Sie stritten fast gar nicht mehr miteinander. Seine Brutalität gegen sie an jenem Tage des Abituriums war ihm tief zuwider. Und dennoch — es lebte damals mehr innere Gesundheit in ihrem Verhältnis als heute. Ein schroffes Ja oder Nein war es damals, heute waren es Brücken und Kompromisse. Freilich, eine Merzing Schnorr war seine kleine temperamentvolle Tänzerin nicht. Und Heinz sah angewidert in die verhüllten Verirrungen dieser bürgerlichen Wohlerzogenheit hinein.

Für seinen ehemaligen Lehrer Tilischewsky empfand er nach wie vor eine warme Verehrung. Denn Treue und Treulosigkeit waren ebenso seltsam in ihm verwoben und vermischt wie alle anderen Eigenschaften seiner Doppelnatur. Von Zeit zu Zeit pflegte er Tilischewsky aufzusuchen. Einigemal auch sah er im Laufe der Jahre Wera Tilischewsky wieder. Das strebsame Mädchen hatte ihr Doktorexamen bestanden und sich als Frauenärztin in Riga niedergelassen. Heinz brachte ihr eine unbefangene Bewunderung entgegen, in die sich jene feine Vertraulichkeit mischte, die in der Dame die gleichberechtigte, akademisch gebildete Genossin sehen durfte.

Als er sich heute nach dem Mittagessen, das er in einem Restaurant einzunehmen pflegte, an seine Arbeit setzte, tanzten die Zahlen und Berechnungen ihm wirr durch den Kopf. Um keinen gelungenen Strich kam er vorwärts mit seinem Entwurf zu einem städtischen Gefängnis. Der Brief seiner Mutter lag ihm noch immer im Sinn. — Er nahm den ersten Band von „Wahrheit und Dichtung" zur Hand. Dieses Werk hatte sonst immer etwas Klärendes und Beruhigendes für ihn gehabt. Heute zwang er sich, einige Abschnitte zu lesen und legte es dann ver-

stimmt beiseite. Wie eine Ahnung schweren Leides lag es auf ihm.

Er rückte seinen Schaukelstuhl ans Fenster und schaute hinaus.

Der Schnee lag noch auf allen Dächern. Das Ende der Straße, das Heinz von seiner Höhe übersehen konnte, war schmutzig grau. Fuhrwerke und Menschentritte hatten das Ihre getan, um die leuchtende weiße Fläche in eine kotige Masse zu verwandeln. Wie schwarze eilige Käfer hasteten die Menschen hin und her. Die Häuser mit den erstorbenen beschlagenen Fensteraugen sahen ihnen gelangweilt zu. Und über allem hing ein trüber weicher Himmel voller Wolken.

Heinz war lauter Sehkraft, doch trat das, was er sah, ihm kaum ins Bewußtsein. Er verfolgte nur mit den Augen, ohne innere Anteilnahme, einen oder den anderen dieser beweglichen Menschenkäfer. Bog das beobachtete Objekt um die Ecke, oder entschwand es sonst aus seiner Sehweite, so heftete sich unverzüglich sein Blick auf ein neues, und begann dasselbe Spiel zu treiben.

„Es liegt etwas in der Luft . . ." murmelte er vor sich hin. „Arme Mutter . . . arme Mutter . . ."

Und eine wehe Sehnsucht, seine Mutter zu sehen, sie zu trösten, ihr zu helfen, kam jählings über ihn.

Er wußte nicht, daß er selbst voll Sehnen war . . . nach Verständnis . . . nach Liebe . . . ja wonach?

Leise wirbelten ein paar Schneeflocken durch die Luft wie fragende Vorboten — allgemach wurden sie flaumiger, schwerer und mehrten sich. Sie fielen gerade und langsam zur Erde nieder. Heinz schloß die Augen auf eine kleine Weile, und als er sie wieder auftat, war es ein schweres Schneegestöber geworden. Furchtsam kam eine dunkle Stille in das Zimmer geschlichen und dehnte sich schwer über alle Dinge aus.

Heinz stand auf. Dieses Hinbrüten war ihm heute unerträglich. Er nahm Mütze und Mantel — nur hinaus, gleichviel wohin. Nur andere Luft — andere Gedanken!

Da pochte es mit drei wohlbekannten Schlägen an die Tür. Er schloß auf. Es war Mirjam.

Seltsam ernst sah sie aus und beklommen.

„Du gehst aus?" fragte sie.

„Ich kann auch ebensogut hierbleiben, habe nichts Notwendiges vor."

Statt wie sonst ihm in die Arme zu fliegen, setzte sich Mirjam steif auf das Sofa, streckte die zierlichen Schuhe vor und betrachtete angelegentlich ihre Schuhspitzen.

„Was ist denn los!" fragte Heinz erregt.

Da begann sie zu weinen.

Sie weinte still, stoßweise und jammervoll.

Schweigend betrachtete sie Heinz. Er wußte: nun stand er vor etwas Unabwendbarem. Und im Augenblick kehrte ihm eine kühle, ruhige Überlegung wieder.

Nachdenklich begann er auf und nieder zu gehen.

Seine Selbstbeherrschung machte sie wild. Sie warf heftig den Hut und ihre Jacke ab und schleuderte beides zu Boden. „Willst du's denn gar nicht wissen?" rief sie schluchzend.

„Schlimmes erfährt man immer zeitig genug," erwiderte er philosophisch.

„Es ist aus zwischen uns!" schrie sie leidenschaftlich.

Heinz lächelte bitter. Er hatte es ja gewußt. „Wer hat denn jetzt um dich angehalten?" fragte er unwillkürlich ironisch.

Mirjam sprang auf, wie von einer Tarantel gestochen und warf sich auf ihn. Als sie seinem stillen klaren Blick begegnete, hielt sie inne, fiel wieder auf das Sofa zurück, barg den Kopf in den Armen und

bog sich schluchzend vornüber. „Du hast mich nie wahrhaft geliebt!“ stieß sie zwischen den Zähnen hervor. „Nie!“

Heinz stand mit gerunzelter Stirn da und fragte sich aufs Gewissen, ob sie am Ende recht habe. Szenen waren ihm unsäglich zuwider — er fühlte sie noch nachträglich stundenlang in seinen Nerven zucken.

„Willst du mir nicht endlich sagen, warum du so betrübt bist?“ fragte er mit einer brutalen Höflichkeit.

„Betrübt!“ höhnte sie — „betrübt!“

„Bist du denn etwa beglückt?“ sagte er milde und setzte sich zu ihr.

Wie eine wilde Katze wandte sie sich zu ihm und zischte ihm ins Ohr: „Engagement habe ich nach Petersburg. Fort muß ich nach vierzehn Tagen. Mit dem Stadttheater bin ich hier fertig!“

„Hm —“ brummte er — „auf dein Ansuchen hin?“

„Ja!“ schrie sie erstickt. „Ja!“

„Nun, dann gratulier' ich —“ sagte er wieder kühl. „Das ist jedenfalls ein Avancement.“

„Heinz!“ schrie sie empört. — „Läßt dich unsere Trennung so kalt? Hast du denn auch nur einen Funken von Teilnahme für mich?“

„Eine ganze Flamme,“ versicherte er wohlwollend. „Ich freue mich aufrichtig, daß du dich verbesserst. Deine Mutter geht wohl mit dir?“

Mirjam biß in ihr Taschentuch, um nicht laut aufzuschreien. Ihr Körper flog und zitterte. Betrübt streichelte Heinz ihren Rücken.

„Du bist ja ein Fisch!“ schrie sie — „Ein Fisch — ein Fisch!“

Und wütend warf sie sich herum und biß ihn in die Hand.

Rot sammelte sich das Blut an seiner Daumenwurzel, dann begann es wie ein kleiner Strom über

die Hand zu rieseln. Heinz zog sein Taschentuch und wickelte es ruhig um die Wunde. Was würde nun noch kommen? In der Tat, er war neugierig.

Aus dem wilden Schluchzen war nur noch ein leises Wimmern geworden.

Nach einer langen Pause sagte er: „Kannst du mich jetzt anhören?"

„Gott, bist du noch da?" murmelte sie schnippisch zwischen zwei schluchzenden Seufzern.

„Kleine Mirjam — kleine dumme Mirjam!" sagte er mitleidig.

Nun wurde sie ganz still und legte ihren Kopf auf seine Knie. „Sprich weiter!" bettelte sie.

„Was soll ich dir denn sagen? Du selbst hast ohne mir ein Wörtchen davon mitzuteilen, um deine Versetzung angesucht. Daß ich nicht in Petersburg lebe, sondern hier, das weißt du. Du selbst hast also unsere Trennung gewollt. Soll ich nun darüber jammern und wehklagen?"

„Ja!" stöhnte sie, „ach ja! Das ist wahr. Aber es war ja nur ein Versuch. Ich glaubte ja selbst nicht, daß es mir gelingen würde. Du weißt ja nicht, wie die Kabalen hier mir zuwider geworden sind. Und dort hab' ich fast doppelte Gage."

Heinz lächelte wehmütig. „Nun also. Das ist doch sehr erfreulich."

„Ja, für meine pekuniären Verhältnisse schon, — aber nicht für mein Herz."

„Wenn es deinem Herzen zu schwer wird, kannst du das Engagement ja noch rückgängig machen."

Da war sie auf den Füßen wie ein Stehaufpüppchen.

„Aber Heinz!" rief sie mit blitzenden Augen — „das kannst du nicht von mir verlangen!"

„Ich? Habe ich irgend etwas verlangt? Ich sprach ja von deinem Herzen, nicht von dem meinen."

„Ja du!" schmollte sie — „du hast ja überhaupt kein Herz!"

„Wahrscheinlich nicht," gab er trocken zu.

Sie starrte ihn in wildem Zweifel an.

Kriegsbereit fuhr sie wieder fort: „Du freust dich wohl noch am Ende, mich los zu sein. Ja, ich kann mir's denken, du bist im Stillen ganz selig darüber."

Er sah sie prüfend an. „Ja, du hast dich verändert," sagte er gedämpft. In seinem Blick lag ein tiefer Schmerz.

Heiß vor Jammer und Reue warf sie sich ihm an die Brust. „Ich will's rückgängig machen," flüsterte sie, — „behalt mich nur noch ein klein wenig lieb!"

„Das würde nichts helfen," sprach er still und wiegte sie leise auf seinen Knien, wie eine Mutter ihr Kind. „Was vergangen ist, kehrt nicht wieder. Hab' Dank für alles, alles, kleine Mirjam! Und laß uns ohne Reue auseinandergehen!"

Aus seinen Armen glitt Mirjam auf den Boden nieder und rang die Hände. Ihr weißes Gesicht sah unter dem roten Lockengeringel geisterhaft bleich zu ihm empor.

„Heinz, ach Heinz —" jammerte sie tonlos — „lieber, lieber Heinz."

Neunzehntes Kapitel.

Draußen jagte der Wind in wildem Zuge über Straßen und Dächer. Eine harte Februarkälte war ins Land gezogen und lauerte tückisch an den Straßenecken und offenen Plätzen auf ihre wehrlosen Opfer.

Heinz kam aus dem Polytechnikum, die Hände in den Taschen seines Pelzrockes, die Fellmütze dicht in die Stirn geschoben. Seit Mirjam fort war, hatte er das zwingende Bedürfnis, die Gänge zu betreten, die er mit ihr zu wandern gepflegt. In ihm

war eine treibende Unruhe, eine seltsame Schwüle, eine böse Unbehaglichkeit. Voll Sehnsucht dachte er an Mirjam und wünschte sie dennoch nicht zurück. Die kleine Mirjam, die sie ehemals gewesen, seine souveräne, verfeinerte, heißblütige Geliebte mit ihrer leichten Sicherheit und der anmutigen Launenhaftigkeit ihres Wesens, mit dem gebieterischen Reiz ihrer liebenden Trunkenheit war nun doch hin und verloren. Das bizarre, zerspaltene Geschöpfchen der letzten Zeiten, das mit den raffenden Fäusten seine Liebe um Genuß und Prunk dahinzuschleudern vermochte, hatte seine Seele ernüchtert und in Zweifel gestürzt. Die Tage ihrer bunten und feinen Liebe waren unwiederbringlich dahin.

Ein Großes hatten sie ihm freilich gegeben: die verstehende hochgespannte Freude am Weiblichen, den verfeinerten Geschmack, die Sicherheit des Blicks. Vor groben Verirrungen war er fortan bewahrt. Reifer war er geworden.

Süße, nervöse, leidenschaftliche Erinnerungsbilder flogen ihm gedämpft durch den Sinn. Wieder wie ehemals fragte er sich oft und ehrlich, ob es denn wirklich Liebe gewesen, was er für Mirjam empfunden. Er kam zu dem beschämenden und traurigen Resultat, daß auch Liebe nichts Festes, nichts Unveränderliches sei, sondern wie Ebbe und Flut ein beständiges Kommen, Werden, Vergehen, ein Wachsen, Abnehmen und Sinken. Und wieder mußte er an seine Götterfiguren und ihre Wanderungen aus einer Schachtel in die andere denken. Was aber war denn beständig? Traurig gab er sich die eine Antwort, die immer und immer wieder stimmte: beständig war nur das Werden, war der Wechsel, wenn auch über dem Wechsel seiner Empfindungswelt ein Menschenherz zerbrach.

Doch es gab noch Treue. Nicht nur jene Treue, die einem durch Liebe leicht gemacht wird, sondern jene andere, die unverbrüchlich an dem Gegenstande ihrer

einstmaligen Liebe festhält und ihm die äußeren Zeichen der Liebe zu spenden fortfährt, selbst wenn jene Liebe gestorben war.

Das hieß man Treue, — war es noch Treue gegen sich selbst? — Hier geriet Heinz in neue verzwickte Gedankengänge.

Über den knisternden Schnee war er in die Anlagen hineingeschritten, die sich längs dem Stadtkanal hinziehen, und stand nun in unmittelbarer Nähe des Dünaburger Bahnhofes — da fesselte ein liebliches Bild seinen Blick.

Ein kleines, etwa sechsjähriges Bürschchen in tscherkessischer Nationaltracht, einer Art Uniform, stand mit trotzig geballten Fäusten neben einer mächtigen Reisetasche und heulte jämmerlich.

Unter der Schaffellmütze, deren oberes rotes Rund eine goldene Tressenschnur kreuzte, sah ein bildschönes Kindergesicht hervor. Eine blonde junge Dame beugte sich mitleidig zu dem Kinde nieder und suchte es zu beruhigen.

Der Kleine schüttelte den Kopf: „Gdjä Mama?" schrie er — „Chotschu k Mamjä!"

Die junge Dame, die offenbar kein Russisch konnte, sah sich verlegen um.

Heinz lüftete die Mütze und trat an die Gruppe heran. „Du warteſt auf deine Mama, Kleiner?" fragte er in russischer Sprache. Nun, die wird ja nicht verlorengegangen sein. Wo ist sie denn hingegangen?"

„Da!" Das Bürschchen wies mit steifem Arm auf das Stationsgebäude. „Und ich soll auf den Sack aufpassen!"

Der kleine Mann scheint soeben mit dem Petersburger Zuge angelangt zu sein, gnädiges Fräulein," sprach Heinz mit einer Verbeugung. „Seine Mutter hat vielleicht bei dem Gepäck zu tun."

„Wie gut, daß Sie russisch reden können!" rief das junge Mädchen erfreut. „Mir tat der kleine Kerl so leid

und ich habe auch gar nichts bei mir, womit ich ihm das Mäulchen stopfen könnte. So ganz allein und verlassen stand er neben seinem großen Reisesack und schwankte zwischen Tapferkeit und Furcht. Sollen wir ihm nicht seine Mutter suchen helfen?"

„Ja, das wollen wir. Ich nehme die Reisetasche und Sie den Jungen. Mein Name ist übrigens Stürmer, Polytechniker."

„Ich heiße Hildegard von Bevern," sagte das junge Mädchen vergnügt. „Komm, Kleiner, wir wollen deine Mama suchen gehen." Sie faßte das Bürschchen bei der Hand.

Heinz übersetzte dem Kinde die Worte. Aber wieder schüttelte es hartnäckig den Kopf. „Ich soll bei dem Sack stehenbleiben. So hat die Mama gesagt."

„Wir nehmen ja deinen Sack mit und tragen ihn zu der Mama hin." Heinz packte die schwere Tasche.

Doch ehe er sich's versah, hatte der Junge seinen winzigen Säbel gezogen und schlug Heinz damit derb auf die Hand.

„Du, wirst du wohl den Sack stehen lassen! Ich will dir zeigen!" rief er zornig.

Heinz und die junge Dame lachten gleichzeitig.

„Das ist ja ein streitbarer junger Mann!" sagte Heinz lustig. „Der haut gleich zu. Was machen wir nur mit dem Trotzkopf?"

„Wir helfen ihm auf seine Mutter warten."

Hildegard nahm ihre Pelzboa ab, kniete bei dem Jungen nieder und wickelte ihn sorgfältig hinein.

„So! Nun wird er wenigstens nicht frieren."

Mit Vergnügen betrachtete Heinz die anmutige Erscheinung. Sie war äußerst einfach gekleidet in jener vornehmen Art, die sich weder durch Farbe noch Schnitt irgendwie hervorzutun bemüht. Über dem blonden welligen Haar trug sie ein Pelzbarett. Die rosigen Ohren waren besonders zierlich. Ihre feinen Hände steckten in schwedischen Handschuhen. Nicht schön in seinen

Linien war das frische Gesicht, doch von einer seelenvollen Klarheit und reinen Güte. Ein paar wundergute tiefblaue Augen leuchteten zutraulich harmlos zu Heinz empor.

„Wenn ich doch Russisch könnte!" sagte sie betrübt. „Ich würde dem Jungchen ein Märchen erzählen. Schon immer habe ich gewünscht, Russisch zu lernen."

Blitzschnell fuhr Heinz ein Gedanke durch den Kopf. „Da könnte uns beiden geholfen werden. Ich suche gerade jemanden, dem ich russischen Privatunterricht geben könnte," log er vergnügt.

„Nein, wie merkwürdig!" meinte sie naiv. „Daß wir uns da gerade finden mußten! Ich will mit Mama darüber reden. Vielleicht haben Sie die Freundlichkeit und kommen einmal bei uns vor." Sie nannte ihm ihre Adresse und fuhr dann mit liebenswürdiger Selbstironie fort: „Ich bin nämlich eine Stock-Baltin, müssen Sie wissen, vom alten Schlage, noch gar nicht emanzipiert. Auf dem Lande aufgewachsen, mitten unter Gouvernanten, Hauslehrern, Pastoren und Bauern, Hühnern und Gänsen. Also einseitig erzogen, aber nicht ohne Bildungsbedürfnisse. Seit zwei Jahren leben wir hier in der Stadt, und ich ‚bilde' mich nach Kräften. Halten Sie es nicht auch für ein Unrecht, im russischen Reiche zu leben, ohne die Landessprache zu kennen? Das nenne ich sogar eine Ungerechtigkeit!"

„Gegen wen? Gegen das Land oder Sie?"

Sie lachte heiter. „Zu gleichen Teilen, gegen beide. Und da ich die Ungerechtigkeit in keiner Form akzeptiere, so will ich eben Russisch lernen und das Versäumte nachholen."

Der kleine Junge hatte inzwischen die lebhafte Unterhaltung der Erwachsenen auf eine sinnreiche und unangenehme Weise benutzt: mit seinem Säbel hatte er geduldig ein Loch in die Reisetasche gebohrt und war nun getrost dabei, es zu erweitern.

„Aber Junge — was tust du denn da?" rief Heinz erzieherisch — „deine Mama wird sich darüber gewiß nicht freuen!"

„Das ist meine Sache und unser Sack!" sagte der Kleine eigenwillig, — „das geht dich gar nichts an."

In demselben Augenblick strahlte er auf und rief selig: „Da ist sie! Da kommt Mama!"

Ein wenig schwerfällig, majestätisch und heiter kam eine schöne, großgewachsene Frau auf die Gruppe zu. Sie trug einen ziemlich schäbigen Mantel und einen leuchtenden, gelbseidenen Schal um den Kopf geschlungen mit breiten herabhängenden Fransen. Unter dem rabenschwarzen Haar glänzten dunkle Feueraugen — Malwas Augen.

Heinz starrte sie erstaunt an. „Malwa . . . Bist du's?" brach es endlich von ihm.

Das schöne üppige Weib stutzte und trat einen Schritt zurück. „Ja, ich bin Malwa —" sagte es mit tiefer, wohlklingender Stimme. „Wer aber sind Sie?"

Fräulein Hildegard von Bevern war dieser Begrüßungsszene mit dem Ausdruck höchster Verwunderung gefolgt. „Verzeihung, ich gehe jetzt," sagte sie schnell, „vergessen Sie nicht die russischen Stunden!"

Die junge Dame schritt eilends davon. Sie hatte in der Überraschung ihre Boa vergessen, die sie dem Kleinen umgehängt hatte.

„Malwa," sprach Heinz mit bebendem Ton, „ich hab' dich gleich erkannt — an deinen Augen."

Sie schüttelte ratlos den Kopf. Endlich lachte sie freudig mit tiefen Kehltönen, und ihre Augen leuchteten auf. „Sind Sie nicht — — bist du nicht Heinz? Bei Gott, du bist Heinz!"

„Ja, Heinz!" sprach er und sah sie trunken an.

„Nun, das ist ja wahrhaftig ein unverhofftes Glück! Ich hab' ja gar nicht gewußt, daß du in diesem deutschen Nest lebst."

„Mama!" schrie der Kleine ungeduldig, „Mama, wollen wir gehen!"

„Still, still, Bobtschik, — dieser Herr ist mein Freund."

„Ja, du bist jetzt Großstädterin beworden, Malwa."

„Ach Gott ja!" sagte sie geringschätzig — „unsere Steppe war mir doch lieber. So eine Weite gibt's nirgends mehr, und so nahe der Mutter Erde war man. In den Städten Steine, Steine, nichts als Steine!"

„Und das ist dein Junge, Malwa?"

„Ja — Bobtschik!" sagte sie stolz und fügte mit brutaler Unschuld hinzu: „Alexei heißt er eigentlich, aber ich nenn' ihn halt Bobtschik, nach Bob, seinem Vater. Weißt du noch, wie du Angst vorm Kinderkriegen hattest? Nu — ich hab's ausprobiert — reichlich! Wie vom Mond heruntergefallen warst du damals. Bist jetzt gescheiter geworden — wie? Da sieh!"

Sie schlug ihren Mantel auseinander, und Heinz sah, daß sie in guter Hoffnung war.

„So bist du also verheiratet?"

„Ja, Prost!" lachte sie froh und schaute ihn treuherzig an. „Ein armes Mädel mit 'nem großen Jungen dazu — das verheiratet sich nicht so bald."

Mit einer unerschütterlichen Zufriedenheit im Ausdruck fuhr sie fort: Ich war im Dienst bei der Katiuscha, sie hat geheiratet — einen Gardeoffizier in Petersburg. Nu, zuerst war ich Amme, dann Wärterin, dann Kinderfräulein, wie sich's gehört. Behandlung mäßig, Lohn — auch nicht gerade zum Prahlen. Aber ich durfte meinen Jungen bei mir behalten — das war die Hauptsache. Und dann, der andere, mein Milchkind, der Fedja, ein Prachtkerl — — pausbäckig und schön wie'n gemalter Engel."

Bobtschik zerrte der Mutter am Rock. „Ich will zu Fedja!" schrie er weinerlich.

„Schweig still, Fedja muß lernen!"

Der Kleine schwieg, und Malwa zwinkerte Heinz

listig zu. „Er ist faul, wie 'n Kater in der Sonne," sagte sie gedämpft, „wenn ich sag', Fedja lernt, dann will er nichts mehr von ihm hören. So große Angst hat er vor den Büchern. Aber ich wollte dir doch erzählen — von Petersburg. Wenn ich mit meinen beiden Jungen, — einen rechts, den anderen links an der Hand — ausging, so blieben die Menschen stehen und lachten voller Freude. Und ich beneidete keine Großfürstin um ihr Glück — wahrhaftig! Mit einem Male, so mir nichts, dir nichts, fängt die Katiuscha, die Gnädige, an zu kränkeln. Nun, da kamen die Pillen, die Mixtürchen, so 'n langer krummbeiniger Doktor mit 'ner goldenen Brille kam auch alle Tage, — kein einziges Haar hat er auf dem Kopfe gehabt — pfui Teufel! Und nun ging's in die Bäder, auf die Datsche, zur Kur hierhin und dahin. Kann man's dem Manne verdenken, wenn ihm die Geschichte langweilig wurde? Eine kranke Frau — das ist kein Vergnügen, sag' ich dir. Dagegen ich! Ich bin ja gesund wie 'ne frische Haselnuß. Da ist denn die Geschichte passiert. Und damit die Katiuscha keinen Wind bekommt, bin ich auch einmal in die Kur geschickt worden, denn Angst hat der Herr vor der Gnädigen, das ist zum Lachen, und hier hat er einen Freund, der mir weiter helfen will, wenn die Sache vorüber ist." Sie lachte und zeigte ihre wundervollen ebenmäßigen Zähne. „Nur kostet meine Kur samt allem Drum und Dran nicht halb so viel wie der Katiuscha ihre Fisimatenten. So! Das ist also meine Geschichte. So war es, und so ist es, und nun bin ich hungrig — wo kann man etwas essen?"

„Hm," Heinz mußte wider Willen lächeln.

„Mit zwei Kindern ohne Vater wird aber das Leben nicht leichter für dich werden."

„Gott wird's schon geben!" meinte sie gleichmütig. „Als Amme, weißt du, kann man ein hübsches Stück Geld verdienen, besonders in Petersburg. Wie wachsen denn die Blumen auf den Feldern? Und die jungen

Lämmer und Kälber sind auch nicht besser dran als meine zwei Buben, denn auch dies wird ein Bube, das weiß ich schon. Wissen denn die Tiere viel von ihren Vätern? Du lieber Himmel, — es gibt ja Gott sei Dank Brot genug auf der Welt — für alle."

Diese naive Philosophie brachte sie mit so unschuldsvoller Gemütlichkeit vor, daß es Heinz weit und warm ums Herz wurde. Stand da nicht ein wunderschönes Stück Natur vor ihm? Moral! dachte er. Die Natur ist nie moralisch: Im Grunde sind's die Menschen, die die Natur verderben und verkehren.

Malwa faßte seinen Arm. „Komm, führ' mich in ein Restaurant, ich bin furchtbar hungrig. — Komm, Bobtschik, wo hast du denn eigentlich die schöne Pelzboa her, Junge?"

„Die gehört der fremden Dame, sie hat den Kleinen eingewickelt."

„Dann hat sie ein gutes Herz!" meinte Malwa anerkennend. „Das ist wohl deine Liebste — he?"

„Nicht doch, ich sah sie heute zum ersten Male."

„Nu nu ... Du bist mir auch ein Schlauer! Wirst schon deine Erlebnisse gehabt haben? Wie gefallen dir denn eigentlich die Weiber?"

„Gut," sagte Heinz einfach. Er fühlte, Malwa gegenüber mußte er sich vereinfachen. Ihre Natur forderte das unbewußt und souverän.

Er hob die Reisetasche auf und trug sie.

„Komm, Bobka, laß die Boaenden nicht im Schnee schleppen, hörst du! — — Ja, ja," sagte sie nachdenklich zu Heinz, „so geht's mir gerade mit den Männern. Mann und Weib sind ja auch von Gottes Hand füreinander bestimmt. Es gibt auch solche zum Dreinspucken, natürlich. Ein Säufer zum Beispiel, oder so'n Krummbeiniger — der dürfte mir nicht in die Nähe! 's wagt's auch keiner, sich mit mir einzulassen, der mir nicht gefällt. Das kannst mir glauben. Du selbst aber bist ja 'n mordssauberer Herr geworden. Von

dir hätt' ich meinen zweiten Jungen auch wahrhaftig lieber als von dem dünnen grämlichen Smirnoff, der furchtsam ist wie 'n Hase. Nu, wie Gott will," fügte sie friedevoll ergeben hinzu, „alles ist zu etwas gut."

Sie schritten rüstig miteinander aus.

„Hast du etwas von Lulu gehört?" fragte Heinz unvermittelt.

„Du grundgütiger Himmel!" rief Malwa in respektvollem Tone — „das ist 'n Prachtstück! Die hat den Teufel im Leibe. Die fürchtet keinen Satan! Reiten kann sie, daß die Funken fliegen!"

„Wo hast du sie denn reiten gesehen?"

„In Petersburg. Wo denn sonst? Zwei Freibilletts hat sie mir geschenkt, dies gelbseidene Tuch und 'ne große Schachtel Konfekt dazu. Die haben wir, Bobtschik und ich, während der Vorstellung richtig leer gegessen."

Heinz blieb befremdet stehen. Er sah vor lauter Gemütsbewegung aus wie ein Nachtwandler. „Vorstellung, welcher Vorstellung?" fragte er mit klopfendem Herzen, obwohl er die Antwort voraus wußte.

„Im Zirkus natürlich. Und schöne Plätze haben wir gehabt. Alle Leute ringsum waren toll und flüsterten: ‚Da kommt die Gräfin, die Gräfin Courtenay. ‚Ja,' hab' ich gesagt, — ‚die kenn' ich wie meine Hand, und dieser Bobtschik hier ist ihr Neffe und mein Sohn.' Darauf haben ein paar Fräulein mit gemalten Augenbrauen und bepuderten Wangen den Jungen halb totgeküßt, und mit Apfelsinen und Konfekt beladen gingen wir nach Hause."

„Ist sie . . . ist sie schön?" fragte Heinz mit pochenden Pulsen.

Malwas Blick betaute sich. „Die Leute sagen es. Für mich ist sie zu schwank, zu zierlich — wie so eine Nelke, weißt du, mit einem dünnen Stengel. Aber Mut hat sie für zehn. Wie der Blitz sprüht sie auf ihrem schwarzen Pferde hin und her, wie eine flackernde Flamme ist sie hier und dort, und dann wieder wo anders.

Und wenn sie dann Karlik, dem grünen Bengel, eins auswischt, dann kreischt das ganze Volk wie verrückt."

„Ist denn auch Karlik Reiter geworden?"

Malwa lachte zuerst laut und glücklich, wie über eine drollige Erinnerung, dann ganz leise und verwundert. „Der? Nein, der ist immer der Dumme."

„Aha — Clown!" sagte Heinz.

„Ja, ja, — so nennen sie einen solchen. Denk' dir, der hatte auch einen Narren an mir gefressen, an mir, seinem früheren Kindsmädel! ‚Nein, mein Lieber,' hab' ich gesagt, ‚du bist noch nicht trocken hinter den Ohren, und mit meinen Pflegesöhnen mach' ich keine Dummheiten.' Da hat der Junge drei Tage lang keinen Bissen zu sich genommen, und geheult hat er wie 'n Hund. Im Zirkus aber macht er die schönsten Späße, hat ein kreideweißes Gesicht und stellt sich an wie so 'n Narr. Dabei ist's ein geriebener Bursch, nur traurig ist er meist."

„Warum denn?"

„Gott mag's wissen. Aus den lustigsten Kindern werden die traurigsten Leute. Der Anato! — der war doch immer betrübt und ängstlich — jetzt aber solltest mal sehen, trägt den Kopf hoch wie 'n junger Hahn und redet wie 'n Buch. Alle verändern sich. Nur Olga ist dieselbe Großfürstin geblieben."

„Und ich?" fragte Heinz lächelnd.

Sie antwortete mit einem tiefen gurgelnden zärtlichen Lachen und sah ihn mit einem großen breiten Blick des Glückes an. „Ein gutes Herz hattest du immer. Jetzt aber gehörst du nicht mehr auf den Mond, denn jetzt bist du gescheit und stark geworden."

„Sondern?"

„Sondern eher schon auf die Sonne. Wenn man dich anschaut, muß man froh und warm werden."

Sie standen vor dem Lokal. Doch ehe sie hineingingen, sagte Heinz: „Malwa, gib mir einen Kuß. Ich bin so glücklich, dich getroffen zu haben, als wär' ich dein leiblicher Bruder."

„Zwei, mein Teurer!" sagte sie fröhlich. Aber sie gab ihm drei Küsse, wie beim russischen Osterbrauch. Es waren drei volle, weiche, tiefrote Küsse.

Zwanzigstes Kapitel.

Die rege Phantasie, mit der Heinz nun einmal begabt war, hatte die lästige Eigenschaft, ihm seine Erlebnisse, wenn sie nicht in ganz unerwarteter Weise über ihn hereinbrachen, vorwegzunehmen. So hatte er sich den ersten Besuch bei der Familie seiner zukünftigen Schülerin Hildegard von Bevern bereits so oft ausgemalt, daß ihm an Überraschung fast nichts übrigblieb. Das Haus war genau so, wie er es sich vorgestellt hatte.

Der alte Baron von Bevern, ein martialisch aussehender Herr mit ergrautem Knebelbart, goldener Brille und langsamer, gründlicher Sprechweise sah aus, als sei er aus dem Rahmen eines Wallenstein-Bildes gestiegen. Das einzige Überraschende an ihm war ein permanentes kristallklares Nasentröpfchen, das Heinz mit ungewöhnlicher Zähigkeit zur Betrachtung aufforderte. Frau von Bevern, eine liebenswürdige Dame von Welt, war gleichwohl keine Weltdame. Sie fühlte sich in ihrem eigenen Hause wohl und verstand es, allen Dingen, die sie umgaben, eine trauliche Atmosphäre zu verleihen. Eine herzliche feine Heiterkeit, ein Hauch von wahrer Frömmigkeit und von innerem Gleichgewicht, ein ruhiges Maß lag über diesen einfachen, wohlwollenden Aristokraten, in deren Nähe sich Heinz bald heimisch und vertraut fühlte.

Seine russischen Stunden machten ihm große Freude. Wenn er das rosige, ernsthafte Gesicht Hildegards vor sich sah, wie sie die Lippen verzog, um das schwierige Wort: Мыдо (Mielo) richtig herauszubringen, das sich in deutschen Buchstaben gar nicht wiedergeben läßt und einfach „Seife" bedeutet, dann wurde ihm froh

und leicht zumute. Es war ihm ein erlesener Genuß, Hildegard zu fördern, und er vergaß darüber die schweifende Sehnsucht in seinem Innern. Das Bewußtsein, doch am Ende seinen Beruf verfehlt zu haben, die Unfähigkeit, sich selbst zu finden und die Richtung, die ihm allein eigen war, zu entdecken, kam unter der leichten gewinnenden Klarheit ihres Wesens zur Ruhe. Ihre ungekünstelte Herzlichkeit und Frische, ihre Feinfühligkeit, ihre schlichte Gemütsinnigkeit taten ihm wohl. Er hatte es nicht über sich gebracht, ihr von Malwas Verhältnissen zu erzählen, und sie vergaß nie, sich nach „Frau Malwa" und dem kleinen Trotzkopf, ihrem gemeinsamen Schützling, zu erkundigen. Aber von seinen eigenen Kinderjahren mußte ihr Heinz berichten, von Malwa, wie sie früher gewesen, von Lulu, von Chomka und Nicki, von Evchen, Isis, Nora und der kleinen Verena. Es war, als ob Hildegards feine harmonische Seele von vornherein alles abwiese, woran sie nicht mit ungetrübter Freude denken konnte, oder verleugne, wo sich ein Zweifel in die verschlungenen Wege des Lebens hineinstahl.

Bald war Heinz ein gern gesehener Gast im Bevernschen Hause. Darüber vernachlässigte er Malwa keineswegs. Mit Wera Tilischewskys Hilfe hatte er seine Jugendgespielin bei einer alten Russin untergebracht. Er besuchte sie gewöhnlich des Sonntags. Bei einem Glase Tee saßen sie dann gemütlich beisammen und tauschten ernsthaft ihre Lebenserfahrungen miteinander aus. Matriona Semionowna, die Wirtin, legte ihre Sonntagspatience; Heinz hielt Bobtschik zwischen den Knien und brachte ihm mit Hilfe eines wohlschmeckenden Pfefferkuchenalphabets die ersten literarischen Kenntnisse bei, und Malwa strahlte übers ganze Gesicht. Manches gehäkelte Kinderjäckchen aus Hildegards fleißigen Händen brachte Heinz in Festtagsstimmung der jungen Mutter, und ihre Gespräche über das zu erwartende Kleine trugen unwillkürlich den Charakter,

als sei Heinz der jugendliche Vater. Die vier friedlichen Leutchen ergaben in der Tat das Bild einer glücklichen Familie.

Anders bei Beverns. Auch hier war Heinz zumeist der gebende Teil, doch kam es ihm ebensowenig zum Bewußtsein wie bei Malwa. In seine Schilderungen wob er, ohne es zu wollen, so viel Eigenes mit hinein, er umdichtete die Gestalten seiner Kindheit und Jugend mit so viel persönlichem Reiz, sie standen so lebhaft, so zum Greifen deutlich vor seiner Seele, daß Hildegard ihn einmal staunend ansah und ausrief: „Aber Sie haben ja lauter außerordentliche Menschen kennen gelernt! Wie langweilig und nüchtern muß ich armer Spatz mich in dieser erlesenen Gesellschaft ausnehmen!" Worauf Heinz ganz weich wurde und sinnend sagte: „Die Natur ist eben unerschöpflich. Hunderte von Gestalten und Formen bringt sie hervor. Tausende von Blumenarten gibt es, und doch ist fast jede in sich abgeschlossen, schön und etwas Ganzes."

Eine träumerische Dämmerung war in das Zimmer gehuscht. Die Kamelie am Fenster blutete dunkelrot, und draußen schlugen die keimenden Fliederzweige mit leisen Fingern an die Scheiben.

Mit einem leuchtenden Blick sah Heinz die Mädchengestalt ihm gegenüber an und fuhr fort: „So ist's auch mit den Seelen. Es gibt Blumenseelen und Feuerseelen, Sturmseelen und Gewitterseelen, Nachtseelen, Rauschseelen und Doppelseelen!"

„Hu — was sagen Sie da?" rief Hildegard — „Doppelseelen und Nachtseelen! Das klingt ja ganz grauslich! In welche Kategorie würden Sie mich denn rangieren?"

„Sie sind eine Morgenseele!" sprach Heinz rasch.

Sie sah ihn verwundert an. Ihr Gesicht wurde von einer dunklen Röte übergossen. Um ihre Verlegenheit zu meistern, fragte sie:

„Und ihre Freundin, Frau Malwa?"

„Eine Mittagsseele," antwortete Heinz, — „eine gebundene Erdseele oder Sommerseele. Es ist so etwas Ganzes, Sattes, Ungebrochenes in ihr. Lulu ist eine Flammenseele," fuhr er nachdenklich fort, „Nora eine Meeresseele und Isis eine schöne lichte Abendseele."

Er schwieg. Und nachdenklich spann er weiter. Und Mirjam vielleicht ein Quellseelchen, — oder . . .

„Aber ihre kleine Kusine Verena?"

„Ich kenne sie jetzt nicht mehr. Aber sie könnte eine Feuer- und Lichtseele werden."

„Also eine Doppelseele?"

Heinz lächelte. „Vielleicht."

Hildegard sah ihn noch immer staunend an.

„Wissen Sie, daß Sie ein reicher Mensch sind, Herr Stürmer?"

„Reich und arm, wie man's nehmen will."

„Nein, gewiß reich, denn Sie haben so viel zu vergeben. Als Sie vorhin von der Doppelseele sprachen, mußte ich an etwas Schweres und Dunkles denken. Wie freundlich und schön ist aber das, was sie von Ihrer kleinen Kusine sagen. Feuer und Licht, das gehört ja auch zusammen."

„Rausch und Traum, Taumel und Klarheit — ja!" sagte Heinz.

Und nun empfand er plötzlich, daß er in Hildegards lieber, beruhigender Gegenwart nichts von dem Rausch fühlte, der ihn Mirjam, Lulu und Malwa gegenüber ergriffen hatte. Ja, er hatte recht, — sie war eine Morgenseele. Seine Sinne schwiegen, aber seine Seele dehnte sich wohlig aus. Er erfand noch andere Vergleiche: war Mirjam eine junge, silberglänzende, liebliche Birke, war Nora eine Tanne, so war Hildegard ein blütenbedeckter Kirschbaum. Und er freute sich dieses Bildes.

Aber Hildegard war noch mit ihren Gedanken nicht zu Ende.

„Herr Stürmer," sagte sie ernsthaft, „ich meine,

alles Unharmonische, Gequälte und Dunkle in uns ist die Folge von Sünde. Glauben Sie nicht?"

„Nein! Ebensowenig wie ein Fluß mit zwei Strömungen eine Verirrung der Natur sein kann. Freilich, die Gefahr der Abirrung für so veranlagte Naturen ist sehr groß, aber an sich kann eine Anlage keine Sünde sein. Halten Sie das schöne erquickende Grün für eine Verirrung? Und doch ist sie eine Mischung von Blau und Gelb.

Hildegard war in der Dialektik unbewandert. Die neue Gedankenfolge schien ihr nicht ganz einleuchtend. „Das Grün ist aber doch etwas Neues, Einheitliches" — sagte sie nachdenklich.

„Zur Einheit drängt auch jede Doppelnatur hin. Und findet sie die Einheit nicht in sich, so sucht sie sie in anderen. Sie sucht und sucht, vielleicht ihr Leben lang, vielleicht vergeblich, . . . aber sie kann nun einmal das Suchen nicht lassen."

„Woher wissen Sie das alles?" fragte Hildegard schüchtern.

Heinz sah sie mit einem tatkräftigen, wissenden Blick an. Es lag Gewalt darin.

„Jede Art Seele hat Geschichte," sagte er, „und jede Einzelseele ihre einzelne Geschichte. Man sollte die Geschichte der einzelnen Seelengattungen einmal schreiben."

Dann begann er ihr von den kommenden Sommerferien zu sprechen. Er wollte seinen Aufenthalt zu Hause möglichst abkürzen. Seine Mittel, die er durch die Unterrichtsstunden erweitert hatte, erlaubten ihm eine Extrafreude. Er mußte seine Mutter wiedersehen, wollte ihr etwa bis Charkow entgegenreisen und stille gute Tage mit ihr verbringen. Glückselig war Frau Stürmer auf seinen Vorschlag eingegangen. Auch hatte er sich vorgenommen, seinen alten Freund, Doktor Vesper und dessen Familie aufzusuchen.

Vielleicht, daß er ihm helfen konnte, sich über sich

selbst zu klären, vielleicht riet er ihm zu einem Nebenstudium, das ihn mehr befriedigte als das Baufach. Es gab ja noch viele Möglichkeiten. Noch war Heinz jung.

Die Worte des alten Kohen fielen ihm ein: „Wenn einer hat einen Stuhl, dann soll er sich flugs setzen drauf, sonst wird er kriegen im Leben auch einen Stehplatz!" Ja — noch gab es Stuhlplätze für ihn, aber es waren ihrer schon weniger geworden. Der Mann hatte recht.

Während es vollends Frühling wurde, hatte sich Heinz immer mehr an das wunderliche Doppelleben gewöhnt, das ihn zwischen Malwa und Hildegard hin- und hertrieb. In jeder von ihnen fand er eine Ergänzung eines seiner Wesensteile. Mit jeder war er ein anderer Mensch. Niemals spielte er eine Rolle; er war einfach und ehrlich das, wofür er sich gab. Die Zweiteiligkeit seiner Natur und ihre Äußerungsform war seine Art Treue gegen sich selbst. Sein innerer Reichtum, das außerordentliche Einfühlungsvermögen und die Dehnbarkeit seines Wesens befähigten ihn zu sein, wie es die anderen brauchten und dennoch er selbst zu bleiben.

In diese Zeit fiel auch die Lektüre eines Buches, das ihm viel zu denken gab. Der Verfasser schilderte eine Doppelnatur, wie Heinz die seine empfand, doch mit dem bedeutenden Unterschiede, daß die eine Wesenshälfte nichts von der anderen wußte. Wie Tag und Nacht lagen die beiden komplizierten Charaktere auseinander. Ein scheinbar harmloser Bürger, der überall seiner Wohlanständigkeit wegen geachtet wurde, beging wie in einem Traumzustande die scheußlichsten Verbrechen, an die er sich später gar nicht, oder nur dumpf zu erinnern vermochte. Mit dem Übergange aus dem harmlosen Zustande in den gefährlichen, kam ihm die klare Erinnerung wieder, die in ihrer Kontinuierlichkeit beständig aufgehalten und unterbrochen wurde. Wie in zwei Kammern, die durch eine Falltür verbunden sind, spielte sich das Leben dieses Unglücklichen ab. Das Licht

des Bewußtseins erhellte nur abwechselnd bald die eine, bald die andere dieser Kammern, niemals beide zugleich. So konnte er Jahre hindurch die wachsame Gerechtigkeit, seine Umgebung und sich selbst täuschen.

In Heinz aber war die Leuchte des Bewußtseins immer wach und lebendig, somit blieb sein Verantwortlichkeitsgefühl rege. Er wußte über die Zustände und Bedürfnisse seiner zweiten Natur Bescheid. Wie in einem Spiegel sah er die Triebe und Bewegungen beider Wesensteile nebeneinander, ineinander oder widereinander. Nur insofern, als er sich wie ein Fremder kalt und unerbittlich zu beobachten suchte, gelang es ihm, sich darüberzustellen, und es geschah ihm oft, daß bald die eine, bald die andere Seite seines Wesens ihr Gegenteil bitter verspottete. Wie Zwillingsgeschwister, die uneins geworden waren, kamen sie zu seinem Selbst, zu seiner höheren erleuchteten Einsicht und bettelten um Gerechtigkeit und Schlichtung ihrer Zerwürfnisse.

Und wie widerspenstige junge Hunde trieb sie Heinz mit harten Worten zur Ruhe. So kam es, daß er häufig in sich noch ein Drittes empfand, sein eigentlichstes tiefstes Selbst, das über den Wirren seines Ichs gnädig oder unbarmherzig waltete, je nachdem.

Er hätte vielleicht die Geschichte einer Doppelseele schreiben dürfen, denn er wußte sie in sich. Er kannte jene Erschütterungen, jene blitzartigen Beglückungen, jene seltsamen Träume und wilden Räusche, die die Geschichte einer Seele bilden, aus eigener schwerdurchlebter Erfahrung. Denn nicht die Weite ihres Spielraums gibt den Erlebnissen ihre Wirkung und Farbe, sondern die Tiefe und Beschaffenhit der Seele, die sie durchlebt. In dem allerengsten Bereich des Lebens gibt es Erschütterungen und Kämpfe genug für den, der zum Kämpfen geboren ist. Das Insekt in seinem Glase Wasser hat sein Eigenleben, so gut wie der Mensch, gleichviel ob die Wassermenge, in der es lebt und leidet, groß oder gering ist.

Das Leben war, seit er ein denkender Mensch geworden, noch gnädig mit Heinz umgegangen. Es hatte keine umwälzenden Ereignisse für ihn gehabt, keine durchgreifenden Konflikte. Noch hatte es ihn nicht in die Abgründe der Verzweiflung, der Selbstverachtung und Selbstvernichtung geschleudert. Doch das Zeug zu diesen Erlebnissen trug er in sich. Wer aber zur Entfaltung seines Wesens auf Unglück und Kämpfe ein Anrecht hat, der kann gewiß sein: Unglück und Kämpfe umschweben ihn mit ihren dunklen Fittichen wie furchtbare Schatten.

Der Abschied von Malwa und Hildegard fiel Heinz gleich schwer. Malwa weinte bittere Tränen. „Du Teurer, Guter," sagte sie ihm, „ich sehe dich gewiß nicht wieder. Wie ein Freund und Bruder hast du an mir gehandelt. Aber über unseren Jungen werde ich dir schreiben, verlaß dich drauf."

So reiste denn Heinz im Juni ab. Mit seiner Mutter feierte er in Charkow ein festliches Wiedersehen. Frau Stürmer war stolz auf ihren Liebling. Getröstet fand sie wieder die Kraft, eine weitere längere Trennung zu überwinden.

Auf der Rückreise nach seinem Heimatsorte traf Heinz in dem kleinen Provinzstädtchen ein, wo Vespers zu Hause waren. Er stieg in einem Gasthause ab, machte sich am nächsten Morgen sorgfältig schön und begab sich ein wenig neugierig und sehr vergnügt in das Doktorhaus.

Ein unbekanntes Mädchen öffnete ihm auf sein Schellen und bat zeremoniell um seine Karte.

„Ist das Fräulein zu Hause?" fragte er.

„Jawohl, das gnädige Fräulein sind daheim," korrigierte die Magd unterwürfig. Die Gnädige sind ausgegangen."

Heinz zog sein Notizbuch, riß eine Seite heraus und schrieb eilig: „Ein alter Freund bittet um das Vergnügen, Evchen wiederzusehen." Mit seiner Karte hätte

er die Überraschung verdorben, und eine Überraschung sollte es werden. „Geben Sie das nur ab!“ sagte er.

Nun stand er und wartete.

Evchen brauchte wohl schrecklich viel Zeit, um die wenigen Worte zu lesen. Heinz spazierte ins Wartezimmer für die Patienten und setzte sich ergebungsvoll. Warten war doch eine häßliche Beschäftigung. Langweilig und charakterbildend — vielleicht! dachte er. Ihn machte es bösartig und kritisch.

Eine gute Viertelstunde mochte unter diesem belebenden Einfluß des Wartens verflossen sein, da kam die Zofe wieder, musterte ihn aufmerksam von Kopf bis zu den Füßen und sagte maschinenmäßig: „Das gnädige Fräulein lassen bitten.“

Heinz trat in den wohlbekannten Salon.

In einem blaß-grünblauen Kaschmirgewande, voller weicher Falten, die ein goldener Gürtel zusammenhielt, saß Evchen in einem Korbsessel und las. Sie hatte der Tür den Rücken gekehrt, und Heinz sah beim Eintreten nur ein Viertelprofil ihres kühlen, länglichen Gesichts. In studierter Lässigkeit hing der rechte Arm über die Sessellehne; der linke hielt ein Buch. Es war Zolas ‚Nana‘.

„Eh bien, bonjour,“ sagte sie ein wenig schleppend und ohne aufzusehen. „Je vous permets de me baiser la main, Serge.“

„Je ne me contente pas de si peu, d'autant plus, que je ne suis pas Serge,“ erwiderte Heinz lachend, packte Evchen einfach beim Kopf und drückte einen Kuß auf ihre schwellenden Lippen.

Sie schnellte auf wie von einer Tarantel gestochen und stand in ihrer zürnenden Pracht, — eine empörte wunderschöne junge Königin — mit flammenden Augen vor ihm da.

Schmale, langgestreckte schwarze Augen waren es, von einem bösen, bewußten Zauber. Die seidigen Wimpern krümmten sich leise aufwärts. Über den

feinen, wie hingemalten dunklen Bogen der Brauen leuchtete eine Stirn von zartem Apfelblütenweiß. Darüber bauschte sich in breiter Wölbung das goldglitzernde blonde Haar. Tiefrot und süß der Mund, lang, fein, ägyptisch-schmal die Nase.

Heinz trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Sein Schönheitsgefühl war gefangen. Schnell hatte sie ihren Vorteil erfaßt und wußte ihn zu nützen.

„Eh bien!" sagte sie mit Würde: „Est ce que l'on ne s'excuse pas?"

„On s'excuse!" rief er hingerissen, warf sich auf ein Knie und küßte Evchen die Hand.

Sie lächelte ganz leise, ganz fein — es war fast ein krankes Lächeln.

„Soyez le bienvenu, Heinz!" sagte sie dann gelassen, so als hätte sie ihn vor einer Stunde zuletzt gesehen.

„Aber Evchen," sprach er vorwurfsvoll, — sollen wir denn immerzu Französisch miteinander reden?"

„Ah —" dehnte sie nachlässig, „im Deutschen steht immer alles gleich so massiv und schwer da, wir haben ja keine Nuancen."

„Doch!" sprach er mit Betonung, „auch wir haben Nuancen. Die Sprache gibt's schon her, wenn wir sie nur zu gebrauchen wissen und etwas zu sagen haben."

Ein Unbekanntes, Unerklärliches regte sich leise in ihm, — eine Art Bändigergefühl, Ritterlichkeit und Machtbewußtsein zugleich. Das Gefährliche des Spiels begann ihn zu reizen.

Sie sahen sich prüfend, abwägend, fast grausam in die Augen. Endlich lächelten beide. Sollte es Kampf werden oder Friede?

Evchens Haare von heller Goldfarbe schienen wie aus Licht gemacht und umgaben das Antlitz wie ein Heiligenschein. In ihrem Gürtel trug sie eine blaßgelbe Hyazinthe.

Sie ließ sich ruhig nieder und deutete auf einen Polsterschemel. Heinz pochte das Herz in starken Schlägen. Würde Sie Du oder Sie zu ihm sagen? Er beschloß, eine direkte Anrede zu vermeiden.

„Wie geht's meinem lieben Doktor?" fragte er.

Ihre klugen bösen Augen flackerten einen Augenblick listig auf. Sie zuckte die Achseln.

„Als Mensch versetzt er mich permanent in Staunen durch seine Genügsamkeit, als Vater wird er mir zuweilen unbequem, und als Doktor — nun, er hat eben auch keine Nuancen, denn er kapriziert sich darauf, jede dicke Kleinbürgerin mit demselben Eifer zu bedienen wie die Fürstin Katakusin."

Hm, die Vermeidung der direkten Anrede war doch eine unbequeme Sache. Das ‚auch' bedurfte eigentlich einer Maßregelung. „Und Max und Karl?" fragte Heinz.

Sie blinzelte ein wenig schläfrig. „Alle Achtung vor dem Wert der Indiskretion! Nun, ich will's darauf ankommen lassen. Sie sind ganz gewöhnliche junge Leute mit Schnurrbärten, Schnürstiefeln, haushohen Kragen und farbigen Schlipsen. Darin besteht ihre Nuance. Sie verstehen es sogar leidlich, mit Monokel und Lorgnon umzugehen. Grasaffen mit Sprachorganen also. Wird das Examen noch lange dauern, cher Heinz?" fragte sie gelangweilt. „Da ist ja auch noch maman und Frau Sara Finkelstein!"

„Nun, fangen wir also mit Frau Sara an," meinte Heinz gemütlich. Das Beste kommt zuletzt."

„Da gibt's gar nichts mehr anzufangen, Frau Sara hat ihre Rolle glücklich zu Ende gespielt. Über unsere kundige Allwissende ist jählings der Tod hereingebrochen, den sie jedenfalls nicht in Berechnung gezogen hatte.

„Wie? Sara Finkelstein ist tot?" rief Heinz mit lebhafter Teilnahme.

„Mausetot. Tot wie ein Sargnagel. Sie beging

nämlich die Unvorsichtigkeit, einem Diebe von Profession zu prophezeien, daß er noch einmal zum Mörder werden würde. Da er kurz vorher unseren Adelsmarschall um seine Uhr erleichtert hatte und unsere würdige Polizei, um sich die Mühe des Suchens zu sparen, es vorzog, sich den Dieb durch Frau Sara bezeichnen zu lassen, — drang er, der wahrscheinlich Wind davon bekommen hatte, eine Stunde vor seiner Verhaftung bei ihr ein und schnitt ihr mit einem Rasiermesser — es war jedenfalls auch gestohlen — die Gurgel durch. In dieser Tat liegt wenigstens eine anerkennende Huldigung ihrer Gaben.

„Das ist ja entsetzlich!" murmelte Heinz ergriffen.

„Gott! Eine alte Jüdin mehr oder weniger — was liegt daran? Um Sara ist's schade — sie war ein Talent.

In Heinz stieg langsam und drohend ein böser Zorn auf. Sprach so eine junge Dame von einer würdigen, verunglückten, hochbegabten Frau? Sein Vorsatz, Evchens Stellungnahme zu ihm abzuwarten, flog in alle Winde.

„Frau Sara hatte Herz!" sagte er scharf. „Heutzutage fehlt's leider oft an diesem Artikel."

„Oh!" meinte Evchen bedauernd und begann ihre Hyazinthe zu zerpflücken. „Ist dieser Artikel wirklich so wertvoll?"

„Ihre Frage ist sehr charakteristisch . . . Evchen."

„Mein Name ist Vesper . . . Fräulein Vesper also, wenn's beliebt, cher Heinz." Sie sah ihn aber unter den gebogenen Wimpern so lockend, rätselhaft, erbarmungslos und — süß an, daß ihm einen Augenblick wirr zumute wurde.

Das war ja eine neue Spezies. Schon gut, er würde sie kennen und behandeln lernen. Versuchte er es einmal aus dem Gegensatze heraus!

„Gnädiges Fräulein zweifeln also an dem Werte des Herzens?" sagte er mit ironischer Höflichkeit.

„Das ist aus so jungem Munde weder interessant, noch originell, sondern höchstens —"

„Höchstens?" fragte Evchen unwillkürlich gespannt und zog die Augenbrauen hoch.

„Affektiert!" schloß Heinz gemütsruhig.

Sie sah ihn an, als traue sie nicht ihren Ohren. „Savez-vous que vous êtes amusant?" sagte sie nach einer Pause und blinzelte, noch immer starr vor Staunen.

Heinz fühlte jenes verwegene Laster des Herzens bei ihr heraus, das geheimnisvoll und betäubend zugleich mit Menschenseelen zu spielen gewohnt ist, wie die Katze mit der Maus. Er aber war keine Maus.

„Wir wollten doch Deutsch reden, gnädiges Fräulein."

Eine kleine diskrete Pause. „Allons donc," rief Evchen plötzlich liebenswürdig, „lassen wir die Komödie. Ich wollte nur sehen, ob du dich verändert hättest, Heinz."

„Und ließest mich dabei entdecken, daß du dich verändert hast, Evchen. Das ist eine schlechte Diplomatie."

„Also machen wir Frieden!" Sie hielt ihm die zarte, schöngeformte Hand hin.

Aha! dachte er. Jetzt hab' ich dich. So also geht man mit dir um? Bequem war Evchen keinesfalls. Aber reizvoll, — eine raffinierte Weltdame. Neugierig betrachtete er sie und lachte.

„Topp!" sprach er vergnügt. „Zum Courmacher wirst du mich verdorben finden, Evchen, aber ich bin vielleicht kein schlechter Kamerad."

„Wer hat dich denn verdorben? Etwa wieder eine Malwa?"

„Mädchen und Frauen, die ich ernst nehmen mußte.

„Und die dich ernst nahmen?"

„Hoffentlich."

„Zu eitel selbst, um zu renommieren!"

„Zu klug, um sich den Anschein zu geben, als könne man düpiert werden," gab er schlagfertig mit einer kleinen Verbeugung zurück.

„Ah, c'est gentil! In deinem Munde hat selbst die deutsche Sprache Nuancen."

„Nuancierte Wahrheiten!" sagte er lachend.

Da wurde die Salontür aufgestoßen und herein spazierte der kleine Doktor und lugte mit scharfen Blicken über die Brille zu seiner Tochter hinüber.

„Aha! Schanschemang de Dekorassiong!" sagte er grimmig. „Morgens Bajadere — mittags Undine, abends Rose von Jericho und nachts — schlafende Innocentia, satt von des Dages Müh und Lasden. Wer von deinen Riddern verdreibt dir denn heude die schwerbeschwingde Zeit?"

„Einer, der ausnahmsweise Deutsch versteht, Papa, und dem ich deine freundlichen Bemerkungen also nicht anders zu übersetzen brauche," sagte Evchen trocken.

Der alte Herr stutzte. Heinz war aufgesprungen und sah ihn mit leuchtenden Augen an. „Onkel Doktor . . ." sagte er bewegt.

„Bursch . . . daß dich das grraue Mäuslein baißt!" kreischte der Doktor in höchster Überraschung. Seine Stimme überschlug sich. „Heinz, Mensch, Junge! Waust und Hamlet in einer Berson! An mein Herz, Goldsohn, Hundefreund und Ergenndnisdürstender!"

Er preßte Heinz mit jugendlichem Feuer an sich, stieß ihn dann wieder zurück, hielt ihn an den Schultern fest, wobei er sich mühsam auf den Fußspitzen zu ihm emporstreckte und betrachtete ihn mit strahlendem Wohlgefallen.

„Hm, hm, Goedeprofil und Goedeaugen! Auch sonst was vom Werdher und was vom Dionysos. Na gnade Gott den Weibern!" Und seine Tochter anschauend, rief er bissig: „Den Vogel einzufangen,

da bedarf's einer Engrosgogedderie — — das ist nicht so einfach!"

„Er ist schon halb gefangen, Onkel Doktor," sagte Heinz ritterlich.

„Wie? Was" schrie der alte Herr zornig. „Nur Gimbel gehn ins Netz. Männer zerreißen die Arachnefäden!"

Und ohne sich weiter um seine Tochter zu kümmern, schob er seinen Arm in Heinzens und führte seinen jungen Freund triumphierend in sein Studierzimmer.

„Na ssetz dich, mein Junge und schieß los. Wie weit ssind wir?" Er nahme eine Zigarre aus einer prunkvollen Schachtel und schob sie Heinz über den Tisch hin.

„Danke, ich rauche nur Zigaretten."

„Auch gut. Na also. Wie weit ssind wir?"

Aufmerksam blickte er über die Brille in das sorgenvolle Gesicht ihm gegenüber.

Heinz seufzte. „Ach Onkel Doktor, — das ist eine mühselige Geschichte. Immer noch am allerersten Anfang. Und was ich angefangen habe, ist kläglich mißraten."

Der alte Herr nickte befriedigt. „Der beste Anfang!" knurrte er.

Heinz begann sein Herz auszuschütten und erzählte. Zuerst von seinem Studium, von seinen zerschellten Hoffmungen, von seinem Willen, der Allgemeinheit zu nützen, der Allgemeinheit zu dienen, dann von seiner Künstlersehnsucht, von der inneren Fülle, die ihn zu sprengen drohe, von seinen Schönheitsträumen, den Kirchen- und Villenentwürfen, die seine Lehrer zu einem mitleidigen Lächeln brachten, von den ihm gestellten einfachen Aufgaben, die immer und immer wieder mißrieten; zuletzt von dem Fluche, der ihm anhafte, daß jeder ihn für sich und zu seiner Art

gehörig betrachtete — von seiner Einsamkeit und von seiner Mißstimmung.

Der kleine Doktor sog an seiner Zigarre und hörte gespannt zu. Ab und zu ging ein gerührtes Zwicken durch seine Züge.

„Ich bin nichts, ich kann nichts, ich weiß nichts und ich fürchte, — ich werde nichts!" schloß Heinz seinen Bericht. Erschüttert und blaß saß er da.

„Wann glaubst du denn dein Studium vollendet zu haben?"

„Spätestens im nächsten Sommer. Aber was dann, Onkel Doktor? Da bin ich soweit wie gewesen."

„Hm, hm. Gut, ssehr gut!" sagte der alte Herr schlürfend.

Heinz hörte nur halb hin. Wie im Fieber sprach er weiter: „Das Schlimmste ist, ich habe kein rechtes Pflichtgefühl, ich habe nur Triebe, die mich hin und her reißen, und eine große Sehnsucht. In einem einzigen Punkte bin ich vielleicht weitergekommen: ich kenne mich selbst besser und habe die Menschen ein wenig kennen gelernt. Mir ist . . . als hätte ich sie alle in mir. Das Mit-Leiden und das Verstehen ist ja . . . so leicht. Ich kann es manchmal, nein oft . . . Das ist nicht arrogant gemeint, sondern ganz einfach."

„Du bist ein Günstler!"

„Aber wo, wo steckt's," rief Heinz wild und schlug sich aufs Knie. „Kunst muß sich doch äußern. Bei mir liegt noch alles im Halbschlaf."

„Machst du Verse?" rief der Alte wie in plötzlicher Wut.

„Nein, Onkel Doktor, — nicht der Rede wert."

„Also doch! Nun, was sonst?"

„Früher — — Märchendramen und so'n Zeug."

Der alte Herr streifte bedächtig die Asche von seiner Zigarre und begann seine Brillengläser zu putzen.

„Abwarden!“ sagte er schmunzelnd, und dann nach einer langen Pause:

„Ich will dir was ssagen, mein Ssohn. Die rechde Arbeit und der rechde Beruf — das ssoll keine dägliche Dretmühle ssein. Die Erleuchdung aber gommt wie ein Blitz — versdehst du — und dann wird's auf einmal helle. Nimm einstweilen dein Greuz auf dich und lerne es dragen, bis der Blitz da ist.“

„Und wenn er nie kommt?“ rief Heinz schmerzlich.

„Er gommt aber, verlaß dich drauf. Glaubst du, daß das Rechde, unsere Lebensarbeit wie ein Backesel wardend dasteht und höflich ssagt: ‚Bidde, haben Ssie die Güde und besdeigen Ssie meinen ehrenwerten Rüggen.‘ Das Rechde ist ein glänzender Festdag — — gennst du den langsamen Pfeil der Schönheit? Das Rechde steht eines Dages gnädig da und ssagt: ‚Ich bin heilig und du darfst dich mir mit reinen Händen nahen, ich gestadde dir den Ssaum meines Gewandes zu berühren.‘ Die Arbeit, die deine Arbeit werden soll, ist ein Gescheng, eine Lusd, eine Gnade — — versdehst du?“

„Onkel Doktor,“ rief Heinz begeistert — — „und du?“

„Ich!“ sagte der Alte verschämt — „ich gomme ja nicht mehr in Bedrachd. Aber einmal — vor vielen langen Jahren war's, da sdand der Blitz auch vor mir und hieß: Chirurgie. Und während des dürkisch-russischen Grieges hat ssie mich auch wieder gnädig angeschaut. Na, ich bin ja ein ganz bassabler Kreisarzt geworden, aber noch heute sind chirurgische Fälle meine Festdage. Glauben gann ein jeder heudzudage was er will und was er für Rechd hält. Aber um die Gnade zu erleben, muß man fromm ssein. Werdet wie die Gindlein, denn ihrer ist das Himmelreich. Die bloß Geisdreichen ssind unfromme Menschen. Wer andere in sich drägt, ehrlich und warm, der hat die Weldfrömmiggeid. Wer sich für nichts

häld, ist besser dran als die Alleswisser und Allesgönner, ssei er nun Heide, Jude oder Chrisd. Die Einsdellungsfähigkeit je nach der Umgebung ist Reichdum, nicht Armud. Zweiheit ist die Bedingung des Ergennens. Mensdehen versdehen heißt ssie und auch ihr Gegendeil in der Brust dragen. Aus den Diefendrieben wird einmal eine Diefenglarheit. Darum Kopf hoch, mein Ssohn, es wird alles gommen, wie es gommen muß, und ssiehe, es wird ssehr gud."

Da hielt sich Heinz nicht länger. Er stürzte dem Alten an die Brust und küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand. „Du bist ein Weiser!" rief er voller Jubel, „ein Weiser und ein Dichter!"

Der alte Herr schneuzte sich umständlich und wischte sich die Augen.

„Nach fünfundzwanzig Jahren," sagte er mit feierlicher Wehmut, „bist du der ersde Mensch, der meine Sbrache versdanden hat. Sso hab ich auch heude meinen Festdag gehabt!"

Jetzt ging die Tür, und Tante Fredegunde stand erhitzt, mächtig und majestätisch vor den beiden.

„Was hör' ich da? Heinz ist hier! Das ist ja eine unerwartete Freude!"

Sie war gealtert und stärker geworden. In ihrer pompösen Würde hatte sie etwas von einer prächtigen Fregatte.

Erfreut preßte sie den Sohn ihrer Jugendfreundin an den hochwogenden Busen und sagte: „Du kommst wohl direkt von Mama? Da mußt du mir aber viel erzählen. Wie geht's denn der Armen?"

Und ohne seine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort, während ihre grünen Augen unstet hin und her gingen und Heinz musterten: „Nun, stattlich siehst du aus, das muß man sagen. Was macht denn das Studium? Wann kommt das Schlußexamen?"

„Im nächsten Sommer, Tante Fredegunde." Ein

unbestimmtes Gefühl hielt ihn davon ab, zu sagen, wie problematisch er sein Studium überhaupt empfand.

„So, so!" sagte sie befriedigt, „dann bist du ja bald ein gemachter Mann. Denn mit deines Vaters Konnectionen wird es ja nicht schwerfallen, dir eine einträgliche Stellung zu verschaffen. Ja, Max und Karl machen uns auch große Freude," fuhr sie fort und setzte sich wuchtig auf einen türkischen Divan. „Schade, daß du sie nicht triffst, sie bleiben noch eine Weile in Petersburg. Max wird Jurist. Seine Professoren sind außerordentlich mit ihm zufrieden. Ganz außerordentlich. Und zu benehmen versteht er sich. Gentleman vom Kopf bis zu den Füßen. Verkehrt in den höchsten Kreisen. Man ist entzückt von ihm." —

„Wer?" fragte der Doktor mit hochgezogenen Augenbrauen. Sie standen dicht und zornig fast in der Mitte seiner Stirn und sahen aus wie aufgeregte kleine Schnurrbärte.

„Aber Mannchen! Das ist doch wohl ernieſen. Noch neulich sagte mir die Obristin Meduſoff: „Mais vous savez, c'est un jeune homme complaisant et très comme il faut."

„Die Obristin Meduſoff?" rief Heinz interessiert. „Ich sie hier? Und ist sie noch immer so schön?"

„Geschmaggssache! Eine verwelgte blasse Levkoje, mit den Ausbrüchen einer frischen Rose!"

„Und was macht Karl?" fragte Heinz.

„Schlebbendräger und Weiberfreund!" bemerkte der alte Herr verdrießlich.

Nun wurde Tante Fredegund ernstlich böse. „Es scheint dir ein besonderes Vergnügen zu bereiten, dein eigen Fleisch und Blut schlecht zu machen. Karl ist ein sehr liebenswürdiger junger Mann. Karriere wird er schon machen. Überall hat er einflußreiche Bekanntschaften. Gott, daß er sich ein bißchen amüsiert!

Kann man das den jungen Leuten verdenken? Er studiert Gynäkologie."

„Ach was!" sagte der Doktor ärgerlich, „nicht Kynägologie, die Weiber studiert er."

„Papachen, du bist heute schlechter Laune! Mit dir ist nichts anzufangen!" sagte Tante Fredegunde in gnadenvoller Herablassung und erhob sich. „So hat unser junger Freund es auch nicht vermocht, dir die Grillen zu vertreiben. — Ja, ja, mein lieber Heinz, das ist nicht so einfach!" schloß sie huldvoll. „Nun, du bleibst doch längere Zeit hier, nicht wahr? Da sprechen wir uns noch einmal gründlich aus."

Zum gründlichen Aussprechen mit Tante Fredegunde aber kam es nicht. Es war auch besser so. Die geschäftige kluge Frau war allerseits in Anspruch genommen. Ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen ließen ihr wenig Zeit. Um so mehr stille Freude fand Heinz an den Stunden, die er mit seinem alten Freunde verbringen durfte.

Und dann Evchen: Wie seltsam war sie! Wie neu! Wie reizvoll und auch wieder wie abstoßend! Zwischen Heinz und ihr war es zu einem bewehrten Waffenstillstand gekommen. Evchen mochte wohl ihre eigenen Absichten dabei haben. Oft fühlte er, wie ihr Blick forschend und nachdenklich auf ihm ruhte. Was wollte sie von ihm? Was dachte sie?

Und leise, ganz leise fühlte er, wie ein wunderlicher Rausch über ihn kam. Die Einsamkeit des letzten halben Jahres begann wie ein glimmendes Feuer in ihm zu brennen. Er hatte schlaflose Nächte und sehnte sich, sehnte sich — — nach Mirjam? nach Hildegard? nach — — Evchen?

Sie unternahmen Spaziergänge miteinander. Die Grenzen des Städtchens waren bald überschritten. Felder mit singenden Lerchen darüber und weites Wiesengelände, — ein paar hinfällige Holzbaracken, dann weiter die duftende Nähe der Wälder.

Es war ein klarer reiner Abend. Drüben über dem Waldsaum türmten sich am blauen Himmel feierliche Wolkengebirge.

Heinz fand das alles so schön. Er atmete tief. In einem losen violetten Kleidchen schritt Evchen neben ihm her, den Panamahut in der Hand, gelbe Narzissen im Gürtel. Narzissen und Hyazinthen waren ihre Lieblingsblumen.

„Ja, Tilischewsky auch —" sagte sie mit einem sonderbaren Glanz in den Augen. „Schon lange. Seit vier Jahren stellt er immer dieselbe Frage an mich. Jeden Sommer einmal."

„Und . . . und du?"

Sie zuckte die Achseln. „Gott, ich! Ich find' es fad. Stelle dir vor: jeden Sommer einmal, das macht in vier Jahren genau viermal; nehmen wir die Winter hinzu, denn die letzten zwei Jahre war er auch im Winter hier — also sechsmal. In acht Jahren wären es bei der gleichen Progression zwölfmal."

Evchen lachte kurz und hart auf.

Heinz wollte etwas erwidern. Aber er brachte es nicht heraus. Ein dummer Zweifel, eine plötzliche Eifersucht preßte ihn. Er war rot geworden. Gänzlich war er in Verwirrung. Hatte sie denn gar kein Herz? Die Mädchen, die er bisher gekannt, waren so ganz — ganz anders, so einfach, so durchsichtig trotz ihrer Kompliziertheit — offenbar wie ein Lächeln. Aber Evchen — jeden Tag gab sie ihm ein neues Rätsel auf. Solange sie miteinander kämpften, hatte er sie zu zwingen gewußt, doch jetzt . . .? Dieser Friede war ein dreifacher Kampf.

Verwirrt und neugierig starrte er sie an. Wie, wenn er ihr eine Seele geben könnte? Ihr von seinem Reichtum, seinem Überfluß mitteilen — diese Undine aus dem Dornröschenschlaf wecken — — gab es so etwas? Konnte er das?"

„Bist . . . bist du eigentlich glücklich?" fragte er sie unvermittelt. Er fühlte, wie unangebracht, wie dumm diese Frage war. Wie ein Schuljunge kam er sich vor und schämte sich seiner Dummheit. Wo war seine Überlegenheit geblieben?

Um Evchens Mundwinkel zuckte es. War es ein verhaltenes Lachen oder wollte sie weinen?

Sie sah ihn groß an. „Bist du eigentlich verliebt? Eine Frage ist der anderen wert."

„Ja!" schrie er leidenschaftlich. „Ja!"

Langsam schlendernd ging sie weiter. Ihre Arme hingen schlank und schlaff an dem wunderschönen Körper nieder.

„In mich . . .?" fragte sie wieder nach einer Pause.

Heinz wunderte sich. Dann packte ihn ein plötzlicher Zorn, die Regung eines sonderbaren, stolzen, dunklen Mannesgefühls, und endlich, endlich kehrte ihm die Besinnung wieder.

„Es ist ein schöner Abend heute!" sagte er ganz kühl. Und er fühlte, daß ihre Seelen wieder wie am ersten Abende einander gegenüberstanden, lauernd, abwägend — wie zwei böse Raubtiere.

Aber auch Evchen wußte: jetzt mußte sie einlenken. Sie hatte in ihrer erfahrenen Korrektheit eine feine Witterung.

„Du fragst, ob ich glücklich bin," sagte sie in einem schleppenden singenden Ton, der etwas Hypnotisierendes hatte. „Du hast eigentlich kein Recht auf diese Frage, aber ich will dir antworten, weil . . . nun, weil's mir Spaß macht. Nein, ich bin nicht glücklich. Kann man glücklich sein in so einem kleinstädtischen Nest, wo man das Leben hinschleppt wie eine Pflanze? Heißt das leben? Meine Anbeter nun, ich habe ja viele — — auch von weitem her — — aber was sind sie mir? Nummern. Dieser trägt diese Etikette, der andere jene. Bei allen kommt

es auf das gleiche hinaus. Alle wollen sie dasselbe. Denn ich bin schön. Aber ich bin auch ehrgeizig, das wissen die wenigsten. Für mich ist Glück — Macht. Und da ich meine Macht nicht entfalten kann, bin ich nicht glücklich."

„Du paßt nicht in diese kleinen korrekten Verhältnisse," sagte Heinz. O er — verstand jetzt.

„Sehr geistreich bemerkt," erwiderte Evchen ironisch. Wenn es regnet, ist es naß, natürlich. Aber sieh, mein Lieber, gerade die Korrektheit, auf die ich übrigens pfeife, ist meine Stütze. Wäre ich die Fürstin Dundakowa und hätte ich einen Millionär zum Mann, dann könnte ich mir gestatten, inkorrekt zu sein. Aber Evchen Vesper hat noch nie etwas Inkorrektes getan und wird's hoffentlich nicht. Sie hat eben noch etwas zu verlieren. Was ist übrigens Korrektheit? Ist sie eine Tugend? Nein. Ein Zustand? Eine Annehmlichkeit? Auch nicht. Korrektheit ist keine Eigenschaft an sich, sondern eine Beziehung. Ich weiß sehr gut, was ich sage. Meine Korrektheit ist mein Käfig und meine Freiheit zugleich. Glaubst du, daß mein Vater meine Verehrer, die ja zuweilen auch unterhaltend sein können, dulden würde, wenn er nicht im Grunde überzeugt wäre: meine Tochter macht keine Dummheiten. Solange wir von der Welt und ihrer Meinung abhängig sind, müssen wir uns beugen, später . . ." — ihre Augen leuchteten auf — „setzen wir derselben Welt den Fuß auf den Nacken, handeln nach eigenen Gesetzen und beugen diese kluge Welt!"

Es war eine Zeitlang ein Schweigen.

Heinz fühlte sich beunruhigt. Ein peinigendes Gefühl von Respekt kam über ihn. Respekt vor einer — Rechenmaschine! Einer todkalten seelenlosen Brunnennymphe, die aussah wie eine berückende Königin, die aussehen konnte wie eine junge Heilige.

Was war es nur, was ihn wieder geheimnisvoll

in ihren Bann zog? Was ihn ergriff und festhielt wie mit eisernen Klammern und ihn zwang, zu verstehen? Was wie ein künstlerischer Rausch über ihn kam, mächtig, gewaltig? Wie ein Blitz stand es da, und er hatte erfaßt: hier war ein Teil Genialität! Nicht die hingebende Genialität des Weibes, — eine andere, harte, unbeugsame, die der geborenen Herrscherinnen und — Intrigantinnen.

Evchen mochte das Schweigen ungünstig deuten.

„Ich bin dir eigentlich dankbar," fuhr sie wieder in leisem, singendem Ton fort, während sie auf dem Wiesenpfade dicht an der Straße dahinschritt, „denn bisher hat mich noch niemand von meinen — Freunden danach gefragt, ob ich glücklich sei. Diese Herren können ja nicht anders als glauben, daß ihre Huldigungen genügen, um mich zu beglücken."

„Es war eine sehr dumme, indiskrete Frage, Evchen."

Sie lächelte eigen. „Dumm und klug, beides. Du bist überhaupt anders," sagte sie nachdenklich. „Gläubig bist du wie ein Kind. Leicht zu betrügen, und doch . . . es wär' schade. Du hast so was an dir . . . ich könnte dich nie betrügen."

Wie sie das sagte — — so seltsam, — so seltsam weich!

Heinz starrte sie an. Sie könnte ihn nie betrügen — sie — ihn?!

„Es ist eine gewisse Verwandtschaft in uns," sagte sie mit ihrer müden, singenden Stimme.

Ach ja! Was und wen gab es, dem er sich nicht verwandt fühlte? Neu war sie ihm, wie eine zugereiste unbekannte Verwandte etwa, aber sie hatte recht — es war da eine Verwandtschaft.

„Könntest du jemanden betrügen?" fragte sie plötzlich scharf, wie um ihn aus seiner Versunkenheit aufzurütteln.

Er sah sie fest an und seufzte.

„Ja!" sagte er schwer.

Evchens Augen begannen gierig zu funkeln. So einer war ihr noch nicht vorgekommen. Die anderen Herren wären bei dieser Frage in Verzückung geraten. Geschworen, beteuert, verneint hätten sie bei allen Eiden, geflucht, und vielleicht hätte einer oder der andere zynisch und ironisch bejaht, vorausgesetzt, daß er genügend Verstand dazu hatte. Dieser da aber sagte einfach: Ja. Und sie glaubte ihm.

„Könntest du morden?" fragte sie weiter, getrieben von einer lüsternen, grausamen Neugier. Ihre schmalen Augen blinzelten. Ihr Haar umleuchtete sie wie ein Heiligenschein.

„Ja!" sagte Heinz wieder. Es stieß und stieß in ihm.

„Stehlen? Lügen? Ehebrechen?"

Er sah sie gramvoll, fest und wissend an.

„Jedes Laster fühle ich in mir. Nichts gibt es, was ich unter besonderen Umständen nicht verbrechen könnte!"

„Ah," Sie seufzte schlürfend auf, wie befreit. Das war doch endlich ein Mensch und keine Drahtpuppe! Neben so einem Ganzen konnte das Leben am Ende reizvoll werden.

Strahlend sah sie ihn an. Dann lachte sie leise und süß. „Noch nie hat mir ein Mensch so gut gefallen!" sagte sie schwelgend. „Gerade ich, die Korrekte, liebe das an dir! Welche Ironie!"

„Evchen!"

Hatte er denn auch richtig gehört?

„Evchen?" schrie er wieder — außer sich.

„So heiß' ich!" sagte sie beherrscht. Aber in ihrer Stimme zitterte eine verhaltene Wärme.

Er war im Augenblick bei ihr auf dem Wiesenpfade, packte ihre Hand und küßte sie einem sonderbaren Instinkt gemäß nicht oben auf dem Handrücken, sondern innen in der Handfläche.

Und nun geschah das Äußerste.

Das korrekte Evchen faßte seine Schultern, zog sich zu ihm empor und gab Heinz einen heißen, glühenden Kuß mitten auf den Mund. Nur einen.

Und das auf der Landstraße!

* * *

Waren sie nun verlobt, oder waren sie es nicht?

Die Tage vergingen wie im Fluge. Heinz war in einem Taumel. Er konnte sein Glück nicht fassen. Wie ein Trunkener staunte er beim Anblick aller Dinge. Der Mond, die Sonne, die Wolken, die Wälder, das weite Feld — alles lebte ein neues Leben, alles redete zu ihm von ihr — von ihr. Und mitten in seinem Jubel kamen Augenblicke, wo sich eine eiskalte Hand an sein Herz zu legen schien und ein Zweifel den anderen jagte.

Sie hatte ihm Schweigen auferlegt. Die Eltern sollten noch nichts erfahren. Seltsam war sie, hochfahrend, launisch und erbarmungslos, dann wieder von hinreißender gefährlicher Süße.

An einem regnerischen Nachmittage fand sie Heinz in einem grauen Wettermantel, die Kapuze über das Haar gezogen, zum Ausgehen gerüstet.

„Ich will zur Post," erklärte sie, „du darfst mich begleiten. Mama ist wieder einmal bei der Obristin Medusoff."

Heinz trug den Schirm. So gingen sie eng aneinandergeschmiegt. Das Herz wallte ihm über, er wollte ihr von Mirjam erzählen, er war in einer Beichtstimmung.

„Ich habe dich lieb!" flüsterte sie. „Nie hätt' ich das für möglich gehalten!"

Es regnete in langen feinen Strichen. Die kleinen Häuser weinten, das holperige Pflaster glänzte. Geschäftig rieselte das Wasser in den Rinnsteinen. Die

Wolken hingen niedrig und schwer. Irgendwo schrie ein kleines Kind weh und wimmernd.

„Du," sagte er, — „ich hab' einmal eine Geliebte gehabt."

„Nur eine?" fragte sie mit ihrem süßen, kranken Lächeln.

Er seufzte. „Verliebt war ich öfters — — das aber war nur einmal."

„Wer?" fragte sie.

„Eine kleine Tänzerin — —"

„Pah!" sagte sie hochmütig. „N'en parlons plus."

Das tat ihm weh. „Sie war großmütig und gut. Ganz Großmut und Leichtsinn war sie. Ich wollte sie heiraten."

„Das sieht dir ähnlich!" meinte Evchen spöttisch. „Wie sah sie denn aus?"

„Rote Haare und blanke schwarze Augen, weiß wie eine Blüte, zierlich wie ein Porzellanfigürchen."

„Du schwärmst ja noch!" bemerkte Evchen trocken. „Wie kamt ihr auseinander?"

„Sie fand ein besseres Engagement — in Petersburg."

„Also dumm war sie nicht?"

Heinz seufzte. „Im Gegenteil, ich fand das recht dumm."

„Und du? Hast ihr wohl nachgetrauert?"

Er reckte sich stolz empor. „Wenn sie gehen wollte! Ich hab' sie nicht gehalten."

Evchen sah ihn aus den schmalen Augen begierig an. „Und wenn ich . . . dir . . . davonginge?"

Er fühlte einen eiskalten Schlag. „Evchen, — das ist nicht zum Scherzen . . ."

„Ich scherze ja auch nicht. Ich frage nur ganz sachlich."

„Du bist grausam."

„Möglich."

Sie standen vor dem Postgebäude.

Heinz schlug den Schirm zusammen und stieß die Tür vor Evchen auf.

„Sind hier Briefe unter Nummer 625?" fragte sie den Beamten am Schalter in hochfahrendem Tone.

„Jawohl, gnädiges Fräulein, zwei."

Auch Heinz fragte nach postlagernden Briefen.

Der Beamte schob ihm zwei Briefe hin.

Der eine war von Nora, der andere trug eine ungelenke Kinderschrift. Heinz öffnete ihn — von Malwa!

„Du Lieber, Guter, Teurer," schrieb sie.

„Ich grüße Dich tausendmal und wünsche Dir des Himmels und aller Heiligen Segen. Sieh, auch ich bin gesegnet. Unser Junge ist da, ein vergnügter, roter, knuspriger kleiner Kerl. Eine Stimme hat er wie ein junger Wolf, und saugen kann er feste, wie so ein zweimonatliches Kälbchen. Mit zwei so gesunden strammen Jungen ist's schon eine Freude zu leben. Bobtschik frägt alle Tage nach Dir, und ich sehne mich, Dir in Deine guten Augen zu sehen. Deine blonde Freundin hat mich auch besucht und mir drei Paar Söckchen gebracht. Und geredet haben wir, wie zwei alte Bekannte — von Dir, denn sie kann schon recht schön Russisch schwätzen. Wo ein Wort gefehlt hat, hab ich's erraten und mit den Augen und Fingern ging's auch. Der Geburtstag des Jungen fiel auf den heiligen Wassili, den 22. Juni. So heißt er also Wassja, aber ich nenne ihn nach Dir „Heinz". Da ist er mir noch einmal so lieb. Und so grüße ich denn mit vieler Liebe und grüße Dich von Bobtschik, von Matriona Semionowna und von dem kleinen neuen Heinz. Mögen alle Heiligen Dich segnen und Dir vergelten, was Du an mir getan.

Ich küsse Dich, mein Teurer.

In Liebe Deine Malwa."

Riga, den 6. Juli 1890.

Heinz las den Brief und war rot geworden. Dazwischen mußte er lachen. War er nicht so zum Vater gestempelt in aller Unschuld? Wider Willen und unbewußt? Zu lieb und komisch das Ganze. Er steckte beide Briefe in seinen Überzieher. Noras Schreiben wollte er später in aller Ruhe lesen.

Evchen beobachtete ihn scharf. Sie hatte ihre Briefe rasch durchflogen.

Schon waren sie auf dem Heimwege. Evchen sah sehr blaß aus. Nervös nagte sie an ihrer Unterlippe. Eine Falte stand senkrecht und drohend auf ihrer weißen Stirn.

„Von wem war der Brief?" fragte sie gedämpft.

„Von meiner Jugendgespielin — Malwa," antwortete Heinz ein wenig unbehaglich.

„Gib ihn mir!" sagte Evchen befehlerisch.

Heinz sah sie an. „Nein, Evchen — verlang' das nicht von mir."

„Gib mir den Brief!" wiederholte sie düster. Es lag ein wunderliches Drohen in ihrem Ton.

„Evchen," sagte er bittend, „so gern ich dir jeden Gefallen tu, aber steh davon ab. Einmal — — später, wenn wir . . . dann sollst du ihn lesen."

Sie riß hastig ihren Arm aus dem seinen.

„Nun, — dann nicht!" sagte sie schroff.

Schweigend gingen sie heim. Es lag wie eine schwere Gewitterwolke über den beiden.

Nach dem Fünfuhrtee zog der Doktor Heinz in sein Arbeitszimmer. Er wollte ihm ein neuerschienenes Werk über griechische Architektur zeigen, das er sich verschrieben hatte. Sie kamen aus dem Hundertsten ins Tausendste und plauderten lange und angeregt. Während des Gesprächs dachte Heinz sorgenvoll an Evchen. Ob sie noch böse war? Aber nein, sie war während des Teetrinkens so witzig und schlagfertig gewesen. Selbst der Doktor hatte gelacht. Doch ihr war freilich nicht zu trauen.

Und Heinz nahm sich vor, besonders lieb zu ihr zu sein.

Als er in den Salon trat, lag sie im Schaukelstuhl und wiegte sich langsam auf und nieder, die Arme über dem Haar verschränkt. Sie war sehr bleich. Über den roten Lippen schwebte ein triumphierendes krankes Lächeln.

Heinz zog den Polsterschemel zu ihr heran.

„Blonde Sphinx!" sagte er zärtlich. „Ich hab' mich so nach diesem Stündchen gesehnt."

„Nicht möglich!" warf sie ironisch ein.

„Aber Evchen — glaubst du mir denn nicht?"

„Nein!" sagte sie hart und schneidend, und ihre Augen blitzten vor Haß. „Ich glaube dir nicht mehr. Denn du hast mir das Schlimmste angetan, was mir ein Mensch tun konnte." In leisem, singenden Ton fuhr sie fort: „Und an Dich hab' ich geglaubt. Du bist auch nicht besser als die anderen. Mir aber hast du ein für allemal den Glauben an die Menschen genommen. Das ist kein bloßes Unrecht — ein Verbrechen ist es. Da!" Sie zog Malwas Brief aus den Falten ihrer Bluse und warf ihn verächtlich zu Boden. „Ich habe es dir einmal gesagt: ich würde dich nicht betrügen. Mein Wort habe ich gehalten, denn ich brauchte dir nicht einmal zu gestehen, daß ich mich dazu erniedrigt habe, den Brief heimlich zu lesen. Deinen Laufpaß konnte ich dir auch so geben!"

„Evchen — halt ein!" rief Heinz entsetzt — „So höre doch — —"

„Nichts will ich hören!" Sie schnitt ihm mit einer königlichen Gebärde das Wort ab — „noch hab ich etwas zu sagen." Und mit tötendem Sarkasmus fuhr sie fort: „Das Zeugnis will ich Dir geben: Dein Versprechen hast du ebenfalls gehalten, wie ein Ritter und Held — du hast mich belogen und betrogen,

wie du es verkündet hattest. Trotzdem und gerade deshalb habe ich dir geglaubt. Jetzt aber . . ."

„Genug!" schrie Heinz. „Malwas Sohn ist nicht mein Sohn!"

„Nicht . . .?" Sie blinzelte ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an. „Wie glaubwürdig! Lügen muß man feiner, mein Lieber. Du bist doch noch recht unerfahren in dieser Kunst."

„Evchen!" sprach Heinz ganz leise und sah sie durchdringend an, „hör' auf, mich zu beschimpfen! Ich habe mit Malwa nie einen anderen Verkehr gehabt als einen freundschaftlichen. Sie war schwanger, als ich sie wiedersah, und ich hab' mich ihrer angenommen — das ist alles."

Er stand hochaufgerichtet da. Die reine hinreißende Wahrheit sprühte ihm aus den Augen. Seine feine und feurige Schönheit leuchtete in seltsamem Reiz.

„Und ich habe den alten Fürsten Wolchonsky mein Jawort gegeben," sagte Evchen bitter. „Das ist auch alles."

„Evchen!" Heinz stürzte an ihr nieder. „Das ist nicht wahr! Sag', daß es nicht wahr ist. Sag' — sag's doch!"

Sie lächelte müde und krank. In einem Gemisch von Sehnsucht und Abweisung strich sie ihm leise über das Haar. Ihre Hand zögerte und zitterte.

„Der Brief ist schon fort," sagte sie mit gebrochener Stimme. „Dich hatt' ich lieb. Das ist nun vorbei!"

Dann richtete sie sich hoch auf und stand in königlicher Schlankheit hochmütig vor ihm.

Mit dämonischer Wut stieß sie die Worte hervor:

„So werde ich wenigstens Fürstin Wolchonsky!"

Sie sahen einander in die Augen — eine halbe Minute lang wie lüsterne Raubtiere.

Endlich wandte sich Heinz ab.

„O pfui!" sagte er nur.

Da schlug sie die Hände vors Gesicht und sank mit einem leisen Ächzen halb ohnmächtig in ihren Stuhl zurück.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Riga, den 16. Juni 1892.

„Liebe Freundin Nora!

Dein Entschluß, Diakonissin zu werden, hat mich tief erschüttert. Denn nicht sehe ich in diesem Plane eine Willkürlichkeit, noch viel weniger eine Laune, dazu kenne ich Dich zu gut, sondern wie der Anatom unter der Haut die Zellengewebe des Organismus und ihre Funktionen verfolgt, so weiß ich ungefähr, welche Erwägungen, Kämpfe und Erfahrungen Dich diesem Beruf zugetrieben haben.

Liebe Schwesterseele Nora, — ich bin in der Tat Dein Bruder im Geiste. Wir haben beide den gleichen Trieb zum Leben, wie zum Entsagen, und das Entsagen ist unter Umständen der höhere Trieb und das höhere Leben. Aber ich fürchte eins: es ist kein freiwilliges Entsagen bei Dir. Versteh mich recht: würdest Du, nachdem Du ein ersehntes Glück genossen, und sei es von kurzer Dauer gewesen, denselben Entschluß fassen wollen? Vergib, daß ich Dir diese Frage stelle. Aber Du stehst mir zu nahe, als daß ich sie unterlassen könnte. Ich kann nicht gleichmütig zuschauen, wie Du sozusagen faute de mieux einen Beruf ergreifst, der einerseits aus Opfern und Entsagungen besteht, andererseits Deinem heißen Drange entspricht, ein höheres Leben zu leben. Du bist Deinem innersten Wesen nach Künstlerin, — das will sagen — ein ewig Unbescheidener. Wirst Du als Diakonissin das Dichbescheiden lernen? Ich glaube, nein. Du willst Dich hingeben, Dich opfern. Das ist ein echt weiblicher und ein so großer Zug, daß ich nur Ehrfurcht davor empfinde. Doch seien wir ganz ehrlich: entspringt er nicht der Enttäuschung? Dem einen hast Du Dich nicht hingeben

dürfen — so willst Du es nun der Allgemeinheit gegenüber tun. In schwerer Arbeit, im Kampf um das Leben der Leidenden willst Du Deine Sehnsucht betäuben, umsetzen, — töten. Liebste Nora, es ist, fürcht' ich, nicht Menschenliebe, die Dich zu diesem Berufe treibt, sondern Flucht vor Dir selbst. Und laß mich aus eigener, bitter durchlebter Erfahrung sagen: wir entfliehen unserm Selbst nie. Wie unser dunkler Schatten folgt uns unser Selbst, wohin wir auch wandern. Nur eins können wir erreichen. Uns müde machen können wir, körperlich und seelisch. Ist aber Müdewerden unseres Lebens Ziel?

Ich weiß nicht, ob in Deinem Wesen die Zweiteiligkeit Deiner Natur gleich stark ausgeprägt ist wie bei mir. Da ist sie jedenfalls. Doch meine ich, der Schwerpunkt liegt in der Verschiedenheit unserer Lebensführungen bei ähnlicher Anlage. Du hast als Weib geringere Bewegungsmöglichkeiten und vielleicht von Natur aus mehr Treue. Daher wird Dein Lebensgang von einem stabilen Inhalt beherrscht, dem Gedanken an den einen, den Dir das Leben versagte. Du hast gefunden ohne zu suchen, und dennoch nicht erlangt, was Du fandest. Ich aber, ich suche, solange ich denken kann, und finde nur immer wieder — mich selbst. Denn in mir fühle ich alle anderen. Deine Einheit fandest Du außer Dir, — in meiner Zweiteiligkeit ruht die lebendige Vielheit. Das ist mein Fluch und mein Segen.

Und nun laß mich zu Dir kommen und Dir, wie einst vor Jahren, meine Grillen aussprechen. Du verstandest es immer so prächtig, zuzuhören. So höre auch jetzt.

Über manche Dinge bin ich mir seither klarer geworden. Ich leide am Verstehen. Es ist mir gegeben, fast jeden Menschen besser zu verstehen, als dieser sich selbst versteht. Einen anderen verstehen aber heißt ihn und sein Widerspiel, oder sagen wir, seinen Gegensatz, in der eignen Seele tragen. Jedoch soweit ich zurückdenken kann, quälte mich das Bedürfnis, auch einmal meiner-

seits von einer anderen Seele erfaßt und verstanden zu werden, das Bedürfnis, auszuruhen von mir selbst. Darum zog's mich von jeher zu jenen ausgeprägten Vollnaturen, die etwas Abgeschlossenes, Ungeteiltes und Ganzes sind. Zu den Lulus und Malwas. Beiden Arten fühlte ich mich seelisch verwandt infolge meiner geteilten Natur. Nirgends habe ich bisher Ruhe gefunden. Viele Stationen bin ich durchlaufen; überall sammelte ich neue schmerzliche Erfahrungen. Zum Lügner und Hehler bin ich geworden. Hintergangen habe ich meinen liebsten Freund Isis. Ich bin ihm jetzt fremder denn zuvor. Noch hat er mich lieb, ich weiß es, doch folgt er mir nicht mehr so willig in meine Tiefen und Abgründe, und ich kann's ihm nicht verdenken.

Wenn ich heute zu Dir komme, liebe Nora, ist's ein letzter Versuch und eine letzte Hoffnung. Denn auch Du bist geteilt und daher mußt Du verstehen. Erlaube, daß ich Dir in knappen Worten wiederhole, was hinter mir liegt. Die wichtigsten Ruhepunkte meiner ersten Jugend kennst Du. Ich nenne sie nur kurz noch einmal. Sie begannen, meinem kindlichen Alter entsprechend, mit einem Tier, Nicki, meinem Eichhörnchen. In dem engen Käfig trug ich meine verlorene Heimat davon. Als das Tierchen starb, glaubte ich vor Jammer mitsterben zu müssen. Das war mein erstes großes Erlebnis und genug für schwache Kinderschultern. Dann traten Lulu und Malwa in mein Leben. Ich nenne Malwa meinen Traum und Lulu meinen Rausch. Sie zogen fort. Ich blieb allein. Dann der Hund Chomka. In seiner armen todtreuen Hundeliebe erlebte ich unbewußt ein Zusammenfassen alles bis dahin Durchlebten, Erlittenen und Verlorenen. Heimlich wurde das treue Tier beiseite geschafft, wie es hieß — aus pädagogischen Gründen, und ich brach zusammen. Ein Nervenfieber hatte mich gepackt.

Ich erholte mich nur langsam. Endlich — nach Jahren leuchtete mir ein wunderschöner Stern — Isis. Er war

der erste, der mich verstand und mich über alles aufklärte. Ich hab' ihn geliebt wie nichts zuvor. Ich hätte tausendmal für ihn sterben können. Aber schon damals faßte mich mit seltsamem Schauer die grauenvolle Ahnung, daß auch dieses Verhältnis nicht von Bestand sein werde, trotz meines Ringens. Denn alles Leben ist ein Kommen, Werden und Vergehen.

In Riga traf ich Dich, und wir verstanden uns gut. In Dir fand ich mich wie in einem Spiegel wieder. Als Du abreistest, schwach und krank, da war mir, als hätte ich in Dir alles verloren, was ich jemals seelisch besessen und in Zukunft besitzen würde. Der Abschied schloß sinnbildlich alle Abschiede mit ein. Wie wahr ich damals empfand, habe ich nachher bewußt erfahren.

Und nun beginnt meine eigentliche Beichte. Du erinnerst Dich doch jenes Gesprächs, das wir einmal hatten: Es war auf einem Spaziergange, und ich fragte Dich recht ungeschickt, ob Du insgeheim den Angehörigen Deines Freundes ein Leid antun könntest, ohne es ihm zu beichten. Wir hatten vorher von Isis gesprochen. Du sahst mich groß an und fragtest mich ganz entsetzt, ob ich denn Isis ein Leid getan. Erinnerst Du Dich? In derselben Stunde ging ein Mädchen vorüber, das ich grüßte. Isis' Kusine Mirjam war es. Damals hatte meine Schuld gegen Isis schon begonnen.

Dieses Mädchen, seine Kusine, war meine Geliebte. Ich will nichts hinzutun, nichts hinwegnehmen. Ich erzähle Dir nur einfach und redlich die Tatsachen. Sie hatte mich lieb und schenkte sich mir. Ich war in einem Glückstaumel. Ein halber Knabe noch, litt ich schwer unter meinen erwachten Sinnen. Aber ich liebte ja Mirjam von ganzen Herzen, und täglich spann ich an neuen Zukunftsplänen. Damals — das ist wahr — habe ich mit keinen Gedanken an Isis gedacht. Später erst — es war ein schweres Erwachen — während jenes Spazierganges kam es über mich, — da wurde mir klar, daß ich Isis hintergangen hatte. Um ihretwillen, die

sich mir freiwillig gegeben, mußte ich schweigen. Das hat mich bittere Stunden gekostet. Mirjam konnte ich nicht aufgeben, sie war ja der Inbegriff meines Glücks, Isis wollte ich nicht verlieren. Ein liebes, großmütiges Geschöpfchen war sie. Als sie meinen Zwiespalt erriet, war sie Feuer und Flamme. Sie bat, forderte und flehte, daß ich es Isis sagen möge. Sie war zu jeder Selbsterniedrigung bereit, sie drohte mir damit, sich vor Isis anzuklagen, wenn ich schwiege. Damals, Nora, — ist mir eine tiefe Achtung vor dem Weibe gekommen. Wenn es liebt, ist es aller Größe und jedes Opfers fähig. Isis kam, und ich sagte ihm alles. Nun hatte ich mir den Freund gerettet, und die Geliebte war mir unverloren. Es kam anders. Nichts Gewaltsames geschah. Etwas anderes, weit Schmerzlicheres bereitete sich langsam und unaufhaltsam vor. Isis hörte allmählich auf, mich zu verstehen, und Mirjam wurde des einförmigen Lebens müde. Sie begehrte nach Licht und Glanz. Sie sehnte sich nach Abwechslung. So zerrann unser feines, zartes Liebesleben wie ein Bächlein im Sande. Wir begannen einander zu quälen, wir stritten, bauten Brücken und Kompromisse. Kurz, — eines Tages war der schöne Schmetterlingstraum ausgeträumt, und Mirjam zog nach Petersburg. Sie hat mir nur noch belanglose Zettel geschrieben.

Damals — es sind jetzt zweieinhalb Jahre her, war ich müde und stumpf. Ich lebte nicht wie andere junge Leute, ich wurde eine Art Asket. Nicht aus Tugend oder Übersättigung, nein; einfach aus Ekel, mir etwas käuflich zu erstehen, was mir Liebe freiwillig geschenkt hatte. Auch hatte ich bereits einen zu guten Geschmack. Mein Studium freute mich nicht, noch hat's mich je gefreut. Um die Zeit meines Abiturіums hatte ich einen neuen Freund gefunden, einen Russen Scheffzoff, der weit mehr an mir hängt, als billig ist. Inzwischen lernte ich auch daheim eine Kusine kennen, ein eigenartiges häßliches kleines Mädchen. Diese Kleine

liebte mich mit einer so leidenschaftlichen frühreifen Liebe, daß mir bange wurde, sie könne sich schaden. Deshalb war ich glücklich, als ich ein großes musikaliches Talent in ihr entdeckte. Jetzt bildet sie sich zur Künstlerin aus, und ich glaube, sie wird etwas ganz Besonderes.

Vor zweieinhalb Jahren sah ich auch unter seltsamen Umständen Malwa wieder. Der Zufall trieb sie mir entgegen. Sie war inzwischen Mutter geworden, ohne verheiratet zu sein. Der Geburt eines zweiten vaterlosen Kindes sah sie entgegen. Ungebrochen, strahlend und siegreich stand sie dem schweren, rätselhaften Leben gegenüber. Von neuem begann ihr Zauber auf mich zu wirken. Doch in anderer Art. Jedes Verlangen war erstickt. Ich genoß sie, wie man ein schönes Stück Natur oder ein Kunstwerk genießt. So wurde ich ihr eine Art Bruder, und ich weiß, sie hätte in mir lieber den Vater ihres Kindes gesehen. Das Wiedersehen mit Malwa führte ein anderes Zusammentreffen mit sich. Ich lernte eine wunderbar feine, harmonische Natur in Hildegard von Bevern kennen. Weich und gütig wie eine Frühlingswiese, hell und licht wie ein frischer Morgen, tief religiös, durch und durch weiblich — so ist Hildegard. Ich kenne sie nun schon längere Zeit, ich verkehre in ihrem Elternhause und fühle es manchmal mit leisem Schrecken, daß sie mir gut ist.

Und nun stehe ich vor meinem letzten Erlebnis, dem jubelnden Rausch, an dessen furchtbares Ende ich noch heute nach zwei Jahren mit Entsetzen zurückdenke. Alles, was glühend, wild, heiß in mir ist, hatte Evchen in mir wachgerufen. Sie gehört zu den Lulus. Erlaß mir das Weitere. Ich kann darüber noch nicht kühlen Blutes schreiben. Die knappe Wahrheit ist: wir waren drei glückliche Wochen verlobt, und dann — schickte sie mich einer kleinlichen Rache wegen höhnisch und kaltherzig fort . . . Und wurde die Gattin eines sechsundfünfzigjährigen Wüstlings. Sie hatte nun einmal den

Willen zur Macht. Ihr Mann ist Fürst und Millionär. Das gab den Ausschlag.

Ich bin am Ende. Dieses letzte Kapitel hat mich ein ganzes Jahr meines Studiums gekostet. Das Examen im vorigen Sommer bestand ich nicht. Auch diesmal wäre ich kläglich durchgefallen, wenn ich nicht ein wenig Glück gehabt hätte. Seit zwei Tagen bin ich geprüfter Architekt.

Was weiter? Die kleinen dummen Märchen, die ich halb im Traume an den Rand meiner Pläne und Risse hinzukritzeln pflege, machen mir tausendmal mehr Freude, als der schönste architektonische Entwurf. Aber mit Märchenschreiben verdient man sich heutzutage kein Brot. Kaum das Salz dazu.

So stehe ich denn vor einem neuen Anfang. Tolle Gedanken wirren durch meinen Sinn. Die Sehnsucht, verstanden zu werden, will und will nicht sterben.

Und die kurzen Wochen ungetrübten Glücks, als ich mich geliebt wußte und verstanden wähnte, stehen immer wieder vor mir auf — fern und süß und lockend.

Isis und Du, Ihr habt mir das gleiche Wort gesagt: „Für deine Zwiespältigkeit gibt's nur einen Hafen — strebe nach Einheit."

Doch in seltenen aufblitzenden Momenten scheint's mir, als ob Ihr Euch täuschtet. Einheit in mir selbst werde ich nie erreichen, vielleicht im Alter, wo alle Unterschiede sich ausgleichen, wo alle Triebe müde zur Ruhe gehen. Einheit — in einer anderen Seele . . .? O Nora, warum komme ich denn zu Dir? Könnte Mirjam, könnte Malwa, könnte Hildegard diese Sprache verstehen? Evchen hätte sie verstanden, wenn sie gewollt hätte. Isis hat sie einmal verstanden. Er will auch jetzt. Doch ich habe einmal sein Vertrauen mißbraucht, und er — möchte mir die Scham ersparen. So sind wir uns ferner gerückt.

Wenn ich in der freien Natur bin, so am Strande liege und die Wellen des Meeres schlürfend und träu-

merisch an das Ufer treiben — dann ist's mir, als vernähme ich irgendwo eine dunkle Stimme: „Warte — warte. Lasse deinem Glücke Zeit!" Und dann sehe ich ein paar wundergroße Augen vor mir und muß an meine kleine Kusine denken. Sie ist jetzt über vierzehn Jahre alt, und ich stehe im siebenundzwanzigsten.

Bin ich nicht ein Narr? Wer sagt mir denn, ob's irgendwo eine Zweiteiligkeit gibt, die genau den Ansprüchen meiner Zweiteiligkeit entgegenkommt? Gibt es nicht Doppelnaturen verschiedenster Färbung? Da sind die großmütigen Geizhälse, die Tapferen aus Feigheit, die moralischen Freidenker, die Verbrecher aus verlorener Ehre, die Schönen, die sich an die Häßlichkeit fortwerfen, die Schwarzweißen, die Blaugelben, die Orangevioletten — und so fort durch tausend Schattierungen. Oh, ich bin scharfsinnig geworden, seit ich mich kenne. Für solcherlei Ahnungen und Entdeckungen reichen unsere fünf Sinne nicht aus.

Ich will mich eine Weile von den „angreifenden" Strapazen des Studiums erholen und aufs Land in die Stille gehen. Nicht nach Hause, denn dort fehlt mir meine Mutter, nur zu sehr. Nein, irgendwohin. Ins Grüne, in die Wälder, in Licht und Sonne. Vielleicht schenkt mir die Natur, was mir die Menschen verweigert haben.

Und dann? Und dann? Wenn Du wüßtest, wie gleichgültig mir das Später ist. Ich werde irgendwo und irgendwann eine Anstellung bekommen, werde Pläne zeichnen für Landhäuser, Villen, Stallungen, Magazine, Kasernen, Armenhäuser, Gefängnisse — ich werde Geld verdienen — und das alles darf möglichst wenig kosten und nur ja keinen Überfluß an Schönheit tragen. Denn Schönheit scheint ängstlich gemieden zu werden, als sei sie eine Krankheit, jedenfalls ein Übel.

Hier ist der Punkt, wo ich Dir nochmals ernstlich ein Halt zurufen möchte. Wir zwei gehören zu den Unersättlichen. Du bist Künstlerin, ich leide an der

Schönheitssehnsucht, ohne etwas zu können, und das ist schlimmer. Ich stecke in einem Beruf, der mir nicht liegt, und Du bist im Begriff, Dich in einen solchen hineinzubegeben.

Warum ist die Natur so schön? Jedes Blatt, jede Pflanze, jeder Baum und jede Wolke — — da ist eitel Schönheit. Gott sei Dank, die Natur ist nicht ökonomisch.

Vielleicht, vielleicht bringt mir die Natur jene ersehnte Einheitsstimmung, die mich zuweilen überkommt, wenn ich mein buntes Zeug zusammenkritzele oder gute Musik höre oder einen Vollmenschen kennen lerne! Vielleicht auch werde ich ein für allemal von allem Rausch befreit und kann ein neues Leben und eine neue Arbeit beginnen in einem stillen glücklichen Traumwinkel . . . Und zwei gütige Augen sehen mir dabei liebevoll zu. Vielleicht . . . wer kann es sagen?

So lebe denn wohl, Du liebe Verstehende. Reiche mir die Hand über Raum und Zeit.

Auch ein ewig Unbescheidener.

Dein Bruder Heinz.

Postskriptum.

Damit ein rotes lustiges Fleckchen in meinem trüben Brief nicht fehle: Valling Schnorr hat sich mit einem früheren Kameraden von mir, einem runden, roten Landpastor, verlobt. Er heißt Julius Bieder und wird ‚Knoppchen' genannt. Das sagt alles.

Merzing aber jagt unverdrossen einem losen Vogel, dem Baron Rodern, durch dick und dünn nach. Sie hat ihn schon durch mehrere Städte hin verfolgt. Wie stimmt das zu Frau Schnorrs sittlichen Prinzipien?

Und Ellen —? Stelle Dir vor, sie zeichnet — nackte Götterbilder, wie weiland eine gewisse Nora Seeberg. Ja, ja, tempora mutantur.

Es küßt Dir die liebe Hand

Dein treuer

Heinz."

Dieser Brief kam nach zehn Tagen aus Petersburg zurück mit dem Vermerk: Adressatin nicht zu ermitteln.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Um die Ecke eines zweistöckigen gelbgestrichenen Holzhauses der Gouvernementsstadt Orel bog in scharfem Trabe ein Reiter und lachte grüßend zu einem Klappfenster empor. Dort streckte sich ein Kopf spähend heraus. War es auch ein Kopf? Er sah aus wie ein großer, japanischer, blauroter Ballon oder wie ein blanker, freundlicher Mond. Drei Doppelkinne hatte er, eine kleinwinzige Stutznase, die in den Fettpolstern der Wangen fast ertrank, und eine glänzende, faltenlose Stirn. Ein Rest von grauweißem Haar war in straffen Büscheln rückwärts gekämmt, und das ganze unförmliche Gesicht leuchtete in Wohlwollen, Harmlosigkeit und Güte.

„Nu, Väterchen Jenrik Feodorowitsch, willkommen! Hab' schon so lange auf Sie gewartet! Und die Karten hab' ich befragt für Sie — alles prächtig. So kommen Sie doch, kommen Sie doch, Täubchen. Sie müssen ja müde sein zum Umfallen."

„Gleich, gleich, Akulina Fadejewna, sobald ich das Pferd — — He, Wanjka, wo steckst du denn nur, Bursch? Nimm den Gaul, Brüderchen, und striegle ihn tüchtig."

Wanjka, der Hausknecht, kam schlürfend auf seinen Stiefelresten herangeschlottert und grinste von einem Ohr zum anderen.

Der Kopf droben zog sich vorsichtig aus dem Rahmen des Klappfensters zurück und wackelte wohlgefällig auf den kolossalen Schultern. Der Körper wandte sich wuchtig um, wie ein segelbereites Schiff. Die kleinen Äuglein blinzelten freudig und erwartungsvoll und sahen gespannt zur Tür.

Die Tür ward aufgestoßen, und Heinz stand da, gereift, sonnengebräunt, fröhlich und hungrig.

„Och Akulina Fadejewna, hab' ich einen Mordshunger! Wie ein Wolf, sag' ich Ihnen. Geradezu neidisch war ich auf meine Arbeiter, die ihr Schwarzbrot mit Zwiebeln so vor meiner Nase aufschluckten. Einen hab' ich sogar um ein Stück gebeten."

Die Alte zwinkerte gerührt. „Nu, Goldsöhnchen, setz dich her und iß. Es ist alles bereit, schon seit einer halben Stunde. Wie geht's denn mit dem Prachthause? Ich hab' schon Wunderdinge davon gehört."

„Ja, Mütterchen, das kann ich Ihnen nicht beschreiben. Da müssen Sie selber hin. Wir sind bald am Ende. Die Dächer funkeln in der Sonne wie schillernde Käfer; der große Rundbau ist vollendet; an den Seitentürmen ist noch zu tun. Allmählich werden die Gerüste entfernt. Jeden Tag zeigt die Villa ein Stück mehr von ihrem Gesicht. Und sie macht ein nettes, freundliches Gesicht, fast so freundlich und nett wie das Ihre, Akulina Fadejewna."

Die Alte sah wie hilfesuchend zur Decke empor. „Gott, Gottchen, ich sag'! Verstehen Sie aber die Worte zu setzen! Ganz schwindlig vor Vergnügen wird einem da. Alles dreht sich mir rund im Leibe!"

„Nu, Akulina Fadejewna, daran müssen Sie sich in den drei Jahren unserer Freundschaft doch gewöhnt haben!" sprach Heinz ernsthaft.

Er setzte sich an den sorgfältig gedeckten Tisch und begann mit Appetit zu essen.

Akulina Fadejewna stemmte die kurzen Säulen ihrer Ellbogen darauf, legte das runde Mondgesicht in ihre Hände und sah ihm zärtlich wohlwollend zu.

„Hm, Ihre Kohlsuppe!" sagte Heinz, mit Andacht kostend — „und gekochter Schinken! Schwarze Buchweizengrütze und Eierspeise! Alles meine Leibgerichte. . . . Was sagen denn die Karten?" fragte er nach einer Weile, mit einem verschmitzten Lächeln aufschauend.

„Still, still, Täubchen. Davon später. Erst muß man in aller Ruhe essen. Das ist für die Gesundheit vonnöten."

Während sich's Heinz unter der mütterlichen Aufsicht Akulina Fadejewnas schmecken ließ, mußte er an die Stunde denken, die sein Leben so ganz und gar verändert hatte. Tilischewsky, sein früherer Lehrer, war mit seinem älteren zugereisten Bruder Stepan Pawlowitsch unvermittelt bei ihm in seiner Rigaer Wohnung eingetreten, und beide Herren hatten verlangt, Heinzens Pläne und Entwürfe zu sehen. Mißmutig und gedrückt, wie Heinz damals gewesen, hatte er sie nur widerwillig gezeigt. Und dann war das Wunderbare gekommen: Stepan Pawlowitsch stellte sich ihm erst jetzt als Bauingenieur vor und fragte allen Ernstes, ob Heinz ihn nach Orel begleiten wolle. Dort habe er eine lohnende Arbeit für ihn in Aussicht.

Die Verwunderung damals! Das Erstaunen! Die Zweifel! Und endlich der rasche Entschluß.

Wieder sah Heinz das erfreute, hagere Gesicht seines neuen Gastes vor sich. Mit den nervösen Fingern war Tilischewsky in den schwarzen Bart gefahren und hatte mit einem ironischen Lächeln gefragt:

„So ganz unegoistisch ist mein Vorschlag allerdings nicht. Ich bin nämlich ein unruhiger Geist, müssen Sie wissen, drücke mich lieber in den unbequemsten Reisewagen herum und lasse mich rütteln, als so monatelang unentwegt auf demselben Fleck zu sitzen. Da müßten Sie zeitweilig für mich eintreten und meine Arbeiten mit übernehmen. Dagegen verspreche ich Ihnen aber einen seltenen Vogel — einen steinreichen Gutsbesitzer, der sich's in den Kopf gesetzt hat, eine Villa im modernen Stil zu besitzen. Die sollen Sie übernehmen. Da können Sie sich in Ihren Schönheitsträumen einmal tüchtig austoben."

Nun, Heinz hatte sich ausgetobt. Allmählich begann er das Interessante und Fördernde in dem Berufe, den

er nicht für seinen rechten hielt, herauszufinden. Freilich, Mühsal und Not genug hatte es gegeben, Zweifel, Verzweiflung an sich selbst. Nun aber stand die Villa da, seltsam und leuchtend wie ein Traum, ihm ein Denkmal seiner Überwindungen, dem Besitzer ein Stolz, Tilischewsky eine Genugtuung. Freilich, wieviel da zur Vollkommenheit fehlte, wußte Heinz am besten.

Unter seiner Arbeit war er ein zufriedener Mensch geworden. Die Anmut seiner Natur gewann ihm alle Herzen. Akulina Fadejewna trug ihren jungen Mieter auf Händen. Schon nach den ersten drei Tagen erklärte sie ihn für den akkuratesten Menschen unter der Sonne und nannte ihn Täubchen und Goldsohn. Für sein leibliches Wohl war aufs beste gesorgt, und seinen geistigen Bedürfnissen meinte Akulina Fadejewna mit Kartenauslegen, worin sie eine erstaunliche Fertigkeit besaß, entgegenkommen zu müssen.

Es gab nichts Gutmütigeres, Vertrauenderes und Heitereres im ganzen russischen Reich als Akulina Fadejewna. Nebenbei war sie eine Merkwürdigkeit, denn sie wog vollgezählte dreihundert Pfund und hatte trotz ihrer Schwerkraft und ihrer vierundfünfzig Jahre noch einen Liebhaber.

Kyrill Kusmitsch Biribinsky war seines Amtes Feldscher und im Stadtkrankenhause als Gehilfe tätig, ein verschrumpftes, bewegliches Männchen. Mit wollüstigem Grinsen pflegte er seiner schwerwiegenden Geliebten Schilderungen blutiger Operationen zum besten zu geben und ergötzte sich an dem andächtig lauschenden gequälten Ausdruck Akulina Fadejewnas, die vor Mitleid verging. Seltsamerweise schienen gerade diese Erzählungen das stärkste Bindemittel zu sein, das diese beiden so ungleichen Menschen zusammenhielt. Kyrill Kusmitsch übte in der Tat eine geradezu unbegreifliche Macht auf die vertrauensselige Akulina Fadejewna aus.

Heinz sah sich hier einem interessanten psychologischen Problem gegenüber, das ihm zu denken gab. Ein Wort

Stendhals: „Grausamkeit ist nichts weiter als krankes Mitleid", fiel ihm ein. Bei Gelegenheit eines Hauseinbruches hatte er herausgefunden, daß Kyrill Kusmitsch feige war wie ein Hase, während Akulina Fadejewna im Vollgewicht ihrer Persönlichkeit und ihres guten Gewissens den Dieben unerschrocken entgegengetreten war und drei lichtscheue Gesellen in die Flucht gejagt hatte.

In seinem Innenleben sah es jetzt ruhiger aus. Das Bewußtsein, etwas geleistet zu haben, hatte es vermocht, die Grübeleien über seine Zwiespältigkeit hinwegzubannen. Wollte ihn das Gefühl seiner Einsamkeit überkommen, so rettete er sich in kleine schriftstellerische Versuche hinein, die ihn freuten. Immer wieder versuchte er es, die Gestalten, die ihm soviel Glück und Pein gebracht hatten, in künstlerische Form zu fassen, festzuhalten und lebendig vor sich hinzustellen. So entstanden eine Reihe kleiner novellistischer Skizzen und dramatischer Szenen, in denen bald Mirjam und Malwa, bald Evchen und Hildegard, bald Isis und Nora zu einem neuen geheimnisvollen Leben erwachten.

Akulina Fadejewna, die es nicht fassen konnte, daß ein Mensch sich freiwillig mit Feder und Tinte zu schaffen machte, hielt ihren Schützling für ein Wunder an Tugend und Fleiß. Geradezu eifersüchtig war sie, wenn Heinz Briefe erhielt, da sie genau wußte, daß er nun wieder zu schreiben und keine Zeit für sie haben würde.

Auch jetzt hielt sie, während er gemächlich aß, einen Brief unter der Schürze verborgen, mit dem sie nicht recht herausrücken wollte.

„Ist Stepan Pawlowitsch hier gewesen?" fragte endlich Heinz.

„Nein, nein, Täubchen, aber eine Botschaft hat er geschickt. Er will übermorgen auf drei Wochen ins Land gehen, und Sie möchten derweil nach seinen Bauten sehen. Nu, das find' ich schon gar nicht schön,"

sagte Akulina Fadejewna schmollend — „immer müssen Sie sich auch noch fremde Arbeit auf den Hals laden. Wann haben Sie sich denn von ihm vertreten lassen?"

„Das könnt' auch schon mal passieren, Mütterchen. Nun, was meinen Sie: lassen wir morgen Kardraschoff seinen Gaul anspannen und fahren wir alle drei aufs Land hinaus. Kyrill Kusmitsch muß natürlich mit. Sie sollen doch endlich meine Villa sehen!"

„Das wird mir eine Ehre sein!" meinte Akulina Fadejewna strahlend mit einem kleinen mißglückten Versuch, sich auf ihrem Stuhl sitzend zu verbeugen. „Übrigens, Seelchen, hab' ich hier ein Briefchen für Sie. Die Karten sagen, hm — ein Wiedersehen mit einer Dame, Veränderungen — ja und auch Verdruß oder so was Ähnliches, vielleicht eine Trauernachricht . . ."

Heinz nahm den Brief entgegen. Er war von seiner Mutter.

Er öffnete das Kuvert und las.

Akulina Fadejewna beobachtete ihn gespannt. Er kniff die Lippen zusammen, wurde dunkelrot. Über seine bräunliche Stirn ging ein schmerzliches Zucken.

„Du liebe, heilige Dreifaltigkeit!" dachte die gute Frau und rang die Hände unter dem Tisch. „Ein Unglück hat er erfahren. Ach du mein geliebter Falke, mein Herzblatt, du mein Goldsöhnchen!"

Unwillkürlich flüsterte sie die gedachten Worte vor sich hin.

Heinz sah sie an und lächelte gerührt.

„Sorgen Sie sich nicht, Mütterchen — eine sehr liebe Tante von mir ist gestorben, und in den nächsten Wochen fährt meine Kusine, noch ein halbes Kind, hier durch."

Akulina Fadejewna bekreuzigte sich andachtsvoll und flüsterte ein kurzes Gebet. „Im Schutz Jesu Christi und aller Heiligen möge ihre Seele ruhen." Dann aber strahlte sie übers ganze Gesicht und rief trium-

phierend: „Nu, was hab' ich gesagt? Die Karten haben nicht gelogen. Da ist der Todesfall und das Wiedersehen dazu. Ja, ja, die Karten, die Karten . . ."

Heinz stützte den Kopf in die Hand. Das Herz tat ihm weh. So hatte die Tante Lonny ausgelitten! Der Tod sei schwer gewesen, schrieb die Mutter. Sie selbst werde wohl fortan bei ihrem armen Bruder bleiben. Onkel Hans sei ganz verstört.

Und Verenchen —? Nicht mehr zu halten wäre sie, — nach Petersburg wolle sie, um sich auf dem Konservatorium völlig auszubilden. Das verwaiste seltsame Kind habe nur noch eine Leidenschaft, seine Musik. Und Heinz möge doch ja recht lieb zu Verenchen sein. Auf ihrer Durchreise werde sie ihn aufsuchen.

Heinz stand auf und holte seine Schreibmappe, Feder und Tinte herbei. Akulina Fadejewna begann geräuschlos den Tisch abzuräumen. Draußen hatte sich ein starker Wind erhoben.

„Jenrik Feodrowitsch," sagte sie in gedämpftem Tone, Sie wissen, in der Dachkammer oben ist noch Platz. Das Fräulein kann also ruhig ein paar Tage hier wohnen, das arme junge Blut. Und eins noch: grämen Sie sich nicht allzu sehr um die Verstorbene. Die Toten haben's gut, und alle Tränen der Welt machen sie nicht wieder lebendig."

Dabei rollten ihr aber die eigenen Tränen in Strömen über ihr rundes blankes Gesicht. Unfähig, ihre Bewegung länger zu bemeistern, segelte sie aus dem Zimmer und ließ ihn allein.

Im Rauchfang sang der Wind. Es klang wie ein Aufweinen. Immer schwächer und schwächer wurde das Weinen und verlor sich in einem leisen, winselnden Ton. Und Heinz schrieb und schrieb.

Das Mitleid, das langhergewohnte, das uralte, das Mitleid mit Mensch und Tier, mit allem, was lebte und litt, das erste und eigentlichste Gefühl seiner Kinderjahre, beugte sich leuchtend und kummervoll über ihn,

durchdrang ihn mit einem mächtigen Strome und flüsterte ihm leise zarte Worte zu . . .

Er schrieb an Verenchen. — — —

*

Nacht war es. Die Lampe war niedergebrannt. Um ihre Glocke flimmerte nur noch eine gelbliche Helle. In der toten Stille rauschten die Augenblicke dahin wie Wellen, endlose, kreisende Wellen.

Heinz saß allein, die Stirn in die Hand gestützt. Regungslos. In einem dumpfen Staunen, dem immer wiederkehrenden Staunen des Lebenden vor dem Tode. „Du" hatte er zu der Toten einst gesagt. Ein „Ich" war sie gewesen. Wo war es hin, dies Du? Und — wer war er selber, — das wunderliche Ich, das zwei Dus in sich hatte?

Ja, wer war er selber?

*

Und es kam ein Tag, an dem Heinz auf dem Bahnhofe wartend stand und sich freute wie ein Kind, sich freute auf Verenchen.

Aber der Zug hatte das Verenchen nicht gebracht, und mißmutig ging Heinz nach Hause. Das Zimmer mit der gesprenkelten Tapete, den altmodischen Möbeln, dem Wandschrank mit den bunten, glitzernden Tassen und Kannen darin, dem kolossalen, hochgetürmten Bett kam ihm plötzlich widerwärtig und unsäglich langweilig vor.

In der Dämmerstunde kam Kyrill Kusmitsch Biribinsky zwinkernd und mit krummem Buckel zu ihm hereingeschlichen.

„Es passieren jetzt so viele Eisenbahnunglücke," krächzte er heiser, „hm, ja, so viele Eisenbahnunglücke!"

„Was wollen Sie damit sagen, Kyrill Kusmitsch?" fragte Heinz scharf.

Der kleine, häßliche Mann wand sich auf seinem Stuhl herum wie eine in Bewegung gesetzte Spirale.

„Ja, ich meine nur so, man hört so allerlei. Neulich ist bei Kursk ein Zug entgleist. Viele Verwundete gab es da, Frauen und Kinder. Sozusagen zu Brei zermalmt waren sie, aber nur einzelne Glieder. Die Blätter schreiben so was nicht. Das versteht sich. Wir aber, wir erfahren es doch! Hm, ja."

Heinz betrachtete den armseligen Wicht mit einer Art von neuerwachtem naturwissenschaftlichen Interesse.

Die aufgestülpte Nase saß ihm schief im Gesicht. Die lange Oberlippe rührte sich in beständig zitternder Bewegung. Das glatt anliegende, schmutzigbraune Haar war reichlich mit Pomade gedüngt. Unruhig hin und her wanderten die kleinen, grünfunkelnden Augen.

„Hören Sie, Kyrill Kusmitsch," sagte Heinz mit gelassener Bestimmtheit, „mir kommen Sie mit derlei Geschichten nicht. Ich bin nicht Akulina Fadejewna. Noch ein Wort von Entgleisungen und Eisenbahnunglücken, und Sie sitzen nicht mehr so gemütlich auf Ihrem Stuhl, — das verspreche ich Ihnen. Belieben Sie übrigens zu rauchen?"

„O — ja, ich danke sehr!" stotterte der kleine Mann erschrocken. „Rauchen ist immer gut bei Gemütsbewegungen."

Die Tür ging auf, und Akulina Fadejewna steckte den Kopf ins Zimmer.

„Jenrik Feodrowitsch, Väterchen, — kommen Sie schnell, Ihre Kusine . . ."

Heinz sprang auf und trat auf den Treppenflur.

Das war sie ja! Da stand sie vor ihm. Das waren ihre Gesichtszüge, ihre übergroßen Augen — und sie sahen ihn wunderlich an.

„Heinz . . ." sagte eine erstickte Stimme, — eine kalte Hand griff nach der seinen.

„Verena!" Er riß die langaufgeschossene, zarte Gestalt an sich.

Scheu schlich im Schatten Kyrill Kusmitsch an ihnen vorüber.

„Du hast mich wohl mit dem Morgenzuge erwartet — — in Kursk verspätete ich mich, ich hatte einen bekannten Musiker besucht. Der ließ mich gar nicht los."

„So komm! Komm doch nur herein! Wie groß du geworden bist! Was trägst du denn da?"

„Meine Violine," sagte Verenchen mit einem schmerzlichen Lächeln. „Das ist ja alles, was ich noch habe."

Heinz drückte ihr krampfhaft die Hand und zog sie in sein Zimmer. „Nun laß dich doch anschauen!"

„Ach nein!" zirpte Verenchen schüchtern. „Da ist gar nichts zu sehen."

Er aber schob sie in seinen Lehnstuhl und nahm ihr den Geigenkasten aus der Hand.

Gleich war er wieder auf dem Flur. „Akulina Fadejewna!" rief er. „Bitte um Tee und etwas zu essen, aber schnell. Das Gepäck schaffen sie nur gleich nach oben in das kleine Zimmer, nicht wahr?"

„Gewiß, gewiß, Jenrik Feodrowitsch."

Er trat wieder zu seiner Kusine.

Da saß sie, großäugig, blaß und fein, und sah ihn mit ihren leuchtenden Augen an. Den Hut mit dem Trauerflor hatte sie noch auf.

„Jetzt bleibst du also ein paar Tage bei uns!" sagte Heinz froh. „Ich hab' jetzt gerade mehr Zeit. Du mußt mir ja auch noch viel erzählen. Willst du?"

„O ja!" seufzte es aus dem Dämmerdunkel hervor.

Heinz zündete die Lampe an und zog eine grüne Papierkuppel vorsichtig über die Glocke.

„Willst du deinen Hut nicht abnehmen?"

Gehorsam hob Verenchen die dünnen Arme.

„Ich soll dir viele Grüße sagen von deiner Mutter, Heinz. Tante Marie war so gut."

Ein ängstliches, blasses, scharfgeschnittenes Gesicht, das fast etwas Knabenhaftes hatte. Hilflos sahen ihn die märchengroßen grauen Augen an. Das dichte Haar trug Verenchen nach Bubenart kurz geschnitten, mit einem schiefen Scheitel. Eine widerspenstige schwarz-

braune Haarsträhne fiel ihr bei jeder Bewegung immer wieder in die weiße Stirn. Die Dürftigkeit der überschlanken Gestalt trat in dem schwarzen Kleidchen unvorteilhaft hervor.

Heinz betrachtete sie mit strahlenden Augen.

„Verenchen!" sagte er zärtlich — „wie lange ist's denn her, seit ich dich auf meinem Rücken durch die Wälder trug?"

„Über neun Jahre," erwiderte sie schnell und lächelte. Dieses traurigsüße Lächeln gab dem schmalen Gesichtchen plötzlich einen holden Liebreiz.

„Ja, du hast dich verändert!" sagte Heinz unwillkürlich.

„Du auch — — soviel — männlicher siehst du aus."

Unbesonnen rief Heinz: „Man sollte glauben, du seist ein verkleideter Knabe!"

Da wurde ihr Gesicht düster, und hart kam es heraus: „Ich wollt', ich wär' —einer!"

„Welch ein Einfall, Verenchen! Warum denn?"

„Weil's die Männer überall besser haben. In der Kunst und in allem. Weil Männer Freundschaft halten können und sich aufeinander verlassen dürfen. Haben wir Mädchen denn wirkliche Freundschaften? Wir wissen ja kaum, was das ist!"

Leidenschaftlich, heiß sprudelte sie das alles hervor. Dann schwieg sie plötzlich wie auf den Mund geschlagen.

„Ist denn Fräulein Riesler dir keine Freundin gewesen?"

Verenchen schüttelte energisch den Kopf.

„Fräulein Riesler, das ist ganz etwas anderes. In der Kunst gibt es auch bei uns so etwas wie Meister und Jünger. Hätt' ich gar nichts getaugt, sie wäre nicht so lange bei uns geblieben. Nicht ich, unsere Kunst hat sie gehalten."

Nach einer langen Pause sagte sie mit einem frühreifen Ausdruck: „Nichts macht so einsam wie die Kunst!"

Woher hatte sie das? Sprach nicht eine geheime zurückgedrängte Sehnsucht aus ihren Worten? Heinz wurde es ganz wunderlich zumute.

„Hast du das an dir selbst erfahren?" fragte er leise.

Verenchen nickte still. Ihre Augen von ätherischer Glut brannten düster vor sich hin.

„Wenn andere Mädchen vergnügt beisammen waren, stand ich immer abseits. Ich konnte nicht lachen und scherzen wie sie, und hätte es doch so gern gewollt. Sie nannten mich hochmütig, und ich war doch nur ängstlich und einsam. Versuchte ich es einmal zu sein wie sie, so war's erst recht verkehrt, und ich schämte mich schrecklich.

Da bin ich lieber allein geblieben!" schloß sie mit einem kindlichen Stolz, der etwas Rührendes und beinahe Erhabenes hatte.

„Jetzt aber sind wir zu zweien," sagte Heinz freundlich. „Und wir wollen gute Kameradschaft halten, nicht wahr?"

Sie sah ihn dankbar an mit einem Ausdruck ehrfurchtgebietender Traurigkeit.

„Mama starb so schwer, — —" murmelte sie stockend, „und sie hatte so Sorge um mich. Sie nannte mich noch am letzten Tage — ‚ein verwehtes Blatt im Winde', aber ich kann ja nicht dafür."

Sie schlug die schmalen Hände vors Gesicht und weinte still in sich hinein.

Schweigend saß Heinz ihr gegenüber.

Jetzt kam Akulina Fadejewna mit der blitzblanken Teemaschine. Ein Mädchen trippelte hinter ihr her und trug ein Tablett mit Geschirr und Eiern und Schinken.

„Ach du grundbarmherziger Gott!" ächzte die dicke Frau. „Da sitzen nun die Kinderchen miteinander und sind traurig!"

Heinz winkte ihr zu schweigen.

„Jaja — jaja!" stöhnte sie, und schon liefen ihr die Tränen über die Backen. „Ich bin ja schon still.

Fräuleinchen, — essen sollten Sie tüchtig, — da wird Ihnen gleich besser zumute werden."

Damit schob sie sich, eifrig mit den Händen fuchtelnd und gestikulierend, rückwärts zur Tür hinaus. Das Mädchen folgte.

Kaum war die Tür geschlossen, so brach Verenchen in ein krampfhaftes Lachen aus, das von Schluchzen unterbrochen wurde.

Heinz trat zu ihr und streichelte sie leise über das Haar. „Armes Kind!" sagte er.

Sie warf den Kopf zurück. „Du sollst mich nicht bemitleiden!" sagte sie schroff. „Das mag ich nicht. Mitleid ist erniedrigend. Die Frau war nur so komisch. Als ob Essen und Trinken einem den Kummer wegnähme!"

„Du hast recht, Verenchen. Aber ich bemitleide dich nicht etwa wie etwas Unebenbürtiges. Ich verstehe dich nur, wie man einen Freund und Kameraden versteht."

Da lächelte sie mit heißen Augen.

„Kann — ich — dir — ein Freund — sein?" zitterte es fragend und staunend von ihren Lippen.

Heinz nickte und lächelte. Verenchen aber erhob sich plötzlich und stand ihm gegenüber. „Du! das ist etwas ganz Großes!" sagte sie feierlich. „Ein Geschenk! Sag' das nicht so leichthin. Ich bin nicht, was man ein gemütliches Geschöpf nennt. Mit mir ist nicht zu spaßen. Wen ich einmal lieb habe, den hab' ich lieb. Den aber könnt' ich erwürgen, der mir etwas von meinem Geschenk stiehlt."

Sie zitterte und flog am ganzen Leibe.

„Was bist du für ein Vulkan, Verenchen!"

Sie sah beschämt zu Boden. „Ach ja!" sagte sie demütig. „Ich bin so ein Nimmersatt. Sei nicht böse, Heinz.

Darf ich dir nun auch ein Butterbrot streichen?" fragte sie ganz kindlich.

„Gewiß, mein Freund Aprilwetter."

Wieder ging einer ihrer großen, leuchtenden Blicke über ihn hin. „O nein," sagte sie mit ernstem Lächeln. „Ich bin nicht veränderlich wie der April. Ich bin nur doppelt und dreifach und hundertfach."

Heinz spürte es wie einen kalten Schlag. Was war denn nun? Saß ihm in diesem schmächtigen, halberwachsenen Kinde nicht sein zweites Du gegenüber? Sprach es nicht unbewußt und halb wie im Traume ungeheure Worte, als wären es Dinge, die sich von selbst verständen? Etwas wie Ehrfurcht vor diesem kleinen Mädchen wurde in ihm mächtig. Hier war eine Seele, die der seinen an Reichtum gewachsen war. Welch ein unbegreifliches Wunder!

„Wie meinst du das?" fragte er scheinbar gelassen.

„Oh!" sagte sie mit einem rätselhaften Lächeln. „Gott ist doch gut, nicht wahr? Auf der einen Seite sind wir so arm, so arm und einsam. Da muß der liebe Gott uns dafür etwas anderes geben, damit das sich ausgleicht. So gab er uns denn die Kunst und den Reichtum, daß wir alle zugleich in uns haben."

Wie einfach sie das sagte! Wie rührend einfach!

„Du sagst immer ‚Wir', Kind."

„Gewiß!" meinte Verena. „Du bist ja auch nicht wie die anderen. Das wußte ich immer schon."

Heinz kam aus dem Staunen nicht heraus. Dies Kind! Dies seltsame Kind! Welche Entwicklung hatte es hinter sich! Da saß die schwarzhaarige kleine Person und brachte mit einer Art von dämonischer Gemütlichkeit die schwierigsten Dinge vor.

„Du mußt mir etwas vorspielen, Verena."

„Gewiß. Schrecklich gern. Und du mußt mir deine Villa zeigen."

„Ach die!" sagte Heinz trübe — „an der ist ja eigentlich nichts. Nur ein Blender. Das bin nicht ich."

„Aber sie doch ein Stück von dir!"

Sie aßen schweigend.

„Heinz!“ rief Verenchen plötzlich angstvoll und schneidend. „Du bist nicht glücklich in deinem Berufe.“

„Nein, Verena, ich bin nicht glücklich.“

Ihre Augen erweiterten sich zu unheimlicher Größe. Sie schluckte nur noch rasch an ihrem Tee. Dann blieb sie wie versteinert sitzen.

Heinz sah auf. „Spiel' etwas!“ sagte er müde.

Sie nahm mit gleitenden Bewegungen die Lampe vom Tisch, trug sie in die äußerste Ecke des Zimmers und stellte sie auf einen Holzschemel. Einen Stuhl mit der Rücklehne schob sie vor das Licht.

Dann war es stille.

Mit einem Male klang ein voller, weicher Geigenton durch das Zimmer. Und die Geige ward zur menschlichen Stimme und begann mit einer gehaltenen Ruhe wehmütig-selig zu singen, als habe sie eine Vision ewigen Friedens in sich. Allmählich wurde ihr Lied klagend, wilder und einsamer. Die Einsamkeit rang und flehte, empörte sich und grollte. Ein herzzerreißender Aufschrei — und dann ein kometenhaftes, gespenstisch flackerndes Jagen und Tosen, ein Irren und Wirren, ein rastloses Sichverlieren. In ruheloſem Taumel wirbelten die Töne hintereinander her und hetzten sich in verzweifelter Unrast. Der Schmerz, die Verzweiflung ist übermenschlich geworden — — noch ein greller Aufschrei — — und wieder klingt die erste Melodie in Doppelgriffen breit und golden daher, nur unendlich größer, nur unendlich gesteigert, selig-wehmütig, und verliert sich getragen in cello-ähnlichen Tönen. Duftig wie ein Echo in unendlicher Ferne, ganz in der Höhe noch eine bange, scheu-glückselige Frage . . . dann Stille.

Heinz hielt die Hand über die Augen gedeckt. Er weinte.

Verena kauerte sich still in ihren Sessel zusammen. Sie konnten beide nicht reden.

Nach einer langen Pause streckte Heinz ihr die Hand

hin und sprach mühsam: „Ich danke dir, lieber Freund. Du hast mir geholfen!“

Sie — hatte — ihm — — geholfen!

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Es ist das Merkmal für die Kraft und Genialität einer Persönlichkeit, daß sie auch in der Ferne in irgendeiner Art fortzuwirken vermag. Nach Verenchens Abreise lebte Heinz in einem wunderlich bewegten, wunderlich reichen Seelenzustande dahin. Unter all den mannigfaltigen Erscheinungen, die teil an seinem Leben gehabt hatten, war Verenchen die Seltsamste. Er fühlte sich ihr seelisch aufs innigste verwandt und vielleicht deshalb gerade fehlte jenes elektrisierende Etwas, das eine reife ausgesprochene Weiblichkeit für ihn gehabt hätte. Verenchen war eben ganz Geist, ganz Seele, ganz Musik. Traumhaft wie ein Adler schwebte sie über einsamen Felsgründen dahin. Sie war wie eine jener langstieligen, schwebenden Blumen, die ihre Nahrung nicht den Säften der Erde, sondern denen hochgewachsener Bäume entnehmen. Noch schlummerten ihre Sinne. Die feine Einsamkeit ihres wachen Innenlebens hatte an dem Bewußtsein, daß sie in Heinz einen Freund gefunden, über und über genug. Von dem Augenblick an, da sie ihn als achtjähriges Kind gesehen und ihn mit unerschütterlichem Ernst einen Prinzen genannt hatte, war er der Gebieter ihrer Seele geworden.

Heinz fühlte das wohl. Diese übersinnliche Liebe war ihm heilig und rührend, und er verschloß sie wie ein Kleinod in dem Schrein seines Herzens. Der Mangel an weiblicher Gefallsucht bei Verenchen verwunderte ihn nicht. Das paßte zu ihr; er wollte sie nicht anders, als wie sie war.

Denn sie war eine unbewußt Wissende. Wie eine Prinzessin saß sie hinter Glaswänden und schaute ernst-

haft-unschuldig auf das wogende, taumelnde Leben da draußen, einen tausendfachen Widerhall im eigenen Herzen. Da draußen glühte eine üppige und jähe Welt, da glänzte alles vor Nebeln und Sonnendunst, da brausten wilde, böse Mächte stürmend durcheinander. Sie in ihrer großen Einsamkeit fühlte sie mit, voll leidenschaftlicher Ahnungen, in gesteigerter Lebendigkeit, jenseits von Gut und Böse. Sie kannte die einsamen Verfeinerungen der Sehnsüchtigen, die stillen, blassen Niederlagen der unglücklich Liebenden, den heiligen Rausch der Schaffenden. Sie kannte die Selbstherrlichkeit der Siegreichen, den Ekel der Übersättigten, die schmerzliche Ironie des freien Geistes, die schwarzen Ängste der vom eigenen Gewissen Gefolterten.

Sie kannte alle die verruchten Wonnen einer schöpferischen Kraft, denn sie war „ein Schmerzenskind aus Genieland", und dennoch behüteten sie die gläsernen Wände ihrer träumenden Sinne, und all ihr heißes Leben strömte sie in ihre Musik aus und fand daran Genüge.

Und Heinz hatte sie erkannt. Denn er war von gleicher Art. Nur wo sie sammelte, da hatte er zerstreut. Ihre Vielheit in der Einheit machte ihr keinerlei Schmerzen, — seine Zerspaltenheit in zwei deutlich abgegrenzte Naturen war der Fluch seines Lebens. Ihre äußere Reizlosigkeit während ihrer Kinderjahre hatte sie vor Zersplitterung bewahrt. Jetzt kamen manchmal Augenblicke, wo sie schön sein konnte. Seine Schönheit und liebenswürdige Anmut hatten ihm Freundschaft und Liebe in den Schoß geworfen. So hatte er sich auszugeben begonnen, ehe er sich selbst völlig gefunden. Einen blassen Widerhall seiner selbst fand er in Nora. Verenchen aber faßte wie in einem Brennpunkte die verschiedenfarbigen Strahlen alles Menschlichen in sich zusammen, ohne auch nur einen Augenblick ihre ureigene Geschlossenheit zu verleugnen.

In der neuerwachten Tätigkeit seines gedanklichen

und Empfindungslebens war über Heinz eine neue Erkenntnis gekommen. Er wußte plötzlich, daß jeder Mensch sein typisches Erlebnis habe, und aus der Art dieses Erlebnisses glaubte er Rückschlüsse auf die Anlage des einzelnen ziehen zu dürfen. Da war Nora mit ihrer Aufopferungssucht. Immer wieder kam sie in Lebenslagen, wo sie die Hingabe ihrer selbst von sich forderte. Da war sein Vater mit der Neigung zur Herrschsucht und Untreue. Sein ganzes Leben war eine Kette von Untreue gewesen. Da war Hildegard, — sie hatte das Talent, glücklich sein zu wollen, und sie war es. Evchen mit ihrem herzlosen Willen zur Macht hatte Macht erlangt. Und er selbst? Immer fand er sich in irgendeiner Periode seines Lebens zwischen zwei Personen, die beide Anteil an ihm hatten, die er beide mit fast gleicher Stärke liebte. Das wurde ihm ein unumstößlicher Beweis für seine Zweiteiligkeit. Er dachte an seine Kinderjahre zurück. Da stand er zwischen Vater und Mutter, später zwischen Malwa und Lulu. Dann wieder zwischen Isis und Nora, Nora und Mirjam, Isis und Mirjam, Hildegard und Malwa, Evchen und Malwa. Ohne jemals einen Teil zu verleugnen, hatte er nimmer an einem Teil genug. Wohin sollte das führen? Wie konnte er jemals einem Weibe gehören? Wo war ein Weib, das beide Wesenshälften in ihm befriedigen konnte?

In die Wirrnisse dieser Rätsel und Fragen fiel ein Brief von Nora. Sie schrieb kurz und erregt.

„Petersburg, den 28. Juli 1895.

Lieber Heinz!

Du hast mir beim Abschiede einmal ein Wort gesagt, auf das ich jetzt zurückkomme: ich solle Dich rufen, wenn ich Dich brauchte. Ich weiß, es ist ein großes Opfer, das ich von Dir erbitte, aber vielleicht ist es Dir doch möglich. Schriftlich kann ich Dir die Angelegenheit nicht auseinandersetzen, dazu ist sie zu weit-

läufig und zu intim. Nur soviel — ich stehe vor einer Lebenskrise, in der mir der aufrichtige Rat und die verständnisvolle Teilnahme eines brüderlichen Freundes not tut. Ich reise morgen nach Riga und steige im Hotel Bellevue ab. Hier erwarte ich telegraphischen Bescheid von Dir.

In alter Treue

Deine Freundin Nora."

Heinz war erschüttert. Wenn Nora so schrieb, dann handelte es sich um keine Kleinigkeit. Was aber konnte das gleichmäßige, aufopferungsvolle Leben einer Diakonissin so wild aufwühlen? Nun, es gab überall Rätsel und Geheimnisse. Er beschloß sofort abzureisen und mußte nur noch mit Tilischewsky Rücksprache nehmen. Seine Villa war ja vollendet. Einen wenig komplizierten Bau in der Stadt konnte Tilischewsky ebensogut beaufsichtigen wie er.

So telegraphierte er an Nora, daß er kommen werde. Er packte seine Sachen und war tags darauf unterwegs.

Des Sommers süßer Atem wehte an ihm vorüber. Vorüber flogen Wälder, Felder, Dorfschaften und Städte.

Ein sonniger Nachmittag ging schon in den Abend über, als der Zug langsam vor den Dünaburger Bahnhof rollte. Da lag die Stadt mit ihren spitzigen Türmen, mit ihren ineinander verwirrten und verschobenen Dächern.

Nora stand schon auf dem Bahnsteige. Heinz erkannte sie von weitem. Ihre hohe Gestalt sah in der schwarzen Diakonissentracht herbe und vornehm aus.

„Nora!" rief Heinz, — „da bin ich, Nora! Wie freue ich mich, dich zu sehen!"

Sie eilte ihm entgegen. Er warf seine Reisetasche hin und faßte ihre Hände.

„Sind's denn wirklich so viele Jahre her?" murmelte er. „So ernst siehst du aus und so gut . . ."

Ihr Gesicht war ausdrucksvoller und hagerer geworden. Um die Mundwinkel zogen sich zwei schmerzliche Falten. Die Stirn glich einer müden sommerlichen Ebene. In dem glattgescheitelten Haar glänzten einige silberne Fäden.

Sie machte eine wegwerfende Bewegung.

„Gut . . .?" sagte sie gedämpft — — „wer ist gut?"

„Wenn einer, dann bist du's," erwiderte er warm. „Bist du glücklich in deinem Berufe, Nora?"

Sie schwieg. Dann sagte sie mit einem Ausdruck, der einem anderen Gedankengange entsprach:

„Ich tue meine Pflicht, so gut ich kann, — aber . . . es kann auch Lebenslagen geben, in denen man nicht mehr aus noch ein weiß, Heinz, in denen die einfachste Pflicht kompliziert und furchtbar wird. Wie danke ich dir, daß du gekommen bist!"

Sie schritten durch das Gewühl der Droschken auf das nahegelegene Hotel zu.

„Vor mehr als zwei Jahren habe ich einmal einen langen Brief an dich geschrieben, Nora. Damals war ich sehr dagegen, daß du deine Kunst aufgegeben hattest. Der Brief wurde mir aus Petersburg zurückgeschickt."

„Ach, damals —" sagte sie versonnen, „ich war mit Mutter nach Finnland gereist, du weißt ja. Und da wir unser Quartier aufgegeben hatten, war die neue Adresse nicht verzeichnet."

Der Portier war noch der gleiche, der Heinz vor Jahren hier mit seinem Freunde Isis empfangen. Seltsamerweise war es auch das gleiche Zimmer, in das ihn Nora führte, wo er Isis damals seine stockende, schwere Beichte abgelegt hatte. Jetzt sollte Nora beichten, nicht er.

„Setz' dich ins Sofa, Heinz," sagte sie gepreßt.

Ein Zug der Schwäche spielte um ihren etwas großen, ausdrucksvollen Mund, wie bei einer Lungenkranken.

„Willst du nicht rauchen? Sieh, ich hab' dir Zigaretten besorgt." Sie reichte ihm eine Papiertüte mit Zigaretten und lächelte schwermütig. „Ich habe ja nicht oft Herrenbesuch, mußt du wissen."

„Liebe Nora . . ." Heinz ergriff ihre Hand, „wenn ich dir nur helfen könnte!"

Über Noras Gesicht flog ein Ausdruck hochmütig verschlossener Qual. Sie setzte sich und nahm sich gewaltsam zusammen. Kurz und abgerissen, von stoßweisen Atemzügen unterbrochen, begann sie zu sprechen.

„Du nanntest mich gut, Heinz. Nein, ich bin nicht gut. Es ist weder Mitleid noch Menschenliebe, was mich in meinen Beruf getrieben hat. Nur der alte, heiße Wille, desjenigen wert zu sein, der nichts von mir wissen will. Immer dieselbe Torheit!" schloß sie bitter.

„Torheit, Nora?"

„Nenn's, wie du willst. Ich habe dir nie seinen Namen gesagt. Er heißt Ernst Hansen und ist Doktor in Petersburg. Ich sehe ihn ab und zu. Vor einem halben Jahre ungefähr wurde ich zur Pflege zu einer jungen Dame beordert. Es war ein sogenannter diskreter Fall. Meine Patientin wurde glücklich von einem Kinde entbunden. Sie war ein wunderschönes Mädchen, sah aus wie eine träge Märchenprinzessin. In ihrer indolenten Üppigkeit hatte sie etwas von einer Sultanin. Nun, was soll ich dir sagen? Es war eine schreckliche Zeit. Besonders schwer wurde mir die Pflege durch ihre Schwester gemacht. Ein sprühenderes Geschöpf, einen gefährlicheren Dämon sah ich nie. Zwanzigmal am Tage geriet ich mit ihr in Streit. Sie ließ der Kranken nicht die Ruhe, die sie brauchte. Bald überschüttete sie sie mit Zärtlichkeiten, bald machte sie ihr die leidenschaftlichsten Szenen. Mehr als einmal habe ich sie mit Gewalt aus dem Krankenzimmer entfernen müssen. Großmütig und kleinlich konnte sie in demselben Augenblicke sein. Dazu war sie ebenso sehr große Dame als Artistin. Und je nach ihrer Laune

kehrte sie bald die Gräfin, bald die Schulreiterin hervor."

„Schulreiterin . . .?" fragte Heinz gespannt. „Sprichst du von Lulu Courtenay?"

Nora sah ihn in blankem Staunen an.

„Ja," sagte sie einfach. „Woher kennst du sie?"

„Ich habe sie als Kind gekannt. Sprich weiter, Nora."

„Da ist nicht mehr viel zu sagen. Dieses Mädchen, die andere meine ich, Olga, die gattenlose Mutter, ist Ernst Hansens Braut geworden. Und er weiß nichts von ihrer Vergangenheit. Darf ich das zulassen?"

Nora ballte die Hände und preßte sie an ihre Schläfen. Ihre Nasenflügel bebten. Die weiße Diakonissinnenhaube verschob sich und stand im zunehmenden Dämmerlicht wunderlich geflügelt und gespenstisch von dem herben Gesicht ab.

Eine schwere Pause.

„Wie kannst du es hindern, Nora?"

Sie brannte ihre kummervollen Augen in die seinen. „Ich will es ihm sagen. Denn sie ist seiner nicht wert — nein und tausendmal nein!" rief sie leidenschaftlich. „Hättest du's gehört, wie sie über das Kindchen sprachen! Ins Findelhaus abgefertigt wurde es, einfach beiseite getan. Jede Katzenmutter wäre menschlicher gewesen. Nur darum war es ihnen zu tun, den Schandfleck auszulöschen — vor der Welt ehrbar dazustehen. Und solch ein Mädchen sollte seine Frau werden! Darf ich das ruhig ansehen? Soll er unglücklich werden?"

Ein schweres Schweigen senkte sich düster über die Freunde.

Endlich sprach Heinz: „Und dein Eid, Nora?"

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den langen Händen.

„Das ist's ja eben! Aber um ihn zu retten — — auch das!"

„Nora," sagte Heinz leise — „gibt es da nicht einen anderen Ausweg?"

„Welchen?" fragte sie hart.

„Du mußt sie dazu bringen, daß sie selbst es ihm sagt."

„Das wird sie nie, Heinz. Dazu hat sie sich viel zu lieb."

„Aber dann hast du das Menschenmögliche getan und dein Versprechen, über Privatsachen zu schweigen, gehalten."

Sie streifte ihn mit einem seltsamen Blick.

„Heinz . . . Laß mich ganz ehrlich sein. Sieh mich endlich, wie ich bin, — in meiner ganzen Schwäche, in meiner ganzen Bosheit. O nein, ich bin nicht edelmütig, ich bin nicht gut. Ich gönne ihn ihr nicht — das ist die Wahrheit! Und wäre sie ein Engel des Lichts, — ich würde ihn ihr nicht gönnen! Neidisch bin ich, hilflos, erbärmlich neidisch — — das ist meine Aufopferungsfähigkeit! Das ist meine Güte!"

Sie würgte an einem jammervollen Schluchzen.

Der schwere Ernst dieser Stunde lag drückend über Heinz, wie eine bange, dumpfe Luft. War das die stolze, selbstbeherrschte Nora früherer Jahre? Was mußte sie gelitten haben!

Erschüttert sprach er: „So will ich mit ihr reden!"

Sie sah ihn an, als hätte sie nicht recht gehört. „Du — —? das ist unmöglich. Sie werfen dich hinaus. Und . . . woher solltest du es wissen? Nein, Heinz, so feige bin ich denn doch nicht. Wenn jemand mit ihr reden soll, so bin ich die einzige, die dazu das Recht und die Pflicht hat. Aber was wird es nützen? Und wenn ich mich demütigte und auf den Knien vor ihr läge, — wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete, — was erreiche ich damit? Sie wird es ihm doch nimmer gestehen."

„Und doch ist das das einzig Richtige!" sprach Heinz mit Nachdruck. „Auf den Willen kommt es an, nicht auf das Gelingen."

Er sah, wie etwas in ihr aufwallte. Ihre Finger

zuckten und krümmten sich. Die Diakonissenhaube senkte sich tiefer und tiefer. Nora hatte beide Arme auf ihre Knie gestützt und die Stirn in ihre Hände vergraben.

O Leiden, Leiden! Bitteres Leiden der Menschheit! Warum wählst du die Besten zu deinen Opfern? Warum zeichnest du die Stirnen derer, die starke Seelen und aufrechte Schultern haben? War nicht auch eine ganz feine, keusche Seligkeit in diesem Bewußtsein?

„Verachtest du mich, Heinz?" kam es ganz leise von ihren Lippen.

„Ich ehre dich, und ich habe dich lieb, Nora."

Stille. Schweigen und kein Wort. Ihre Herzen aber lebten. Ihre Seelen wuchsen und dehnten sich.

Endlich stand Nora auf. Sie drehte an dem elektrischen Knopf. Voll flutete das weiße Licht durch das Zimmer. Hochaufgerichtet trat sie auf Heinz zu, nahm ihn beim Kopf und drückte einen Kuß auf seine Stirn.

„Ich danke dir, Heinz. Jetzt fühle ich mich stark genug!" sagte sie leuchtend.

* * *

Am nächsten Morgen in aller Frühe war Nora abgereist. — —

Heinz trieb es zu seinen alten Freunden, den Beverns. Er freute sich auf Hildegard wie ein Kind auf den Sonntag. Wie würde er sie wiederfinden?

Mit innigem Behagen schritt er durch die Stadt. Die Lindenallee des Thronfolgerboulevards stand in Blüte. Hier und da summte eine verirrte Biene. Da war der Fliederbusch, hinter dem er sich mit Mirjam versteckt hatte, um sich an ihr satt zu küssen. Dort der Schneckenberg, wo er mit Nora gestanden. Auf jener Bank hatten sie manchmal gesessen. Der Stadtkanal floß träge dahin. Über das Pflaster polterte ein Bierwagen. Einige leere Droschken rasselten vorüber. Die Stadt sah müde und ausgestorben aus. Die meisten Leute waren ja auch auf Sommerfrische, am Strande.

Alles strich an Heinz vorüber wie im Traume. Alte Erinnerungen kamen und gingen. In der Alexanderstraße wanderte ihm ein behäbiges Paar entgegen. Die Gesichter sollte er doch kennen! Wahrhaftig, — der rundliche, kleine Mann da mit dem vergnügten, roten Antlitz war ja Knoppchen, und neben ihm trippelte schwerfällig und umfangreich Valling, seine Frau. Ja so — man erwartete Familienfreuden! Heinz wollte gern unerkannt vorübereilen und rückte den Hut in die Stirn. Aber nein, er hatte diese Vorsicht nicht nötig. Das Ehepaar war vor einem Schaufenster in die Betrachtung eines Florentiner Damenhutes andächtig versunken.

Heinz schritt durch die Elisabethstraße. Da stand das Haus des Musiklehrers Schnorr, seine ehemalige Pension. Die Rouleaux waren niedergelassen. Keine Musik tönte aus dem Salon. Alles leer und still, da würden denn auch sicher Beverns verreist sein. Riga war ungemütlich im Sommer. Er wanderte weiter hinab in die Gegend des kaiserlichen Gartens. Als er die stattliche Front des Bevernschen Hauses sah, begann ihm das Herz zu pochen. Auch hier niedergelassene Jalousien, geschlossene Fenster. Von Sonnengold durchsprenkelt bewegte sich die Reihe der Linden, die die Straße säumte, in einem jähen Windstoße. In tiefer Bläue glänzte der Himmel. Heinz trat vor den Eingang und drückte den elektrischen Knopf. Eine geraume Weile verstrich.

Endlich Schritte. Die Tür ging langsam auf. Blinzelnd stand ein dicker Mann in gestickten Pantoffeln da.

„Die Herrschaften vom Parterre? Sind am Strande, — in Bilderlingshof."

„Die Adresse?" fragte Heinz mechanisch und fügte lebhaft hinzu: „Es sind doch alle gesund?"

„Hm, sind schon gesund," antwortete der Dicke ohne jede Eile und nannte die Adresse.

Enttäuscht wandte sich Heinz ab. Er rief eine Droschke heran und fragte den Kutscher nach dem nächsten Zuge.

„Der geht in fünfzehn Minuten, Herr."

„Also schnell — zum Bahnhof!"

Heinz warf sich in die Droschke, steckte die Hände in die Taschen und lehnte sich zurück. Es war heiß. Ob er noch Bekannte sehen würde?

Neugierig blickte er nach rechts und nach links. Niemand. Die Menschen trotteten verdrossen und ohne Eile dahin. Dort an der Ecke standen zwei Letten mit blauroten Gesichtern in bösem Streit und drangen mit erhobenen Fäusten aufeinander ein. Der Gendarm sah grinsend zu. Hökerweiber boten reife Himbeeren und Stachelbeeren feil. Eine alte Frau erzählte einer anderen mit eindringlichen Gebärden eine Schauergeschichte. Ihre Haubenbänder flatterten aufgeregt; ihr zahnloser Mund gab ihr in seiner Beweglichkeit etwas geschäftig Hilfloses.

Endlich der Mitauer Bahnhof. Ein Geschiebe von Menschen, eine schwarz belagerte Kasse. Durch — na, Gott sei Dank! Der Weg war frei. Da stand der schnaufende Zug.

Heinz erkannte den alten Kohen, der umständlich und mühsam in ein Coupé kletterte. Nein, dorthin nicht, — er hatte noch immer ein schlechtes Gewissen den Kohens gegenüber. Wo war nun Mirjam? Was mochte aus ihr geworden sein?

Er erwischte ein wenig besetztes Coupé und sprang hinein.

Ein Hin- und Herrennen auf dem Bahnsteig. Türenklappen. „Fertig!" schrie eine heisere Stimme.

Langsam begann der Zug zu rollen.

Heinz lehnte sich zurück und schloß die Augen. Ein Flimmern von Sonne, Dampf, Rauch und wechselnden Schatten. Unruhig auf- und niederwandernde Passagiere. Kinder mit Blumensträußen, einzelnen Rosen, Orangen und Äpfeln schoben sich durch die Wagen.

Zeitungen knisterten. Der Zug grollte langsam über die Dünabrücke.

„Hm, Stürmer, wenn ich nicht irre?"

Vor Heinz stand wie aus dem neuesten Modemagazin gesprungen, hoch, lächelnd und selbstbewußt, Baron Rodern und zwinkerte gönnerhaft. Zylinder auf dem Kopf, helle Handschuhe, tadelloser schwarzer Rock und weiße Weste. „Wohin des Wegs?"

„Rodern, bist du's?"

„Immer derselbe. Du gestattest?" Er setzte sich ins Eck ihm gegenüber und zog gemächlich ein Zigarettenetui mit breitem Monogramm. Heinz bemerkte, daß seine ehemals schlanke Gestalt eine kleine fatale Wendung zum Embonpoint genommen hatte.

„Du rauchst? Bitte!"

Heinz bediente sich. „Wie ist's dir gegangen, Rodern?"

Der Baron zuckte die Achseln. „„Katz fallt immer auf die Fiß', sagt unser jüdischer Fleischer Sroll." Die grünen Lebemannsaugen ruhten dreist und forschend auf Heinz. „Du siehst verteufelt gut aus, Stürmer. Schon manchen Sturm gewagt — wie?"

„Eher erlebt. Gearbeitet. Da drinnen in Rußland, in Orel."

„Auch 'n Pläsier!" meinte Rodern und lehnte sich behaglich zurück. „Orel — na ja. Wird ja bei näherer Bekanntschaft auch seine Vorzüge haben. Breithüftiger, bleichsüchtiger Frauentypus, — was? Bißchen schwerer Schlag? Aber feurig."

Heinz nickte amüsiert.

Rodern wurde munterer. „Ja, die Weiber und die Pferde einer Gegend gehen solide Hand in Hand. Alte Erfahrung. Nimm, ich bitt' dich, die tatarischen Gäule — klein, zierlich, aber ausdauernd. Haben den Teufel im Leibe. Gerade wie die Weiber. Rasse — ist die Hauptsache im Leben. Darum sind die hübschen Jüdinnen so mordswirksam."

„Und die hübschen Musiklehrerstöchter . . .?"

„Geschmacksverirrung!" schmunzelte Rodern. „Längst abgetane Sache. Apropos, Musik — gibt wohl so — potenzierte Gemütsinnigkeit —" er rieb Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand bedeutungsvoll aneinander, „so — Gretchenstimmungen, blümerante Gefühle, treue Liebe bis zum Grabe . . . wie? was? Du bist doch musikalisch, mußt es also wissen."

„Hab' seit Jahr und Tag keine Taste angerührt."

„Da sitzt man nu mit das Talent und kann es nicht verwerten," brummte Rodern.

„Was hast du denn aber sonst verwertet, wenn ich fragen darf?"

„Eine Villa gebaut, ein paar Baracken dazu."

„Na, und sonst allerlei mitgemacht, wie sich's gehört?"

„Nicht, daß ich wüßte. Ich hatte ein bißchen den Einsiedlerspleen."

„Unbekömmlich!" meinte Rodern überlegen. „Davon wird man nicht fett. Der Mensch ist keine Spinne, und nur die Zweieinsamkeit hat ihre Reize."

„Nun, und du?" fragte Heinz. „Bist wohl schon Doktor?"

„Bin so frei. Sogar zweiter Assistent an der Augenklinik. Was mehr sagen will, schreibe orthographisch richtig. Somit aus der Art geschlagen. Aber das stört den Ahnen ihre Ruh. Ein Ohm — Gott hab' ihn selig — hinterließ mir zur rechten Zeit ein paar hübsche Batzen und sein Gut. Hab' die Praxis aufgehängt. Meine Letten werden Glück haben über Verdienst und Würdigkeit. Einen Gutsherrn, der ihnen buchstäblich die Augen salbt und die Tränen trocknet. Noch nicht dagewesen."

„Das ist hübsch!" meinte Heinz teilnehmend. „Wann trittst du denn an?"

„So um Weihnachten, denk' ich. Zuerst das Häuschen, dann das Mäuschen."

„Soweit also schon! Ja ja, die Zeit vergeht. Aus unsern Semestern ist wohl schon mancher Familienvater?"

„Durchaus. Die Geistlichkeit, wie sich's ziemt, mit gutem Beispiel voran."

„Knoppchen sah ich heute," bemerkte Heinz.

„Sie auch? Das genügt. Für die Zukunft ist gesorgt."

„Nun, und Zur-Linden?"

„Auch schon eingestallt. Hat 'ne Kusine von mir, die blonde Fricka. Wird 'ne Götterzucht."

„Und David und Saul?"

„O wai geschrien! Das hat gegeben eine Revolution zwischen die Blutsfreunde!" jüdelte Rodern. „Der David hat gewollt heiraten eine leichtbeschwingte Tänzerin, und der Saul hat auch gewollt die nämliche. Und is gekommen zu Ach und Krach und zu einem gor fainen Hochzeitsschmaus und zu allgemeiner Versöhnung."

„Wer war denn der Prüfstein der Freundesliebe?" fragte Heinz mit klopfendem Herzen.

„Na, alle Achtung!" meinte Rodern wohlgefällig. „Eine echte Rose von Saron. Mirjam Falk hieß sie, glaub' ich." Er strich sich den blonden Schnurrbart. „Reizend!" sagte er mit Kennermiene. „Ganz reizend. Und wird auf Händen getragen, wie sie's verdient. Der David hat sich gemacht. Großhändler in Pelzwaren in Nischni-Nowgorod. Ihre Ballettblößen werden jetzt mit Zobel bedeckt. Und eins hat mich aufrichtig gefreut, — daß es der schwarze Feitelberg war und nicht der rote Levi: die Rasse wäre ja bei rot plus rot notwendig fuchsig geworden. So aber — es lebe das Leben! Und die Schönheit!"

Heinz starrte nachdenklich aus dem Fenster. Kleine Mirjam, kleine Mirjam, dachte er wehmütig. Ob du wohl glücklich bist?

Die ehemaligen Kameraden brachten bald wieder ein

neues Gespräch in Gang. Die Strandorte flogen in kurzer Folge vorüber.

„Bilderlingshof!" schrie draußen eine Stimme.

„Aha. Also am Ziel. Leb wohl, Stürmer."

„Wieso? Ich steig mit dir aus."

„So . . .? Wohin willst du denn?"

„In die Villa Maria."

Rodern fuhr zurück und maß Heinz mit erstaunter Miene.

„In dem Hause wohnen nur Beverns," sagte er mit Nachdruck.

„Nun eben. Zu Baron Bevern will ich ja hin."

„Ich wußte nicht, daß du die Familie kennst."

„I warum denn nicht?" fragte Heinz gemütlich. „Ich freue mich überaus, sie wiederzusehen." In ihm stieg eine dämmernde Ahnung auf, daß er Rodern ungelegen sei. Ja, da kann ich nun nicht helfen, dachte er. Hingehen werde ich doch.

Rodern war plötzlich eisige Höflichkeit. Sie waren ausgestiegen. „Nun, ich will die Begrüßung nicht stören," sagte er kühl, „ich komme dann eben eine Stunde später."

„Warum denn?" rief Heinz. „Von Stören ist gar nicht die Rede."

Rodern blieb stehen und maß Heinz mit gehaltenem Mißtrauen. „Also viel Vergnügen!" sagte er mit ironischer Gelassenheit.

„Auf Wiedersehen, Rodern."

Die Kameraden schüttelten sich die Hände und trennten sich. Heinz schritt munter aus durch das Gewühl des strandlichen Sommerlebens. Luftige Kleider, leichte Strohhüte, gebräunte Gesichter, helles Lachen. Der Odem des Meeres wehte mit Kiefernduft vermischt erfrischend und kühl durch die buntbewimpelten Häuserreihen. Geräuschlos rollten Droschken durch den Sand. Auf Bretterstegen klapperten die Tritte der Passanten.

Heinz blieb stehen und fragte einen Schutzmann nach der Villa Maria.

„Durch die Straße hier, dann links, das siebente Haus mit den zwei Balkons."

Fröhlich wanderte Heinz weiter. Ach, es war schön und friedlich hier. Zierlich umzäunte Gärten, breite, bunte Blumenflecke, Gebüsch und Ziersträucher, üppige Bäume, darinnen oft versteckt und heimlich die lauschigen Sommerhäuser. Flirrendes Sonnengold auf Kieswegen und Rasen. Zwischen dem fröhlichen Grün helle Sommerkleider, lachende Kinderstimmen, die scheltenden Laute einer französischen Bonne. Und überall der würzige Kiefernduft.

Ja, es war schön und lieblich hier. Hm, aber die Architektur, die Architektur! dachte Heinz mißbilligend. Welch ein Durcheinander!

Er stand vor der hochgegitterten Einzäunung eines Gartens. „Baron von Bevern", las er auf dem Porzellanschilde. Ja, es war richtig.

Das war das Haus.

Er klinkte die Gartentür auf und trat ein.

Auf der efeuumsponnenen Veranda lag in einem Korbsessel eine weiße Gestalt, die Arme über dem blonden Haar verschränkt, und träumte vor sich hin. Sie sah nicht auf.

Heinz pochte das Herz vor Freude.

„Verzeihung!" sagte er leise, — „Fräulein von Bevern . . ."

Das junge Mädchen zuckte heftig zusammen und sprang auf. Eine dunkle Röte überflog ihr zartes Gesicht. Dann schwand mit einem Male alle Farbe dahin. Sie wurde weiß wie ihr Kleid.

„Herr Stürmer . . ." sagte sie mühsam. „Willkommen in Livland!"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Sie saßen auf den Dünen, unter den hohen Kiefern. Leuchtend in flimmerndem violetten Dunst dehnte sich das Meer und strahlte in breitentfalteter Pracht.

Die eine Hälfte des Firmaments glänzte in ruhigem Blau. Die andere, ja, das war kein Himmel mehr — das war eine Farbensymphonie, ein Rausch von Duft, Musik und feierlicher Schönheit!

Die Sonne hatte sich hinter leuchtenden Wolkenbergen zur Hälfte verschleiert. Fahlgelb erschimmerte das Firmament über dem Meere und senkte sich in einer gewaltigen Wolkensäule auf das Wasser nieder. Die dunstigen Massen aber zitterten und webten in zartestem Perlmuttergrau, vertieften sich zu pfahlmuschelgrauen Tönen und verklangen voll und wuchtig mit dem Firmament zu violetten Harmonien.

Das Meer atmete und lebte, flimmerte und flirrte, sprühte und funkelte, wie das von tausend Juwelen durchzogene violenfarbene Seidengewand einer ruhenden Schönheit. Dort — weit hinaus glänzte ein breiter Streif in smaragdenem Grün, und dort glitzerten leuchtende Falterflügel — ruhesam dahingleitende Segel.

In unendlichen Farben, Tönen und Formen ein machtvoller Rhythmus, eine urgewaltige Melodie.

Heinz hielt ein kleines Heft in der Hand. Er hatte soeben Hildegard daraus vorgelesen. Trunken schweiften seine Augen über das Wunder vor ihm hin.

In Hildegard aber war noch ein heimliches, staunendes Lauschen, ein Nachklingen seiner Stimme, ein wunderlicher, süßer Bann.

„So gibt es viele, viele Dinge zwischen dem Ja und dem Nein, Fräulein Hildegard," sagte er mit einem fast unhörbaren Klang von Trauer. „Als ich ein Kind war, dachte ich wie Sie. Ich spielte unbekümmert mit meinen Götterfiguren. Nur gute und böse Mächte gab es für mich auf der Welt. Aber bald begannen meine

Götterbilder ruhelos zu werden und aus einer Schachtel in die andere zu spazieren. Ich habe Ihnen das einmal erzählt."

Er schwieg und lächelte.

Hildegard beugte sich erregt vor und flüsterte:

„Sprechen Sie weiter, bitte."

„Da habe ich noch eine kleine Erzählung. Sie erläutert, was ich sagen will. Selbstmord ist doch schwere Schuld, nicht wahr? Können Sie aber nach dieser Geschichte noch von Schuld reden? Hören Sie zu, ja?

Die Zigeunerin.

Heißeste Südsommersonne. Der Himmel von einem lüsternen, grausamen, unerbittlichen Blau, das Schwarze Meer gleißend, falsch, lauernd in seiner azurnen Glätte. Die kleine Hafenstadt mit ihrem Gewirr von Straßen und steinernen Häusern strömt einen heißen, stickigen Dunst aus, wie eine Bratpfanne mit Überresten verdorbener Butter. Der Marktplatz liegt da in verwunschener Ruhe. Nichts rührt sich. Müde Gäule, stumpfe Ochsengespanne, wiederkäuende Kamele, schmutzige Juden, zu Bildsäulen erstarrte Tatarenhändler, verwelktes Gemüse, Berge von grünen Wassermelonen, roten Tomaten, gelben Maiskolben, — Haufen von gefesseltem Federvieh, das in stummer Qual und nagendem Durst die Schnäbel öffnet und die verglasten Augen vor den sengenden Sonnenstrahlen schließt. Stille, nur ab und zu unterbrochen durch das „He!" eines Ochsentreibers, der die Köpfe der Stiere beiseite schiebt, wenn sie sich einem Gemüseberge zu sehr nähern. Verwunschene brütende Stille.

Da schiebt sich eine zerlumpte Gestalt durch das Gedränge — ein Weib. Wirr hängen die schwarzen Haarsträhnen ihr über die Stirn, — ihre Augen rollen umher in suchender Gier, sie haben einen stechenden Glanz, und bläulich leuchtet und schwimmt das Weiße um die mächtige Iris. Ihre Gestalt ist hager und

doch von wunderbarem Ebenmaß. Die Mundwinkel sind schmerzlich herabgezogen, gespannt, und die Hand streckt sie aus in demütiger Bettlergebärde. Heute nacht, im Schutze der Ruinen, hat sie ein totes vaterloses Kind geboren.

‚Hungrig . . . hungrig!' stößt sie mit rauher Stimme hervor.

Niemand rührt sich. Gleichmütig sehen die hockenden Tataren an ihr vorbei in das weite, schillernde, tückische Meer. Der Peitschenhieb eines Kameltreibers saust nieder auf die arme Hand.

Stumpf blickt das Weib auf.

‚Hungrig, hungrig!' plärrt sie ihr monotones Wort wie das Krächzen eines Geiers in die wartende Stille. Endlich bleibt sie stehen, — eine dumpfe Verzweiflung im Blick. Ihre Augen irren suchend am Boden umher — da — da liegt eine halbbenagte Schale einer Wassermelone, verstaubt, grau, von Fußtritten in den Boden gestampft.

Das Weib stürzt sich auf die Schale, wischt sie an ihrem zerlumpten Rock ab und bohrt die weißen glitzernden Zähne hinein wie ein Raubtier. Sie hat sich niedergehockt in den Staub und schlingt in verzweifelter Hast.

Wie lange hat sie nichts gegessen!

Stumpf, leidenschaftslos betrachten sie die Tataren.

‚Vieh!' murmelt der eine verächtlich.

Und nun ist sie fertig. Sie richtet sich auf, groß, hoheitsvoll. Ihre Gestalt scheint zu wachsen. Blitze sprühen aus den nachtdunklen Augen. Mit einer leidenschaftlichen Gebärde, als wolle sie die Rache des Himmels herabschwören auf die stumpfe Schar, — schüttelt sie ihre Fäuste drohend der sengenden Sonne entgegen. Sie rafft ihre Lumpen majestätisch um sich und schreitet über den Marktplatz hinüber — direkt in das gleißende sonnendurchströmte Meer hinein. Was hat sie noch hier auf der Welt zu suchen?

Ohne Klagelaut, ohne sich umzublicken schreitet sie

hinein, weiter, immer weiter. Nun schlägt das Element über ihr zusammen. Wo sie verschwand, bilden sich schimmernde Ringe — und still glitzert die Meeresfläche wie zuvor — gleißend, falsch, lauernd in ihrer azurnen Glätte."

*

Hildegard hatte zugehört. Ihre ganze Seele lag in ihren Augen.

„Was wollen Sie mit dieser Erzählung sagen?" fragte sie gedämpft. „Ist Selbstmord kein Selbstmord? Und keine Sünde?"

„Gibt es nicht seelischen Selbstmord?" sagte Heinz schmerzlich versonnen. „Diesem ist sie entgangen."

Hildegard sah verwirrt zu Boden. „Ja!" sagte sie leise.

„Ein jeder trägt sein eigenes Schicksal in sich," fuhr Heinz fort. „Wie Magnet und Eisen hängt Anlage und Richtung zusammen. Nicht immer folgt der Anlage die Tat, freilich. Wer aber dem Verbrecher bis in die feinsten Verzweigungen seines Wesens, in die tiefsten Gründe der Tat zu folgen vermöchte, der müßte ihn entschuldigen dürfen und können und sollen."

„Und . . . und unser Verantwortlichkeitsgefühl? unser Gewissen . . .?" rief Hildegard tief erschrocken.

Heinz lächelte seltsam. „Es bleibt immer noch der Kampf mit dem Willen. Aber eins ist klar: wir alle werden milder werden müssen im Richten und Verurteilen, denn wir wissen ja nicht, wie sehr der einzelne gegen seine Anlage gerungen hat. Nehmen Sie zum Beispiel das Leid. Den einen überschattet es wie eine gewaltige Woge, dennoch setzt er ihm eine steinerne Stirn entgegen. Der andere aber ist wie Sand. Das Leid zerbröckelt ihn. Dürfen wir fragen: warum bist du nicht Fels, sondern Sand?"

Sie schwiegen lange und sahen auf das leuchtende Meer hinaus. Das Wasser trieb leise plätschernd gegen das Ufer. Es war ein schwüler Tag. Ein Gewitter lag

in der Luft. Das Gras stand versengt und trocken da. In den Kieferwipfeln regte sich leise ein heißer Luftzug. Mit einem feinen rieselnden Geräusch fielen einige dürre Kiefernadeln auf Hildegards Kleid.

„Das ist mir alles so neu," flüsterte sie. „Ich kann mich noch gar nicht zurechtfinden."

„Weil Sie eine Morgenseele sind, — ungebrochen, stark, hell und sonnig."

„Und Sie?"

„Ich . . . Hildegard? In mir ist ein Helles und ein Dunkles, ein Treibendes und ein Leidendes, solange ich denken kann. Es ist nicht meine Schuld, aber mein Leid und mein Fluch."

Er wies mit einer großen Gebärde auf das geteilte Firmament. In glutender Pracht stand die goldumsäumte Wolkenwand schwer und dunkel gegen die lichte Seite des Himmels und verlor sich in fahlgelben, unheimlichen Weiten.

„Sehen Sie — da, das bin ich!"

Sie sah ihn mit guten Augen, sehnsüchtigen Augen an. Ihre Hand stahl sich leise und zitternd in die seine.

„Wenn wir unser Helles in Freundschaft zusammentäten," sagte sie leise, — „würde es stark genug sein, um Ihr Dunkles zu überwinden?"

Was war das? Ein silbernes Klingen und Singen! War das Glück? Rausch? Lebendiges Leben?

Ach, war er des Glückes noch fähig? Und war er des Glückes wert?

Zu viel hatte er gegrübelt. Zu gut kannte er sich selber. Den dunklen Weg durch sein eigenes zerspaltenes Innere hatte er genommen, um die äußere Welt zu erkennen, und er sah die Welt hundertfältig, tausendfältig in immer neuen Formen und Farben und sah sich in ihr. Eine unglückliche Ehe führte er in sich selbst, und dennoch — der geheimnisvolle Trieb nach völliger Verschmelzung mit einer anderen Seele lebte in ihm, ja er lebte. Der starke dichterische Einklang mit der

Welt alles Lebendigen, er war da. Die Seligkeit des Allgefühls und Allbewußtseins hatte er in sich, seine Auflösung in der Natur erlebte er täglich — war ihm das noch nicht genug? Mußte er die Hand ausstrecken nach einem Du, das ihn verstand und trug? Und durfte er ein solches tiefes liebendes Du von sich weisen?

„Hildegard . . .“ sagte er mit zitternden Lippen — „Hildegard . . .“

Mit dem Zutrauen eines guten Kindes sah sie ihn an.

„Ich möchte Sie glücklich wissen . . .“

Und nun sah er in die Tiefe ihrer geduldigen reinen Seele. Und ihn schwindelte. Gab es eine Wiedergeburt für ihn? Konnte er seiner Unrast und seines Schicksals Herr werden?

Er fühlte eine Schranke fallen. Das fieberwache heiße Leben hatte ihn wieder. Licht und klar ward es in ihm.

Hineinschwinden in ein sonniges helles Du, in die zärtliche Ruhe einer Seele, die in sich gefestigt und auf Erden glücklich war, ohne doch in dieser Welt heimisch zu sein, hineinschwinden in eine besonnene, lichte Morgenseele . . .!

Er beugte sich über ihre Hände und küßte sie wieder und wieder. „Wollen Sie es mit mir versuchen, Hildegard?“

„O wie gern!“ flüsterte sie. „Wie gern!“

Da kam ein heiliges Staunen über ihn.

„So hast du mich denn lieb?“

„Ich kann ja nicht anders,“ flüsterte sie hilflos und lächelnd.

„Seit wann?“ fragte er erstickt.

Und einfach antwortete sie mit einem tiefen Seufzer: „Seit ich dich sah.“

Er sank vor ihr zusammen. Er kniete vor ihr nieder.

„Du Wunder!“ sagte er immer noch staunend. „Du Wunder!“

Und dann durchbrauste es ihn wie Posaunenhall. Er war ja glücklich — er war erlöst — von sich selber erlöst!

Er sprang auf und riß sie stürmisch empor, an seine Brust.

Über das Meer fuhr ein zackiger Blitz. Und mit königlichem Grollen wälzte sich ein schwerer Donner aus der dunstigen Ferne und rollte schütternd näher.

* * *

Hand in Hand traten sie durch die Verandatür in den Salon zu den Eltern.

Frau von Bevern las in einem Buche. Ihre noch immer schöne Gestalt war dem Eingange halb zugewendet, und Heinz bemerkte zum ersten Male in ihrem Ausdruck einen Zug von kristallener Heiterkeit, der ihn rührte. War er doch gekommen, ihr die Tochter zu nehmen!

Herr von Bevern saß über seiner Dünazeitung im Lehnstuhl. Sein Knebelbart glänzte wohlgepflegt und silbern über der hechtgrauen Krawatte. An seiner edlen gebuckelten Nase hing ein klares winziges Tröpfchen. In grenzenlosem Staunen schaute er über die Brille hinweg den Eintretenden entgegen.

„Wa — was ist das?"

„Papa, lieber, lieber Papa — das ist mein Verlobter!" rief Hildegard zwischen Lachen und Weinen, „und ich bringe ihn meinen lieben Eltern, damit sie ihn als Sohn begrüßen."

Steif war der alte Herr aufgestanden. „Das kommt mir doch ein wenig gar zu überraschend . . ." murmelte er.

Heinz trat auf ihn zu. „Baron Bevern, wollen Sie mir Ihre Tochter geben?" sprach er weich. „Liebe gnädige Frau, verzeihen Sie den Überfall!"

Der alte Herr knurrte und schluckte. „Da haben Sie recht, Herr Stürmer, — das ist ein Überfall! — — Schockschwerenot!" schrie er plötzlich grimmig, „ja, mein lieber Herr Stürmer, — so macht man es doch nicht. Das ist gegen alle Fasson!"

Heinz hielt seinem Blick stand. „Ich weiß wohl," sagte er mit einem kindlich-treuherzigen Lächeln, „es ist durchaus unkonventionell, aber ich bitte um Gnade, nicht um Recht."

„Zum Donnerwetter ja!" fauchte der alte Herr — „Und gegen alle Tradition dazu. Wir Beverns — na — und so weiter. Aber Kinder, Kinder!" Ein gerührtes Zwicken überwältigte ihn — „was macht ihr für Sachen! Hast du ihn denn so sehr lieb, Hildchen?"

Hildegard flüchtete in die Arme ihres Vaters und barg ihr Gesicht an seiner Schulter. „Ja, Papa."

Frau von Bevern war an den Alten herangetreten und streichelte ihre Tochter liebevoll.

„Ich habe es ja kommen sehen," sagte sie halb wehmütig, halb froh.

Hildegard wandte sich um und warf sich der Mutter an den Hals.

„Mama," rief sie, „liebe, liebe Mama, sei gut, seid gut zu uns! Ich bin ja so glücklich!"

Sie brach in Tränen aus.

Heinz stand nachdenklich dabei. Hatte er das nicht schon alles einmal erlebt? Ihm war ganz so zumute. Er wußte auch genau, wie es weiter kommen würde.

Baron Bevern mißverstand den stillen wartenden Ausdruck.

„Wir sprechen uns noch nachher, lieber Freund," sagte er gütig, „aber wenn unser Mädel uns so kommt, na denn — in Gottes Namen!"

Er schüttelte Heinz gewaltig die Hand, wieder und immer wieder.

„Machen Sie Hildegard glücklich!" grollte er.

Heinz hielt die alte Hand fest zwischen seinen Händen und sah ihn leuchtend an.

„Was der Junge für Augen hat! Gottes Donner!" murmelte der Baron weich. „Na, kommen Sie nur, ich will meinen künftigen Schwiegersohn doch meiner Frau vorstellen."

Heinz stieß einen leisen Seufzer der Erleichterung aus; es zuckte in seinem Körper, unwillkürlich hob er den Arm, um den Alten zu umhalsen, — da fiel sein Blick auf das Nasentröpfchen, und er hielt an sich.

Wieder mißverstand der Baron. Er hielt Heinzens Zurückhaltung für Bescheidenheit. Der junge Mensch hatte doch Gemüt und Ehrfurcht vor dem Alter. Er wußte augenscheinlich die Ehre zu schätzen, in die Bevernsche Familie aufgenommen zu werden. Und wenn er auch nicht seinesgleichen war, ein schmucker Bursch und ein ganzer Kerl stand da vor ihm, an dem er sein Wohlgefallen hatte. Das ließ sich nicht leugnen. Aber das Familiärwerden hatte ja noch durchaus Zeit. Nur ja keine Eile.

Schmunzelnd führte er Heinz zu seiner Frau.

Frau von Bevern aber fackelte nicht lange. In ihrer schlichten Herzlichkeit öffnete sie Heinz die Arme, und als er sich über ihre Hand beugte, gab sie ihm einen mütterlichen Kuß.

„Und Sie, Böser, wollen uns unser Kind nach Rußland entführen?" sagte sie klagend.

Da schüttelte sich der alte Herr und knurrte:

„Rußland! Ne, mein Lieber, daraus wird nichts. Wir können auch hierzulande tüchtige Architekten brauchen. Oder — hängen Sie etwa aus besonderen Gründen durchaus an Rußland?"

Heinz sah mit offenem Blick auf. „O nein, lieber Baron Bevern. Wenn ich mir hier mein Brot verdienen kann, — Hildegard bliebe doch gewiß lieber im Lande."

„Na und ob!"

Während das große Neue noch alle Gemüter in Erregung hielt, wurde geklopft, und das Mädchen meldete Baron Rodern. Er lasse den Herrn Baron Bevern um eine notwendige Besprechung bitten.

Der alte Herr warf seiner Frau einen eigentümlichen Blick zu.

„Der fängt die Sache korrekt an," flüsterte er mit pfiffigem Schmunzeln, „aber hm, — einen Posttag zu spät!"

Hildegard sah unbefangen auf. „Ach, Felix Rodern," sagte sie, „der war ja neulich so steif und ungemütlich, als er mit Heinz hier zusammentraf. Ich sehne mich gar nicht nach seinem Anblick."

Zum ersten Male hatte sie den Namen ihres Verlobten ausgesprochen. Es überflog sie eine glühende Röte.

Heinz küßte ihr dankbar die Hand.

Es wurden nun schöne Tage. Tage des stillen, heiteren Friedens, Tage, da Heinz voll Übermutes an den Strom mit den zwei Zuflüssen denken mußte. War nicht jetzt der Augenblick gekommen, da die nebeneinander strömenden verschiedenen Gewässer sich zu einer einzigen, ruhig dahingleitenden Masse einten? Hatte er jetzt die Einheit seines Wesens erreicht, nach der er sich sein Leben lang vergebens gesehnt? Und konnte es eine schönere und einfachere Lösung geben? Einheit durch Liebe? War das nicht ein Symbol des großen Weltenkampfes und der großen Weltenversöhnung? Liebe hatte auch ihm die Erlösung gebracht.

Und er gewann Hildegard immer lieber. Wie hold erschien ihm nun das Leben, wie klar war alles, wie einfach!

Oft gingen sie miteinander an den Meeresstrand, und Hildegard wurde nicht müde, ihm zuzuhören und immer wieder zu fragen. Eine bewegte Welt tat sich vor ihr auf. Menschen und Dinge lernte sie von einer neuen Seite kennen. Die Wunderwerkstätte des Universums öffnete ihren scheuen Blicken ab und zu einen ihrer Schächte, und sie lernte durch Heinz geheime Triebkräfte und Wirksamkeiten verstehen, von denen sie bisher nichts geahnt hatte. Sie lernte es auch, in dem Verbrecher, dem Verworfensten, den Menschen zu ehren. Sie begann der kleinen leichtfertigen Mirjam

um ihrer Großmut willen gut zu sein. Malwas verdorbene Unverdorbenheit, ihre ruchlose Unschuld sah sie nun in einem milderen Lichte. Noras selbstverleugnende Hingabe an andere, aus unbefriedigter Liebe, erschien ihr bewunderungswert. Sie verstand die Verbitterung ihres Neides. Evchens Ehrgeiz erfüllte sie mit Schaudern, und doch fühlte sie darin eine gewisse Größe. Heller und weiter war die Welt rings um sie her geworden.

Heinz verschwieg ihr nichts und hatte nichts vor ihr zu verheimlichen. Klar sollte sein Leben vor ihren Blicken daliegen. So wollten sie es beide.

„Wie reich bist du!" sagte sie immer wieder, „wie wunderbar reich!"

„Bisher war ich bettelarm!" erwiderte er und lächelte. „Du hast mich reich gemacht."

„Nein, o nein!" rief sie erschrocken — „in dir selbst bist du so reich! Und wie du nur alle verstehst! Woher kommt dir das?"

„Das ist ja so einfach, Hildegard. Ich habe sie ja alle in mir."

Dann sah sie ihn wohl staunend und gläubig an.

„Eigentlich bist du doch schrecklich treu. Welcher Mensch würde eine Kinderliebe so lange in sich aufbewahrt haben, wie du die Malwa und Lulu?"

„Ich bin auch untreu, Schatz."

Sie sah ihn mit verwunderten Augen an. „Das verstehe ich nun wieder nicht," sagte sie herzlich lächelnd, „dazu bin ich zu dumm. Wie kann man eins und sein Gegenteil zugleich sein?"

„Du hast es ja vor dir," sprach er wehmütig.

„Wenn du mir, — ach nein, ich mag das häßliche Wort nicht einmal denken, — ich würde dir alles verzeihen. Ich könnte ja gar nicht anders."

Sie barg ihr errötendes Gesicht an seiner Schulter. Ihre Stimme hatte vor Innigkeit gebebt.

„Liebes, du!"

Aber er war traurig geworden. Das fühlte sie. Sie hing sich in seinen Arm. „Ich muß so oft an deine Zigeunerin denken," plauderte sie. „Die Geschichte hat mir ans Herz gegriffen. Aber eigentlich war dies arme Weib nicht viel mehr als ein Tier. Sie hatte keinen sittlichen Maßstab, so wie Malwa, nicht wahr? Darum wird Gott ihr die Tat nicht anrechnen."

„Maßstab! Anrechnen!" wiederholte Heinz ironisch. „Sie war ein Stück unberührter Natur. Natur hat keinen sinnlichen Maßstab."

Der Ton seiner Stimme tat ihr weh. Sie gab sich ja so große Mühe, ihn zu verstehen. Ach, sie hatte ihn ja so lieb! Wie sie ihn liebte — — keine Seele konnte ihm ja so gut sein wie sie. Aber da blieb im Grunde seines Wesens immer noch ein Unverständliches, da blieb ein fremder Rest, den sie nicht fassen konnte. Was war das nur? Woher kam das? Sie mußte viel zarter werden, sie durfte sich nicht mehr vergreifen. Er fand immer den rechten Ton, er vergriff sich nie.

„Vergib!" sagte sie demütig. „Ich will dich besser verstehen lernen."

Heinz zuckte zusammen. Sie bat um Vergebung, sie! Er spürte eine Kälte in den Knien. Auch er hatte einen aufflackernden Moment ein Trennendes, ein Fremdes gefühlt. Wie ein trübes Gespenst war es ihm entgegengetreten in der, die er liebte. Oh, es war seine Schuld, gewiß, — er liebte sie nur noch nicht genug.

Es würde ja noch ganz, ganz anders werden, wenn sie ihm ganz gehörte, wenn sie Leib an Leib und Seele in Seele sich einander immer tiefer und inniger hingeben durften. In ihr würde er seine Einheit finden, in ihr allein!

„O du Geheimnis!" sagte er still. „Ich war recht häßlich. Vergib du mir!"

Davon aber wollte sie nichts hören.

Nun kamen all die unnützen und notwendigen Dinge, die ein Brautstand mit sich bringt. Briefe wurden ge-

schrieben, Verlobungskarten ausgesandt. Heinz schrieb an seine Mutter, seine Freunde, an Isis und Nora, Scheffzoff und Verenchen. Und über ihn kam oft ein ruhiges, tiefes Glücksgefühl.

Es war ihm gelungen, sich von seinen Verbindlichkeiten Tilischewsky gegenüber zu lösen.

Eines Tages kam Herr von Bevern mit geheimnisvoll schmunzelnder Miene aus der Stadt.

„Na," sagte er vergnügt, „hierzulande leben auch Leute, die Villen bauen. Man hat ja nicht umsonst seinen Einfluß. Hier, lieber Freund, habe ich zwei Bestellungen für Sie. Nach Rußland wird jedenfalls nicht gefahren. Ihre Siebensachen können Sie sich ruhig herschicken lassen."

Man war im Bevernschen Hause nicht engherzig. Heinz konnte täglich einige Stunden allein mit Hildegard zusammen sein. Er wohnte in einem Gasthofe in der Nähe des Bahnhofes und kam alle Tage herüber.

Auch von Hochzeit begann man zu sprechen.

Allmählich liefen die Briefe der Freunde ein. Verenchen hatte sich erstaunlich kurz gefaßt.

„Lieber Freund Heinz!" schrieb sie.

„Man gratuliert ja wohl immer zu solchen Ereignissen, wie eine Verlobung es ist. Ich habe darin keine Erfahrung. So wünsche ich Dir und Deiner Braut viel Glück. Deine Kusine Verena."

Es klang beinahe feindlich.

„Wie schade!" sagte Hildegard betrübt. „Diese Kürze ist fast ungezogen. Ich fürchte, die Kleine ist eifersüchtig auf mich."

Heinz sah sie mit einem feinen Lächeln an. Er war glücklich, so in der Tiefe beruhigt.

„Ich glaube es auch, Hildegard."

Nun wurde sie erst recht traurig.

„Das arme kleine Ding! Ich muß sie kennen lernen, Heinz, ach, ich will sie ja von ganzem Herzen liebhaben."

Konnte Hildegard anders als liebhaben?

„Wir wollen sie einladen," fuhr sie fort, „später, wenn wir verheiratet sind. Glaubst du, daß sie kommen wird?"

„Ja und nein!" meinte er. „Von Verena läßt sich nie etwas Bestimmtes voraussagen. Sie ist zu kompliziert."

„Dann muß sie dir gleichen."

Wie ihn das wunderlich traf! Es war seltsam, daß oft geringfügige Aussprüche von Hildegard ihm neu erschienen wie Orakel. Wußte er nicht selbst, daß er innerlich mit Verena verwandt war? Wie aber kam Hildegard darauf?

Hundert sonnenhelle Bilder stiegen vor ihm auf. Hildegard und Heinz — Heinz und Hildegard! Sie war sein Licht, seine Klarheit, seine Einheit. Sie sollte sein Friede werden. Und in ihm hob ein Klingen an, ein feines wunderliches Klingen.

Wenn er sie so ansah, wie sie dasaß, die blonden Haare ein wenig kraus über die zierlichen Ohren geschoben, das reine Gesicht in glücklichem Vertrauen zu ihm erhoben — da ging es wie ein warmer Strom durch seine Seele. Er fühlte heimlich und freudig eine süße, verjüngte Friedenswelt. Hell, hell ward es in ihm.

Und er gewann Hildegard immer lieber.

Nicht im Sturm war sie zu ihm gekommen — im leisen, sanften Wehen. Wie ein Vogellied in der Morgenfrühe. Wie eine fröhliche Zuversicht, wie ein helläugiger guter Geist.

Es war an einem Vormittag, da wanderten die beiden landeinwärts. Durch Felder, zwischen Getreidebreiten und Kartoffeläckern suchten sie ihren Weg. Sie hielten sich bei den Händen wie Kinder und wollten voneinander nicht lassen. Hildegard hatte einen Kranz von Kornblumen aufgesetzt; den Hut trug sie in der Hand. Mit fröhlichen Augen zwinkerte sie in den Sonnenschein hinein.

„Du, ich habe ja einen Brief von Nora in der Tasche," sagte Heinz.

„Was schreibt sie denn?"

„Ich hab' ihn noch nicht gelesen."

Sie sahen sich an und lachten.

„Also lies ihn jetzt!" befahl sie. „Ich will dir unterdessen auch einen Kranz flechten."

Heinz setzte sich an den Feldrain. In goldenen Wogen regte sich das Kornfeld hinter ihm. Leise summend ging Hildegard an dem Feld entlang und pflückte die schönen blauen Blüten. Ihr weißes Kleid leuchtete in der Sonne.

Endlich sah sie auf. „Nun, warum liest du nicht?"

„Ich dachte", sagte Heinz, „etwas ganz Dummes, — es ist aber doch charakteristisch. Mit dir möcht' ich mein Leben lang in Wald und Flur umherstreifen. Nora ist zu Meerfahrten geeignet. Mirjam paßt ins Eisenbahncoupé, Evchen ins Automobil, Malwa für die beduinenhafte Landreise mit dem Ochsengespann und Lulu, wenn sie ist, wie ich sie mir denke, gehört allenfalls in den Luftballon. Ist das nicht drollig?"

„Du hast noch jemanden vergessen."

„Wen denn?"

„Verena."

Heinz sah sie grübelnd an. Dann lachte er. „Die gehört überall hin," sagte er vergnügt. „Mit der könnte man ebensogut eine Reise in den Mond machen wie in die Unterwelt."

„Was hab' ich immer gesagt? Wie sehr muß sie dir gleichen, Heini?"

„Meinst du? Ja ja — du hast nicht unrecht. Aber," fuhr er angeregt fort, „da fällt mir noch etwas ein: Mit dir, Hildchen, fliegt man direkt in den Himmel, mit Lulu bloß in die Wolken — —, mit Evchen reist man nach Paris, mit Mirjam an die Riviera, mit Nora über die Nordsee, mit Malwa in die Steppe und mit

Verena . . ." Hier stockte er und sah Hildegard hilflos an.

Sie lachte hell auf.

„Du machst mich immer neugieriger auf deine Kusine. Wie schade, daß du kein Bild von ihr hast. Jetzt sollst du sie mir aber beschreiben."

Hildegard setzte sich mit ihren Blumen dicht neben Heinz und lehnte sich an seine Schulter. „Also: anfangen!" sagte sie munter. „Ist sie groß oder klein? Dunkel oder blond? Schlank oder füllig? Häßlich oder hübsch?"

„Halt, halt!" rief Heinz lachend. „Du fragst zu viel auf einmal. Verena ist schwer zu beschreiben," fuhr er langsam fort, „denn sie besteht aus Gegensätzen. Äußerlich ist nicht viel an ihr dran. Sie macht zuerst den Eindruck eines kleinen Mädchens, so dünn und mager und feingliedrig ist sie, aber wenn sie dasteht, wundert man sich, daß sie so groß ist. Sie hat ein blasses, bewegliches Gesicht. Auf den ersten Blick erscheint sie fast häßlich, obgleich die Züge rein und schwungvoll sind. Aber der Geist hat Anteil an ihrer Entwicklung gehabt, und so kann sie für den Augenblick schön sein. Eigentlich hat sie einen feinen französischen Typus. Ihre Haare sind dunkel, fast schwarz. Das Schönste sind ihre Augen. Unwahrscheinliche Augen, brunnentief und dunkelgrau wie ein Gewitterhimmel. In der Art, sie aufzuschlagen, liegt etwas Müdes und Hoheitsvolles, eine Art der bitteren Erfahrung, die im Widerspruch zu ihrer Jugend steht. Schön ist sie, wenn sie ihre Geige im Arm hält und spielt. Und sie spielt — herrlich!"

Hildegard hatte aufmerksam zugehört. „Heini," sagte sie mit ihrem feinen und herzlichen Lächeln, „diese Verena muß sehr gefährlich sein!"

„Nicht für mich!" rief er. „Gefährlich ist nur ihre Musik. Schon jetzt ist sie eine Künstlerin. Und dann, weißt du, ich glaube, daß Menschen, die so völlig in

ihrer Kunst aufgehen wie sie, im tiefsten Grunde nichts anderes brauchen als eine ungewisse Sehnsucht. Ihr ganzes Wesen drückt diese Art Sehnsucht aus."

„Ich habe immer gemeint, daß sie dich lieb hat."

„Ja, wie einen Freund. Einer anderen Liebe ist sie wohl kaum fähig. Sie ist noch kein Weib, Hildegard. Vielleicht ein Genie — und das Genie ist geschlechtslos."

„Aber wenn sie ein Weib wird . . .?"

„Wenn . . . wenn . . .! Dann wird sie ein großes Weib! Aber sie hat zuviel Stolz und Selbstbewußtsein, um sich dort, wo man sie nicht sucht, hinzugeben. Das ist eine Alles-oder-nichts-Natur."

„Ach, Heini," meinte Hildegard, „immer wieder muß ich's sagen, ich komme mir so winzig und unbedeutend neben den seltsamen Wesen vor, die du kennst und die dir nahe stehen."

„Aber Liebling!" Er sah sie an. Mit einem tiefinnersten, ruhigen Glücksgefühl. Er spürte die Wärme ihres Körpers und atmete den Duft ihres weichen Blondhaars. Sie saßen ganz still eng aneinander geschmiegt.

Nun begannen ihre Hände die Kornblumen zu ordnen. Flink wurde ein feines blaues Kränzlein fertig. Sie nahm Heinz den Strohhut ab und setzte ihm den Kranz auf das dunkle Haar.

„So! Jetzt bist du schön!" sagte sie und sah ihn innig an. „Ich liebe es so an dir, daß du keinen Bart trägst. Du bist überhaupt schön, auch ohne Kranz. Weißt du das? Der schönste Mensch bist du, den ich kenne. Du siehst aus wie ein griechisches Götterbild und noch viel schöner. Kein Wunder, daß dir die Mädchenherzen zufliegen!"

„Ach, Unsinn!" rief er. „Es wäre mir, weiß Gott, viel lieber, wenn ich was Rechtes wäre!"

„Ja, bist du denn nichts Rechtes?" fragte sie in höchstem Staunen.

„Mein Können ist Stückwerk. Mein Wollen träumt.

Eine lachende Arbeit ersehne ich mir, etwas Sonnen- oder Sturmgeborenes, das meine ganze Kraft verlangt. Noch aber ringe ich in der Dämmerung mit dem Worte und mit der Form.

„Aber was du schreibst, ist doch so hübsch, Heinz."

Er packte ihren Arm, fast zornig. „Hildegard, sag' das nie wieder! Hübsch? Hübsch ist Vernichtung. Weißt du, was das heißt: nach der Sonne langen und immer wieder ins Leere greifen? Tag für Tag zu warten auf das werdende Können? Tag für Tag zu hoffen und geduldig und langsam Stein an Stein herantragen zu dem Werke, das einmal kommen wird und kommen muß, und sei es auch aus Verzweiflung geboren?"

Nein, Hildegard wußte davon nichts. Sie sah ihn tief erschrocken und ratlos an.

„Und deine Villa?" fragte sie schüchtern.

„Ein Selbstbetrug!" erwiderte er hart. „Laß das, Liebes, wollen wir endlich Noras Brief lesen?"

Da war es wieder, das Einsame, das Dunkle in ihm, das ihr so fremd war. Hatte sie ihm nicht ihre ganze Seele geschenkt? Und sehnte er sich nicht nach etwas anderem weit über ihre Seele hinaus? Sie konnte ihm nicht geben, wonach ihn verlangte. Das ging über ihre Macht hinaus. Sie konnte ihn nur lieben und darnach ringen, ihn zu verstehen.

Heinz strich sich mit einer müden Miene über die Augen und öffnete den Brief. Sofort begann er ihn laut zu lesen.

„Petersburg, den 20. August 1895.

Lieber, alter Heinz!

Welche freudige Überraschung, nein, was sage ich, welche große, große, neugierige Freude hat mir Deine Anzeige gemacht! Sie kam mir so gänzlich unvermutet, wie ein unerwartetes Geschenk, und ich bin so recht

von Herzen dankbar, daß einer, der mir nahe steht, glücklich geworden ist. Nun aber kommst Du so leichten Kaufs nicht weg, lieber Freund. Ich erhoffe mir einen ausführlichen Brief von Dir, mindestens zwei Bogen, darin sollst Du mir von Deiner Braut erzählen.

Weißt Du, daß ich sie mir gar nicht vorstellen kann? Am liebsten hätte ich natürlich eine Photographie von ihr. Wenn ich an Dich denke, kommst Du mir vor wie das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. An Deinen Küsten sehe ich ebensowohl seltsame tropische Gewächse stehen, wie einheimische Birken und Kiefern. Du weißt, was ich damit sagen will. Vorläufig sage ich aber nichts mehr, ich drücke Dir nur immer und immer wieder die Hände, ich freue mich mit Dir und bitte Deine Braut, einer unverbitterten, alten Jungfer auch einen kleinen Winkel in ihrem Herzen zu gönnen.

Apropos, ich unterstreiche das Wort ‚unverbittert'. Und da möchte ich Deiner jungen Braut gleich ein Geständnis machen dürfen. Ja, mein verehrtes, liebes Fräulein, Ihrem Heinz habe ich es zu danken, daß seine alte Freundin noch rechtzeitig zur Räson gekommen ist und sich einen Rest Gemütsfreudigkeit hat bewahren können. Ich setze voraus, daß Sie meinen Brief mit ihm zusammen lesen, ebenso, daß Sie die Verhältnisse kennen, die mein Leben gestaltet und umgestaltet haben.

Also, um es kurz zu machen, ich bin Deinem klugen Rate gefolgt, lieber, alter Heinz. In welcher verzweifelten Stimmung, mit welcher Überwindung, das gehört nicht zur Sache. Ich will nur vom Erfolg reden. Der Erfolg aber war mir im höchsten Grade überraschend und unwahrscheinlich. Noch nie habe ich an der Wirklichkeit eines Erlebnisses nachträglich so stark zweifeln müssen. Das wirkliche Leben erschien mir wie ein Traum, aus dem ich immer wieder befürchtete aufgeschreckt zu werden. Und nun höre: Ich ging an einem Sonntage zu den Schwestern, ich fand sie beide zu Hause und bat von der Älteren eine Viertelstunde

Unterredung unter vier Augen mit Olga, der Jüngeren aus.

Olga lag apathisch auf einer Chaiselongue hingestreckt, in einem Morgenkleide. Ich muß mit einer wahren Armsündermiene bei ihr eingetreten sein, denn sie ließ ihre großen blauen Augen eine Weile auf mir ruhen und fragte dann nicht ohne Teilnahme: ‚Fehlt Ihnen etwas, Schwester?‘

Als ich mein Anliegen unter Herzklopfen, aber wie ich glaube, mit großer Energie vorgebracht hatte, lächelte sie eigentümlich, reichte mir die Hand und sprach: ‚Ihren Wunsch will ich Ihnen ganz gewiß erfüllen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf.‘

Eines so leichten Sieges war ich nicht gewärtig gewesen, wie Du wohl denken wirst. Ich stotterte etwas hervor, das wohl nicht viel Sinn enthalten haben mag, da sagte sie weich: ‚Wie sehr müssen Sie meinen Verlobten lieben!‘

Nun, es durfte für mich keine Schande sein, dies einzugestehen. Obschon es mir nicht ganz leicht fiel, habe ich meine arme unerwiderte Liebe ruhig und einfach zugegeben.

Da stand sie auf, legte mir beide Hände auf die Schultern und sah mich mit einem ernsten, holden Lächeln an. ‚Ihre Liebe ehrt meinen Verlobten, Schwester Nora,‘ sagte sie einfach.

Da, Heinz, stieg zum ersten Male ein weites, warmes Gefühl für Olga in mir auf. Ich wußte: sie ist seiner nicht unwert, und mit einem stillen Frieden in mir bin ich heimgegangen.

Seitdem bin ich glücklich. Ich bedauere nichts, ich will nichts in meinem Leben ungeschehen oder rückgängig gemacht haben. Ich darf meinem Berufe mit inniger Freude nachgehen, und das Leben für andere scheint mir das Rechte für mich zu sein. Dir aber sage ich noch einmal von Herzen Dank, denn Du warst es,

der mir auf den rechten Weg geholfen hat. Gott segne Dich und Deine Braut.

In treuer schwesterlicher Liebe

Deine

Nora."

Heinz war zu Ende. Mit verhaltenem Atem hatte Hildegard zugehört.

„O Heinz —," sagte sie, „wie ist diese Nora groß! Wenn ich aber nicht ganz so bin, wie du mich haben möchtest, so lehre mich so werden!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Draußen wehte der Winterwind. In dem traulichen Stübchen flackerte das Ofenfeuer. Die helle Lampe umschloß den Schreibtisch und den jungen Mann davor mit ihrem freundlichen Lichtkreis, um den sich das warme Dunkel zärtlich ausbreitete.

Heinz stützte den Kopf in die Hand und sann. Sein Blick ruhte bewundernd auf einer dunkelroten, einsamen Rose im geschliffenen Kelchglas. Hildegard hatte sie ihm heute früh gebracht. „Zum fünfjährigen Hochzeitstage!"

Schon fünf Jahre!

Jedes Jahr pflegte sie ihm an diesem Tage eine dunkelrote Rose zu schenken. Selbst war sie mittlerweile eine blasse, weiße Blume geworden. Ein Herzleiden und dann ... das Bübchen, das sie hatten begraben müssen, ehe es seine Äuglein zum Licht aufgeschlagen hatte. Solche zugedrückte Kinderaugen machen blasse Blumen aus jungen liebenden Frauen, jawohl.

Hildegard hatte nicht geklagt. Es war keine dumpfe tränenlose Trauer bei ihr gewesen, als das Kindchen starb, auch dann nicht, als der Arzt ihr die Gefahr einer neuen Geburt nachdrücklich vor Augen geführt

hatte. Unter Tränen hatte sie Heinz angelächelt und gesagt: „Das wäre vielleicht zuviel Glück für mich gewesen, aber um deinetwillen tut mir's so weh. So sollst du denn keinen kleinen Sohn haben!"

Heinz hatte sie zu trösten gesucht. „Jetzt bist du ja mein Kind, Liebling, und mein geliebtes Krankes!"

Und inniger, zarter und keuscher war seine Liebe zu ihr geworden, voll einer feinen Ritterlichkeit. Eine andächtige, zärtliche Liebe war es, eine spielende, stille Liebe ohne Leidenschaft.

Ihr suchendes, wehmütiges Lächeln in den treuen Augen tat ihm weh. Das feine Gefühl der Einsamkeit sprach daraus. Hätte sie ihr Büblein noch gehabt, was hätte ihr zu ihrem Glücke gefehlt? Heinz aber sprach von seinem Werke als von seinem und ihrem Kinde, und das verstand sie nicht. Wie konnten Worte, Gedanken und selbst lebendigste Ideen den zappelnden, rosigen Gliedern eines Kindchens verglichen werden? Ach, er war ja ein Mann, er wußte es nicht besser.

Und so trat sie denn selbstlos wie immer zurück vor seinem werdenden Werke.

Es war ein Drama. Mit Leidenschaft arbeitete Heinz daran. Einen Mann mit großen Zielen hatte er zwischen zwei Frauen gestellt. Ein Weib, das in seiner seelischen Lieblichkeit Hildegard glich, war die Gattin seines Helden, die andere ein rätselhaftes, dunkles Wesen. Und nun begann eine qualvolle Liebe zu der anderen, dunklen in diesem Manne zu wüten, ohne daß er seiner Frau vergessen konnte. Heinz machte alle Phasen dieser entglimmenden, ausbrechenden, gewaltigen Leidenschaft mit durch, aber als die verräterische Tat geschehen sollte, — da konnte er nicht weiter. Hundertmal hatte er die Schwelle zur Tat in Gedanken überschritten, die Worte aber blieben aus, oder sie trugen nicht die fortreißende überzeugende Kraft in sich. Er verwarf seine Arbeit. Sie war eine Fehlgeburt, und nun schrieb er an einem Roman. An eine Verwertung seiner Werke

dachte er zuvörderst nicht. Er fühlte nur den drängenden künstlerischen Trieb, etwas zu schaffen, was ihn tiefer befriedigte als seine Tätigkeit als Architekt.

Und Hildegard sah seinem rastlosen Mühen mit einem liebevollen Lächeln zu. Sie darbte nach ihm in den Stunden, die er seiner Arbeit schenkte. Ihr war das alles nur ein willkürliches, unwirkliches Spiel. Sie erschrak manchmal vor der Leidenschaft seiner Bilder, sie wußte nicht, daß man der Sünde fähig sein, daß man wenigstens in Gedanken gesündigt haben müsse, um Sünde und Schuld wahr zu schildern. Halb noch im Bann seiner düsteren Glut schloß sie die Augen, wenn er ihr aus seinem Werke vorlas, und öffnete sie wieder mit einem herzlichen und liebevollen Lächeln und den Worten: „Aber Gott sei Dank, das ist ja alles doch nicht wahr!"

Wenn er dann sagte: „Es ist wahr, Hildegard, denn es ist ja alles erlebt," so schüttelte sie ungläubig den blonden Kopf. Sie wußte es ja besser: ihr Heini hatte sie lieb, nur sie allein.

So geschah es, daß Heinz neben dem friedlichen, innigen Leben seiner häuslichen kleinen Welt sich noch eine zweite festliche Traumwelt schuf, voll prächtig dunkler Leidenschaften, voll Linienmelodie und Farbenrhythmus. Dahinein versetzte er Gestalten von großartiger Geschlossenheit oder schmerzlicher Spaltung. Ihnen gab er einen unendlichen Lebenswillen oder einen weltlichen Lebensdrang, Verzweiflung oder Schönheit, klare Einheitlichkeit oder zwiespältige, unruhige Begabungen, je nach den ihnen innewohnenden Gesetzen. Und in ihnen erlebte er die Übergänge vom Himmelhochjauchzen bis zur Todestraurigkeit.

Die ganze Welt gehörte ihm. Sein war Hildegard mit ihrem Denken, Fühlen und Lieben, sein war das Leben der vielen, die er gestaltete, trug und richtete, sein war ein reiches Eigenleben, das auf sonnigen Pfaden wandelte und dennoch schwarze Gewitterstürme

in sich barg. Sein war das zarte Zeichen der nimmermüden blühenden Liebe, die dunkelrote Rose, die Hildegard ihm heute früh geschenkt.

Und wieder vertiefte er sich in ihre Betrachtung.

Wie schön war sie! Um den schwarzroten, geheimnisvollen Kelch schlossen sich in harmonischer Fülle und Regelmäßigkeit die Blütenblätter. Er selbst versank in diesen glühenden Kelch, ein taumelndes, trunkenes, winziges Insekt. Ein Labyrinth, eine duftende Welt, eine üppige Endlosigkeit ist ihm die Rose geworden. Schmiegen und sich winden und schlüpfen und wandern muß er mühsam durch diese glühende Pracht. Klein, ganz klein ist er geworden . . .

Da tat sich die Tür auf, und Hildegard hielt zwei Briefe frohlockend in der Hand.

„Von deinem Mütterchen, Heini, und der andere aus Petersburg, aber es ist nicht Noras Handschrift! Ach, da sitzt er noch vor meiner Rose! Ist sie nicht wunderschön?"

„Ja, Hildegard — wunderschön!" sprach Heinz, als erwachte er aus einem tiefen Traum.

Sie trat zu ihm und küßte ihn leicht auf die Stirn. „Schon die fünfte, Heini — wie viele werde ich dir wohl noch schenken dürfen?"

In ihren Augen war ein träumendes, fernes Sinnen.

„Solange ich lebe, Hildchen, und würde ich hundert Jahre alt, werde ich wissen, daß du mir an diesem Tage die rote Rose zugedacht hättest."

„Ja!" rief sie freudig, „ja, Heini — auch wenn ich selbst . . ." sie sprach das Wort nicht aus.

Er küßte ihre Hände. „Du meine helle Morgenseele . . ." dann schob er sie ein wenig von sich. „Wie lieb von dir, heute dein weißes Kleid anzuziehen! In Weiß bist du mir am liebsten."

„Das weiß ich ja, darum tat ich's!" sagte sie mit frohem Lächeln. „Aber nun lies doch deine Briefe, ich bin schrecklich neugierig. Was schreibt deine Mutter?"

Er erbrach den Brief und begann zu lesen. Hildegard hatte sich auf den Sesselarm seines Lutherstuhles gekauert und schmiegte sich dicht an ihn.

„Darf ich mit hineingucken?"

„Natürlich, Kind."

Es war ein echter mütterlicher Brief. Frau Stürmer lebte noch immer bei ihrem verwitweten Bruder. Mit inniger Rührung gedachte sie des frohen Zusammenseins im Sommer mit Heinz und Hildegard, und sie schmiedete schon neue Pläne, ein Wiedersehen zu ermöglichen.

„An Eurem Hochzeitstage, Ihr meine beiden Liebsten, bin ich in Gedanken bei Euch den ganzen Tag," schrieb sie. „Gott segne Euer reines, reiches Glück!"

„Heinz," flüsterte Hildegard, „Die Mama tut mir so bitter leid. Ob sie sich wohl zuweilen nach deinem Vater sehnt?" Ihre blauen Augen standen voller Tränen.

„Er hat es nicht um sie verdient, Hildchen."

„Ach was, verdienen, Heini! Niemand verdient sein Glück. Das ist alles nur Geschenk und Gnade!"

„Das Geschenk hat er eben verspielt."

„Der Arme!" meinte Hildegard weich. „Ich kann ihm nicht ganz böse sein. Es ist doch dein Vater."

„Du bist ja so besonders milde, Hildchen," sagte Heinz, erstaunt lächelnd. „Wo ist denn heute dein rächendes Schwert? Sonst höre ich ja von dir immer die Worte Schuld und Sünde."

Sie schlang die Arme um seinen Hals. Mit ernsthafter Selbstironie sagte sie: „Das macht vielleicht das nahende Alter, Heini, ich bin ja schon bald sechsundzwanzig, und dann weißt du, die Schuldigen sind doch immer zu bedauern. Man nennt sie ja nicht umsonst ‚Arme Sünder'."

„Ja, da hast du freilich großartig recht. Aber sieh mal, bei mir macht sich das Alter auf diese Weise noch nicht geltend, und ich bin doch volle sieben Jahr älter

als du. Wenn ich meinen Vater auch zum Teil verstehe, so —"

Sie hielt ihm die Hand vor den Mund. „So darfst du ihn doch nicht richten, Heini."

„Was darf ich denn?" fragte er lächelnd.

„Ihn lieber haben als zuvor, — weil er ein armer Sünder ist."

Er drückte sie gerührt an sich. „Nun aber zum zweiten Brief!" Gemächlich schnitt er den Umschlag auf. „Von Verena," sagte er verwundert, „und kurz gefaßt."

„Lieber Freund Heinz," las er vor.

„In der nächsten Woche gedenke ich meine erste Konzert-Tournee in den baltischen Provinzen zu unternehmen. Mit Riga fange ich an. Dann geht's weiter nach Mitau, Libau und Reval. Von dort gehe ich nach Petersburg zurück und habe mit meinem Impresario einen Kontrakt für Deutschland abgeschlossen. Berlin, Hamburg, Dresden, Frankfurt und München. Die Frage ist, ob Du und Deine Frau mich auf vier Tage bei Euch aufnehmen wollt. Ich bitte um telegraphische Antwort. In Treue

Deine Kusine Verena.

Petersburg, den 2. Februar 1900."

„Das ist aber reizend!" rief Hildegard erfreut. „So lerne ich endlich das zweite blaue Wunder deiner Familie kennen!"

„Verena ist unbestritten das erste und einzige Wunder unserer unberühmten Familie, aber ob ihr zueinander stimmt, das ist die Frage."

„Du bist ja heute sonderbar abwägend und pedantisch, Heinz. So kenn' ich dich gar nicht."

„Ich möchte dich keinem Mißton aussetzen, Kind."

Sie lachte hell auf. „Wenn ich sie lieb habe, — was kann's denn für Mißtöne geben? Und ich will ihr ganz gründlich gut sein, das habe ich mir schon lange vorgenommen. Es wird mir gar nicht schwer

werden, denn ich bin ja auch stolz auf unsere berühmte Kusine."

„Liebling, du!" sagte er zärtlich.

„Also hör' einmal: ich will ihr unser Eckzimmerchen einrichten mit den Polstermöbeln. Und meinen Nähtisch und den kleinen Sekretär stelle ich ihr hinein, dazu die Topfpflanzen, die Araukarien und das Zittergras und die zwei Rhododendren . . . und dann müssen wir ihr durchaus einen Lorbeerkranz über die Tür hängen."

„Schenk' ihr lieber Rosen, Hildchen."

„Ja, das ist wahr. Aber keine dunkelroten, die sind nur für dich. Ich will ihr Lafranceросen besorgen, sie ist ja noch so jung, und vielleicht bekomme ich schon einen Busch Riviera-Veilchen, was meinst du?"

Er nickte, und Hildegard eilte voll geschäftiger Freude aus dem Zimmer. Gerührt blickte ihr Heinz nach. Ihm war wunderlich zumute. Eine gelassene freudige Ruhe war in ihm und ein linder Friede. Feierte er nicht alle Tage seelisch einen Hochzeitstag? War das nicht zuviel Güte, zuviel Liebe . . .? Zuviel . . . zuviel . . .

Und wieder starrte er in den dunklen, geheimnisvollen Kelch der Rose.

Drei Tage später trat Verena unvermutet zu Heinz und Hildegard herein, als sie beim Frühstück saßen. „Da bin ich!" sagte sie lächelnd. „Du solltest mir nicht auf die Bahn entgegenkommen, Heinz, deshalb habe ich den Nachtzug genommen."

Sehr ruhig, sehr blaß stand sie da in einem einfachen Reisekostüm. Heiter und melancholisch zugleich blickte sie aus ihren wundervollen, grauen Augen bald auf Heinz, bald auf Hildegard.

„Liebe Verena!" Heinz ergriff sie bei den Schultern und wollte sie auf den Mund küssen. Mit geschmeidiger, ernster Anmut reichte sie ihm die Wange. Als Hildegard ihr liebevoll schüchtern die Hände entgegenstreckte, zog sie sie an sich und küßte sie herzlich.

„Wollt ihr mich auch haben? Störe ich nicht?"

„Welche Frage, Verena!" rief Hildegard. „Schon seit zwei Tagen wartet dein Zimmer auf dich. Ich habe mich ganz unbändig gefreut!"

„Wie gut von dir!"

„Ja, ja, du sollst Hildegard nur kennen lernen," sagte Heinz heiter, „sie ist die verkörperte Seele."

Mit einem leisen Lächeln sah Verena Hildegard tief in die Augen und nickte. Dann wandte sie sich an Heinz. „Und du?" fragte sie — „dir geht's gut? Was arbeitest du jetzt?"

„Ach, er schreibt!" fiel Hildegard ein. „Er baut Villen und Magazine, und zur Erholung sitzt er die Nächte auf und schreibt. Ein Nimmersatt ist er."

„Was schreibst du denn, Heinz?"

„Allerhand unnützes Zeug. Ich komme immer nur bis zur Hälfte. Ein halbes Drama, einen halben Roman, Novellen, Skizzen, allerhand Bagatellen."

„Die aber sind ganz?"

„Ja, die sind ganz. Die Konflikte gingen mir nicht über den Kopf wie bei den großen Sachen."

„Oder nicht übers Herz!" sagte Verena mit feinem Lächeln.

„Ja, wahrhaftig, du hast recht, Verenchen."

Sie sah ihn gedankenvoll an. „Sucht er immer so geschickt seine Vorzüge zu verbergen, Hildegard?"

Die junge Frau verstand nicht gleich. „Er ist ein Tausendsassa!" sagte sie stolz. „Er spielt mit Menschengeschicken wie mit Seifenblasen, und wenn er jemanden umgebracht hat, dann ist er selbst am traurigsten."

„Das heißt leben!" sprach Verena mit einem befreienden Seufzer. Ihre machtvollen Augen leuchteten wie dunkle Rätsel. Sie war in diesem Augenblick schön.

„Aber Kinder, wir wollen doch nicht hier vor der Tür stehenbleiben und unsere Innerlichkeiten hervorkehren wie Schlafrockfutter," rief Heinz lachend. „Ich

freue mich, dich wiederzusehen, Verena. Das sollen jetzt schöne Tage werden!"

Hildegard führte Verena im Triumph auf ihr Zimmer. „Wie gut, daß ich dich nun kennen lerne!" sagte sie innig. „Ich habe ja viel von dir gehört, auch manchmal gelesen. Möchtest du nicht etwas genießen? Deine Sachen hast du wohl im Vorzimmer stehen lassen. Darf ich dir beim Auspacken helfen?"

Verena setzte sich einen Augenblick in einen der Polstersessel. Sie fühlte eine zitternde Schwäche in den Knien. In ihrer Feinheit und Ruhe hatte sie etwas Leuchtendes. „Ich danke dir, liebe Hildegard. Wie wunderhübsch ist es hier! Aber ich möchte eine Weile allein sein und mich ausruhen dürfen. In einer Stunde bin ich bei euch. Heinz hat wohl zu tun?"

„Heut nachmittag ist er frei, und für die Tage deines Hierseins hat er sich so eingerichtet, daß wir möglichst viel von dir haben."

Am Abend saß man gemütlich beisammen bei Heinz in seiner Arbeitsstube.

Seine eigentümliche Gabe, jeden Menschen mit dem richtigen Griff anzufassen und zu behandeln, bewährte sich aufs neue. Verena war aufrichtig, natürlich, gut gelaunt und liebevoll. Hildegards blasses Gesicht rötete sich vor Freude. Daß es so einfach sei, mit einem Genie zu verkehren, hatte sie nicht gedacht.

„Jetzt mußt du aber anfangen zu erzählen, Verena," sagte Heinz. „Was hast du in all den Jahren außer deiner Kunst erlebt und getrieben?"

Verena lehnte sich gemächlich in ihren Sessel zurück. Ihr Blick betaute sich.

„Außer meiner Kunst . . . wenig genug, Heinz. Ich hatte zwei Bewerber. Seltsamerweise kennst du sie alle beide. Mit dem einen habe ich mich angefreundet, der andere bekam seinen Korb ohne mildernde Umstände. Es war Bob Courtenay."

„Bob Courtenay? Wie, ist denn der jetzt auch in Petersburg?"

„Nur zeitweilig. Seine Familie lebt ja dort."

„Hm, so. Und der erste?"

„Dein Freund. Rodion Scheffzoff."

„Rodion! Das ist ein lieber Mensch. Ja, nach Gründen läßt sich da wohl nicht fragen?"

„Warum nicht?" sagte Verena gelassen. „Ich bin ihm recht gut, aber ich liebe ihn nicht. Als ich ihn zuletzt sah, war er vor Freude wie berauscht. Du kennst doch das traurige Schicksal seiner Schwester Sonja? Nun, sie ist aus der Haft entlassen und hat sich mit ihrem Verlobten verheiratet. Freilich, in Sibirien müssen sie bleiben. Aber die alte Frau Scheffzoff ist auf längere Zeit zu der Tochter gezogen, und darüber war Rodion glückselig. Er ist ein ganzer Mann."

„Er versprach es zu werden," murmelte Heinz versonnen und grübelte einen Augenblick nach.

Verena sah ihn mit einem liebevollen, ironischen Lächeln an. „Ich werde überhaupt nicht heiraten," sagte sie freundlich. „Denn eigentlich bin ich schon verheiratet — mit meiner Kunst."

Hildegard seufzte mitleidig, wollte etwas sagen und schwieg.

„Wir Künstler", fuhr Verena in leisem, träumerischem Ton fort, „dürfen nur eine einzige glückliche Liebe haben. Ich will nicht leugnen, daß das hart ist, aber das läßt sich nicht ändern. Eine andere Liebe als die zu unserer Kunst würde uns erschöpfen und unfähig machen. Wir sind zu sensitiv, zu leidenschaftlich. Da heißt es beizeiten resignieren."

„Willst du uns nicht etwas spielen, Verena?" bat Heinz.

Verena sandte ihm einen Blick zu, in dem etwas Heißes glomm, das jedoch gleich wieder erlosch.

„Nein, heute nicht," sagte sie leise. „Ihr hört mich ja morgen abend. Aber dich wollt' ich bitten, mir irgend-

eine Kleinigkeit von dir vorzulesen, gleichviel was. Etwas ganz Kurzes am liebsten."

Heinz zog seine Schreibtischschublade auf. „Ja, Kind, gerne," sagte er, „aber ich habe da wirklich nichts Gescheites, und es ist mir so seltsam, zu lesen, wovon ich selbst nicht weiß, ob's Wert hat."

Er kramte eine Weile unter losen Blättern, zog eins hervor, schob es wieder unter die übrigen . . .

„Das allenfalls," sagte er, „ein winziges Stimmungsbildchen."

Er schrob die Lampe etwas höher, rückte seinen Sessel so, daß niemand ihm ins Gesicht sehen konnte, und begann zu lesen:

„Leid.

Sie, die seine Seele liebte, war tot.

Mit ihr hatte er alles verloren, was seinem Leben Licht und Farbe, Glanz und Inhalt, Zweck und Ziel verlieh. Er fühlte sich völlig vereinsamt und unnütz auf der Welt und konnte sich in ihr nicht mehr zurechtfinden. So reiste er, weil er es nicht aushielt auf einem Fleck, weil die Unruhe der Verzweiflung ihn verfolgte. Er reiste auch jetzt, ruhelos, rastlos. Still brütete er vor sich hin, und seine müde Hand liebkoste ein ledernes Zigarettenetui, das sie ihm geschenkt hatte.

Da fiel sein Blick auf ein Zeug, dunkelblau mit weißen Punkten gemustert. Er fuhr auf. Seine Blicke bohrten sich in das unscheinbare Gewand.

‚Wo — wo haben Sie das her?' stotterte er verwirrt.

Erschreckt sah ihn sein Gegenüber an — es war eine ältliche stattliche Dame.

‚Ja — was meinen Sie eigentlich — was wollen Sie von mir?'

‚Das Zeug — — wo haben Sie dieses Zeug gekauft?'

‚Eine merkwürdige Frage!' meinte sie scharf. ‚Was geht denn Sie das an? Sind Sie etwa — Handlungsreisender?'

Er sah sie verständnislos an, und ein so bitterer Schmerz zuckte um seine Lippen, daß die Frau erschrak.

‚Als meine Frau ertrank' — murmelte er halb wider Willen, ‚hatte sie dasselbe Zeug an wie Sie jetzt — dunkelblau mit kleinen weißen Punkten. Wir waren zu Boot gefahren . . . es schlug um, mich rettete man, und sie, — sie ertrank! Als man die Leiche hervorzog aus dem Wasser, da hatte sich das schöne blonde Haar gelöst und hing herab auf das dunkle Kleid — es sah beinahe schwarz aus in der Nässe, ja ganz schwarz . . . und doch ist es blau mit kleinen weißen Punkten . . . blau, und mit kleinen weißen Punkten . . .'

Und abwesend starrten seine Augen ins Leere." —

Verena saß wie versteinert. Unter dem Zuhören war ihr ausdrucksvolles Gesicht ganz weiß geworden. Hildegard wurde abwechselnd rot und bleich; ihre Hände begannen zu zittern und sich unruhig umeinanderzuschlingen. Sie fühlte ihr Herz im Halse.

„Das kannte ich ja noch gar nicht . . ." flüsterte sie.

Schweigen.

„Noch etwas!" sagte Verena kurz und fast befehlend.

Heinz sah sie mit einem eigentümlichen Blick an. Härte und Weichheit, Rührung und Gewalt, dazu eine grausame, unerbittliche Klarheit lag in diesem Blick.

Verena hielt ihn ruhig aus. Wenn ich dich liebe, was geht's dich an? schienen ihre stolzen strahlenden Augen zu sagen. Ich werde dir nicht zu nahe kommen.

Und Heinz las:

„Eine verlassene Stadt.

Südsommersonne glüht, sengt, brütet über dem Felsennest.

Wie ein steinerner Adlerhorst thront es majestätisch auf einsamer Felsenkuppe. Ringsumher jähe Abgründe, schroffe Tiefen und, so weit das staunende Auge reicht, — hehre Ruhe und verzauberte, feierliche, felsumtürmte Einsamkeit.

Unwegsame Pfade, unter überhängenden Felsblöcken, an grausigen Abgründen vorbei — führen durch ein einziges Felstor in die verlassene Stadt. Von hoher Zinne konnte vormals der Torwart das verdächtige Nahen eines Feindes meilenweit überblicken. Heute gähnt das Tor jedem Fremdling wehrlos entgegen und ladet freundlich zum Eintritt.

Ein Gewirr von winkligen Gäßchen, ein unruhiges Durcheinander von niederen steinernen Häusern, deren offene Türen und Fenster wie erloschene Augenhöhlen fragend ins Weite starren.

Ausgetretene, ausgehöhlte Rinnen laufen an den niedrigen Häusern entlang — wie viele Tausende von Füßen mögen während vieler Jahrhunderte hier geschäftig dahingeschritten sein, um ihre Spuren dem Gestein so unauslöschlich einzuprägen! Wie viele Tausende von Herzen haben hier geseufzt, geweint, frohlockt und gehofft! Ehemals. Heute feierliche, steinerne Ruhe, wunschlose, tote, grauenvolle Einsamkeit!

An Straßenecken, auf größeren Plätzen ragen steinerne Tröge und geschweifte Zisternen empor, um das Wasser für die ehemals lebende Stadt zu sammeln. Heute treiben schillernd grüne Lazerten, die einzigen Lebewesen der toten Stadt, in den leeren Zisternen ihr huschendes Spiel.

Fragend schweift dein Blick in die Ferne ... eine übermächtige Traurigkeit greift dir mit klammernder Sehnsucht ans Herz: Vergänglichkeit! Wie bist du grausam, furchtbar und unerbittlich!

Und deine Seele schreit auf und windet sich in dunklem Weh ...

Du stehst an gähnenden Abgründen und blickst hinab in die schimmernde Tiefe. Hier hat einst eine tatarische Prinzessin ihr heißes Herz durch einen freiwilligen Sturz in den Schlund gekühlt. Den Geliebten hatte man ihr versagt — — —

Und die tote Stadt beginnt vor deinem inneren

Auge zu leben: Du siehst Gestalten wandeln, Männer und Frauen kommen und gehen, fröhliche Kinder spielen in den engen, sonnendurchglühten Gäßchen. Die schöne, verschleierte Prinzessin siehst du in lauer Sommermondnacht an derselben Stätte stehen, die dein Fuß jetzt betritt. Sie reckt verzweifelt die schlanken braunen Arme — und stürzt — stürzt hinab — ihr Schleier flattert um sie her wie Seraphsflügel . . . da liegt sie zerschmettert in der Tiefe. Vorbei. Vorüber.

Du starrst hinab — und es ist heller, sengender Tag, und ein Ochsengespann — winzig wie ein Ameisenpaar zieht langsam und schwerfällig in duftiger Tiefe einen Leiterwagen.

Du wendest dich um, und deine Augen weiten sich in stummem Entsetzen — ist die Vergangenheit leibhaftig auferstanden?

Eine ehrwürdige Gestalt in dunkler Kutte schreitet dir entgegen, schwermütige, dunkle, weise Augen schauen dir tief in die Seele, und eine zitternde Stimme beut dir einen uralten Gruß: ‚Friede sei mit dir!'

Auferstehen heute noch die Toten?

‚Ich bin Rabbiner', spricht der alte Mann, — ‚und der einzige Lebende in der toten Stadt. Die Vergangenheit hält mich hier gefangen. Wollt mein bescheidenes Heim betreten?'

Und du kehrst ein zu dem weisen, gelehrten Manne, und er teilt dir aus von seinen Schätzen. Du stehst auf dem leichtgebauten Altan seines Hauses, das sich vertrauensvoll halb über den Abgrund lehnt. Jeder Windhauch, jeder tastende Schritt macht den Altan erzittern, aber der Greis steht neben dir, und du fürchtest dich nicht, und ein süßer Friede strömt aus von seiner ehrwürdigen, vergessenen Gestalt, — strömt über in deine unruhige, suchende Seele.

Südsommersonne brütet über dem Felsennest. Und feierlicher Friede breitet seine Silberschwingen aus über der toten Stadt — und dir."

Heinz hatte geendet.

Langsam wie eine verschleierte, fremde Frau war blasse Stille in das Zimmer getreten und stand da, großäugig und wunderlich.

„Dafür will ich dir etwas spielen," sagte Verena tonlos.

Sie erhob sich leise und ging mit gleitenden Schritten zur Tür.

Als sie wiederkehrte, hielt sie ihre Geige im Arm. Hochaufgerichtet stand sie da.

Mit einem tiefen, celloähnlichen Ton begann die Geige zu singen.

Und sie sang und sagte Unaussprechliches . . .

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Nach Verenas Abreise war es Heinz, als sei eine leuchtende, von der Sonne durchschienene Wolke an dem ruhigen Horizont seines Glücks vorübergezogen. In seinem Innenleben war der Moment einer wachen Spannung eingetreten, die durch Verena zwar nicht ausgelöst worden war, die ihn jedoch für eine Weile zunächst in beschäftigte Untätigkeit versetzte. Niemals ist es einem Manne ganz gleichgültig, sich geliebt zu wissen, und die stolze, forderungslose Liebe Verenas, die sie weder zu äußern, noch zu verbergen strebte, hatte einen Zustand schweratmender Ruhe in ihm zurückgelassen.

Endlich begann er wieder fleißig an seinem Romane zu arbeiten. Unentwegt schaute seine Seele vorwärts; indem sie eine Welt hinter sich ließ, schaffte sie neue Welten vor sich, und — erfüllt von der Wirkung und Bedeutung kurzer, tiefeinschneidender Augenblicke, gewann sein Werk wie sein Leben jene tiefpersönliche, Wärme ausstrahlende Färbung, die einer bewegten, von geheimnisvollen Kräften getriebenen Innerlichkeit eigen ist.

Hildegard war die seelische Bewegung Verenas an dem Abende, da sie so wunderbar schön gespielt hatte, nicht entgangen. Sie ahnte mehr, als sie wußte. Mit der Unschuld eines edelgeborenen Kindes sah sie überall nur ihre eigene Welt oder setzte sie voraus. Sie konnte sich kaum in die Möglichkeit hineinfühlen, daß jemand begehren könne, was ihm nicht gehörte, und obwohl sie durch Heinz und seine Schriften komplizierte Naturen und ihre entgegenwirkenden Triebe und Leidenschaften kennen gelernt hatte, so waren sie ihr doch nicht ins Blut übergegangen und blieben ihrem eigenen Wesen fremd. Alle Tugenden erschienen ihr wie etwas Natürliches. Für sie war das Leben Harmonie, für Heinz war es Sehnsucht nach Harmonie.

Ihr Herzleiden, das mehr oder weniger quälend auftrat, verlangte Zeiten völliger Ruhe. Niemals äußerte sie eine Klage oder gab ein Zeichen von Ungeduld. Wie sie lieblich und harmonisch im Glück blieb, so war sie groß und rührend im Leiden. Alles war gut, so wie es kam. Wie ein Kind, das auf der blühenden Wiese des Lebens überall bunte leuchtende Blumen entdeckt, so fand sie überall Freude, und die Häßlichkeiten und das verschleierte Elend gequälter Seelen waren für sie Dinge, die sie nicht eigentlich berührten. So verstand sie die feine Kunst, auf der Erde nicht heimisch und dennoch froh zu sein. Das schmerzliche Glück der Sehnsucht aber war ihr fremd geblieben, denn ihr hatte das Leben nur Besitz und Erfüllung gebracht. Und ihr totes Kindchen, das sah sie ja einmal wieder.

Eines Tages, als Heinz von seinem Bauplatz zurückkehrte, lag Hildegard erschöpft auf der Chaiselongue und sah ihm mit strahlender Freude entgegen.

„Du, Heini!" rief sie, „heute habe ich eine großartige Überraschung für dich. Besuch war hier, leider konnte ich ihn nicht empfangen. Nun aber sollst du raten!"

Sie hielt mit einem freudigen Lächeln eine Visiten-

karte in der Hand und kehrte die Druckfläche listig nach unten.

„Wie geht's dir, Herz?" fragte Heinz besorgt und beugte sich über sie. „Du siehst blaß aus."

„Ein bißchen Herzschlagaussetzen — weiter nichts, nun setz' dich gemütlich zu mir her und streng' deinen lieben Schädel etwas an. Ich meine, es lohnt sich."

„Isis . . .?" rief Heinz mit plötzlich aufstrahlender Freude.

„Ach nein, Schatz," sagte Hildegard betrübt, „nun hast du dich unnütz gefreut, aber nicht umsonst, weder Isis noch Scheffzoff. Eine Dame war's."

„Vielleicht Nora?" riet Heinz wieder.

„Nein. Eine sehr elegante Dame, jemand, den du vor langer, langer Zeit gesehen hast."

„Mirjam . . . nein, Evchen — —"

„Auch nicht," sagte Hildegard blinzelnd und kniff ihre blauen Augen vergnügt zu. „Eine noch ältere Bekanntschaft . . . Unsere Emma sagt, sie habe ausgesehen wie eine Gräfin."

„Dann ist es sicher keine."

„Nun, wer weiß? Vielleicht hat Emma mit ihrem Scharfblick diesmal gar nicht so unrecht."

Heinz ward von einer seltsamen Ahnung durchblitzt. Persönliche und unpersönliche Empfindungen flossen in ihm zusammen. Aber er schwieg.

„Heini, du bist heute schrecklich unbegabt," sagte Hildegard spielerisch. „Kannst du denn gar nicht raten?"

„Ich weiß es schon," erwiderte er ruhig, „es war Lulu."

„Getroffen!" rief sie jubelnd. „Aber sag', freust du dich denn gar nicht deine Schulgefährtin wiederzusehen?"

„Ich weiß nicht," meinte Heinz. „Menschen sind gewöhnlich so ungeheuer verändert, wenn man sie wiedersieht, daß man nichts als Illusionen davon hat."

„Jedenfalls mußt du sie aufsuchen. Sie wohnt Hotel de Rome."

„Natürlich gehe ich hin, Hildchen." —

Um die Zeit des Fünfuhrtees ließ sich Architekt Heinrich Stürmer im Hotel de Rome bei der Komtesse Lulu Courtenay formell anmelden.

Er erhielt sofort den Bescheid, er sei sehr willkommen, die Gräfin empfange in ihrem Salon.

Auf sein Anklopfen ertönte ein ungeduldiges „Entrez!"

Er klinkte die Tür auf und sah sich in einer Flut von elektrischem Licht einem schillernden blaugrünen Etwas gegenüber mit geschmeidigen Bewegungen, mit braunem, lachendem Gesicht, braunen Armen, schwarzbewimperten, grüngrauen Augen mit ein wenig flackerndem Golde auf dem Grunde.

Einen Augenblick standen sich die Jugendgespielen gegenüber.

Heinz verbeugte sich tief.

Da ertönte ein perlendes Lachen.

„Die erste Barrikade also? Hopp — nehmen wir . . . wenn's weiter nichts ist. Heinz, Heinz, bist du denn ganz von Gott verlassen?"

Herzlich streckte sie ihm beide Hände entgegen.

Geblendet, verwirrt sah er ihr ins Antlitz. Ihn durchfuhr es wie ein elektrischer Schlag.

Ein süßes, kühnes Gesicht mit roten, geteilten Lippen, unter denen weiße, kleine Zähne schimmerten, hob sich ihm unbefangen entgegen.

Es war ein langer, sinnverwirrender Kuß.

Dann zogen ihn die kleinen, nervigen Hände zu einem Sessel und drückten ihn hinein.

Lulu glitt mit einer schlangenähnlichen Wendung in einen zweiten Sessel ihm gegenüber und sah ihn unverwandt an. Ihre blaugrüne, mit Schmelzen durchwobene Schleppe wand sich schillernd wie ein Eidechsenpanzer auf dem blutroten Teppich.

„Das wäre also die Begrüßung! Solche Dummheiten

mache ich nicht mehr. Andere. Wie geht's dir, Heinz? Weißt du auch, daß wir uns, seit wir ungefähr zwölf Jahre alt waren, nicht gesehen haben?"

„Seit wir Kinder waren!" wiederholte er tonlos. „Waren wir einmal Kinder, Lulu?"

„Ich sollte doch meinen. Als wir in der Arche Noah auf Rädern aus Jablonka abgondelten, warst du über zwölf und ich bin nur zwei Jahre jünger. Du bist inzwischen in den gesegneten Hafen der Ehe eingelaufen, und ich, — eine ledige Schulreiterin, die nichts Besseres gelernt hat," sie zuckte voll Selbstironie die feinen Achseln, — „bin darauf angewiesen, mir die Gunst des Publikums und das nötige Kleingeld mit Hilfe meines gräflichen Namens zu erreiten. Unter uns gesagt — auf beides pfeife ich!"

Heinz fühlte seine Lippen heiß werden. In seinem Blute fieberte ein köstlich erregendes Gefühl.

„Worauf pfeifst du denn nicht, Lulu?"

„Das war doch endlich ein vernünftiges Wort. Auf alles nicht, was mir einst lieb war, — also weder auf meine Kindheit, noch auf dich, Heinz."

Er verbeugte sich ein wenig in seinem Sessel. Seine Augen lachten und strahlten.

„So bin ich denn auch heute in mein Kinderland gekommen," plauderte sie anmutig weiter. „Ein wenig Freude aus alten Erinnerungen wollte ich mir holen, denn das Leben ist im großen und ganzen genommen ein ermüdendes Vergnügen. Der eine hat's hier, der andere dort besser, — aber der Rest an Bitternissen ist überall so ziemlich der gleiche. Übrigens, nach vier Wochen gedenken wir uns eine Masseninvasion nach Riga zu leisten. Unser Direktor ist ein wenig hauptstadtmüde und rechnet hier auf gefüllte Taschen."

„Du kommst also auf längere Zeit, Lulu?" Ein unverhohlener Jubel klang aus seiner Stimme.

„Ja, mein Freund, wenn du nichts dagegen hast. Aber lassen wir doch das Später. Den Augenblick wollen

wir genießen. Ich bringe dir auch ein ganzes Schock Grüße mit von meiner Schwester Olga und unserer gemeinschaftlichen Freundin Nora Seeberg. Durch sie hörte ich zuerst von dir. Bei ihr auch sah ich dein Bild."

„Olga ist glücklich verheiratet — nicht wahr?"

„Sehr glücklich. Ein sechsjähriges Bübchen und ein zweijähriges Töchterchen geben ihrem Phlegma die nötige Anregung. Der Junge besonders, er entschädigt sich für das eine Jahr, das er im Findelhause verbringen mußte, durch ein unbändiges Temperament. Der arme Kerl kam nämlich ein wenig zu früh und unaufgefordert auf unsere böse Welt."

„Der Doktor muß ein prachtvoller Mensch sein!" sagte Heinz nachdenklich.

„Nun ja, ich bin auch mit meinem Schwager ganz zufrieden," erwiderte Lulu nachlässig. „Ihn so mit seinem Jungen auf dem Schoße sitzen zu sehen, ist unterhaltend. Man schätzt bekanntlich den Besitz am höchsten ein, den man sich unter Schwierigkeiten errungen. Willst du wissen, wie gut Kirschen schmecken, so frage den Kirschendieb, nicht den Käufer."

„Du willst doch nicht sagen, daß dein Schwager . . ." Heinz stockte vor grenzenloser Überraschung.

Lulu lachte hell auf, schlug ein Bein über das andere und wippte mit dem Füßchen. „Gott, bist du noch jung!" sagte sie mitleidig. „Aber natürlich. Was denkst du denn sonst? Schwester Nora ist freilich der abenteuerlichen Meinung, das Siegfriedlein gehöre nur meiner Schwester allein, und das ist um so ergötzlicher, da der Junge meinem Schwager täglich ähnlicher wird. Nun, wir lassen ihr den Glauben. Glaube macht bekanntlich selig, und Liebe macht blind."

„Arme Nora!" murmelte Heinz mitleidig.

Lulu zuckte wieder die Achseln. „Es gibt Naturen, die betrogen werden wollen. Sie nähren sich von ihren Illusionen. Gib Nora heute die Wahrheit, und sie ist die tüchtigste Krankenschwester nicht mehr."

„Ich schätze sie denn doch höher ein!" sagte Heinz nachdrücklich. „Nora ist nicht ohne Größe, und ein solcher Mensch muß mit jeder Wahrheit fertig werden können."

Beide schwiegen nun. Lulu hob graziös die Arme und steckte eine Nadel fester in ihr dunkles Haar. Über ihre hochmütigen Lippen glitt ein seltsames Lächeln. mit verändertem, weichem Ton fragte sie plötzlich: „Bist du glücklich, Heinz?"

Er fuhr auf. „Ich habe eine wundergute, liebe Frau," sagte er warm.

Lulu zog die Augenbrauen empor. Eine freundliche ruhige Ironie lag in ihrem Blick.

Erzähle mir von ihr! Wie sieht sie aus?"

„Wie sie aussieht? Freundlich, ruhig, innig wie ein stiller, klarer See im Morgensonnenschein, wie ein Apfelbaum in seinem weißen Blütenkleide. So etwas ganz Liebes, Altmodisches, weißt du, das man nie müde wird, bei dem man sich wohl fühlt. Nur jetzt — ist sie herzleidend, und unser Kindchen haben wir verloren . . ."

„War es ein Knabe?" fragte Lulu mit einem jähen Aufblitzen ihrer sonderbaren Augen.

„Ja, ein Söhnchen!" erwiderte Heinz wehmütig, „und wir werden nie wieder Kinder haben, nein, nie wieder."

Lulu schaute zu Heinz hinüber. Auf ihrem beweglichen Gesicht malte sich ein wechselnder, vielfarbiger Ausdruck.

„Es mag gut sein, ein Kind zu haben," sagte sie verloren vor sich hin. „Dann weiß man eigentlich, wofür man gelebt hat. So — — es bleibt doch nur ein ziellos Hasten und Jagen."

„Warum hast du eigentlich nicht geheiratet, Lulu?" fragte Heinz plötzlich.

Sie lachte schrill auf. „Ich hab' niemanden gefunden, den ich zum Vater meines Kindes hätte machen

wollen. Das ist eine einfache und traurige Wahrheit. Ich kenne die Männer — zu gut. An Bewerbern hat es mir nicht gefehlt, trotzdem ich arm war wie ein ausrangierter Droschkengaul. Später — als die Mutter gestorben war und ich als Schulreiterin ein annehmbares Geschäft repräsentierte, haben sich mir auch nur Geschäftsleute und Roués zu nähern gesucht. Sie waren zwar Männer, aber keine Menschen, und ich habe nun einmal den Spleen, meinem Kinde einen Menschen zum Vater zu geben. Findest du das extravagant?"

„Nein!" sagte Heinz ruhig. Nur von selbst verständlich."

„Das freut mich!" erwiderte sie leise und eindringlich und sprach dann schnell weiter: „In die Ehe zu springen wie Katiuscha — — dazu fehlt es mir an der genügenden Dosis Leichtgläubigkeit und Bescheidenheit. Am vernünftigsten hat sich unsere Großfürstin Olga eingerichtet, aber man findet nicht immer einen Mann von Grundsätzen wie meinen Schwager. Übrigens wäre das nichts für mich. Ein bißchen zu schweres Kaliber. Auch hab' ich zu heißes Blut. Wäre Olga wie ich, sie säße nicht so sultaninnenmäßig in ihrem Heim und ließe sich anbeten. Je kälter heutzutage Frauen scheinen, desto sicherer erobern und erhalten sie sich den Mann. Übrigens habe ich, die Faulste und Unwissendste von den Geschwistern, jahrelang für meine jüngeren Schwestern sorgen müssen, zum Teil auch für die Brüder. Mutter hinterließ statt des Vermögens — Schulden."

Heinz hörte mit tiefer Anteilnahme zu. Ihm war wunderlich zumute. Er spürte ein schwüles Gefühl in der Herzgegend und lauschte in sich hinein. Saß da nicht etwas Starkes, Heißes, Berauschendes ihm gegenüber, eine von jenen neuen Frauen, eine von jenen Einsamen, die sich nicht wegwarfen und dennoch leidenschaftlich begehrten?

„Wie starb deine Mutter?" fragte er, um etwas zu sagen.

„Wie Menschen sterben, die ihr ganzes Leben in Nebendingen aufgehen lassen," erwiderte Lulu melancholisch. „Ihr letztes Wort an mich war: Tu was du willst, heirate oder heirate nicht, nur versprich mir eins: laß dir nie ein rosa Morgenkleid machen!' Doch lassen wir die alten, trüben Geschichten!" rief sie in plötzlich ausbrechender Heiterkeit, „tu mir den Gefallen und speise heute abend hier oben bei mir. Ich bin zwar für die Table d'hote gerüstet, kann aber diesen witzlosen Witz, dieses Massenessen, wo man sich gegenseitig in die Mäuler sieht, nicht ausstehen."

Heinz verbeugte sich. „Gern!" sagte er, „ich müßte nur zuvor meine Frau benachrichtigen."

„Gewiß. Dem steht nichts im Wege. Telephon und Laufjungen — alles zur Verfügung."

Eine Weile später blitzte und funkelte ein erlesenes Tafelgeschirr auf dem Tisch. Eine Flasche Heidsick stand in dem Kühler auf dem Kredenztischchen. In der Mitte der kleinen, festlich gedeckten Tafel duftete ein Strauß Marschall-Niel-Rosen.

Mit kriegerischem Blick und übermütigem Lächeln lud Lulu Heinz zum Speisen ein. Sie war wie umgewandelt. Alles glitzerte, flimmerte und sprühte an ihr.

„Ich habe dich noch gar nicht gefragt," sagte sie mit kecker Fröhlichkeit, „welche Berufseigenschaften und Anlagen du eventuell zu vererben hättest, denn daß du keine Nachkommen haben solltest, kann ich nicht glauben. Ein Herzleiden pflegt ja auch nicht unheilbar zu sein."

Heinz schüttelte den Kopf. „Das ist ausgeschlossen," sagte er. „Meine Frau ist auch sonst leidend. Aber eine Art Nachkommenschaft, freilich nur eine papierne, hoffe ich dennoch zu hinterlassen."

„So bist du Dichter?"

„Nur Schriftsteller. Das Aufbauen ist von jeher meine Freude gewesen, und Steine allein sind ein gar schwerfälliges Material. Aber wie man, um eine komplizierte Tätigkeit auszuüben, auch die gegenteilige Fähig-

keit in sich tragen muß, so bin ich auch ein bißchen Chemiker — auf seelischem Gebiete."

„Bravo!" rief Lulu strahlend. „Und, entschuldige eine Frage, die nicht indiskret sein soll — versteht dich deine Frau Gemahlin auf diesem Gebiete?"

„Hildegard ist stolz auf alles, was ich schaffe," sagte er ausweichend. „An eigentlichem künstlerischen Empfinden fehlt es ihr — aber was tut das?"

„Hm, ja so. Tut das nichts?" fragte Lulu mit scheinbarer Harmlosigkeit.

Unter den langen Wimpern sah sie ihn forschend an, während ihr schlanker, brauner Arm ihm einen Teller hinreichte. Wie ein Widerschein von Gold leuchtete es von der bräunlichen Haut.

Sie sieht aus wie eine Indierin, fuhr es Heinz durch den Sinn. Lebenglühend, in süßer Reife, und doch so verstandeskühl.

Ein elektrischer Funke durchzuckte ihn. Verloren sah er sie an. Ein Hinüber und Herüber von geheimen Wahrnehmungen und Mitteilungen, die mehr zu sagen hatten als Worte, die geheimnisvoll verbanden und trennten, wägten, fragten und riefen, zitterten durch die Blicke beider.

„Woran denkst du, Heinz?" fragte Lulu mit einem zarten Lächeln.

„Ich dachte — dich!"

Sie glühten beide vor Innigkeit.

„Weißt du, daß du für mich eine neue Spezies bist?" fragte sie unvermittelt.

„Wie meinst du das?"

Mit einem liebevollen Klang in der Stimme, der einen verlegenen Unterton von Ehrfurcht hatte, sagte sie feierlich:

„Du bist ein Mann und ein Mensch, Heinz."

Er beugte sich vor und sah ihr hungrig in die Augen, halb feindlich, halb berauscht. Sie kannte diesen Blick

aus Männeraugen; ihr Herz begann in wilden Schlägen zu hämmern.

Und während er in einer stillen Starre seiner Seele da saß, vollzog sich in ihr eine launenhafte Verwandlung.

„Erinnerst du dich noch," sagte sie leichthin, „wie du auf unserer Kindergesellschaft mit dem Stuhle dahertanztest? Damals hast du mir schon schrecklich imponiert, Heinz."

Er nickte.

„Ja, und dann war ich furchtbar eifersüchtig auf Malwa. Ich glaube, du liebtest uns beide."

„Ja, ich liebte euch beide!" wiederholte Heinz schwer. Und wie von einer übermächtigen Kraft getrieben, sprach er weiter: „Denn ich suchte. Ich suchte schon immer, solange ich denken kann. Alles, was schön, was leuchtend und lieblich war, riß ich in meinem nimmersatten Herzen an mich. In hundert Masken, in hundert Verkleidungen, unter dem Bilde des Verständnisses, der seelischen Verwandtschaft trat mir Liebe entgegen. Ich liebte, einen Tag um den anderen, liebte nimmermüde und rastlos, wurde von immer neuen Verkörperungen eines Gottesgedankens gefesselt und berauscht, ohne doch die alten vergessen zu können. Ich liebte wie ein Narr liebt, weniger die Persönlichkeit, die sich mir hingab, als meine eigene Liebe. In einem Du restlos aufzugehen, war meine Sehnsucht, mein Traum, mein Fieber. Der Einheitswahn hat mich mein Leben lang gehetzt und genarrt. Selbst das All, die Natur liebte ich mit diesem heißen Sehnen; zum Du ward mir der Baum, das Meer, die treibende Wolke, die glühende Sonne. Ich liebte über mich selbst hinaus und liebte mein Selbst in alle Dinge hinein, und immer und immer bin ich ein Dürstender geblieben!"

Lulu saß wie versteinert. Jetzt jauchzte sie, weinte sie laut auf. Lachen und Schluchzen war es zugleich.

„Die Einheit . . . gibt nur . . . ein Drittes . . . das Kind!" murmelte sie trunken.

Er sah sie an, als erwache er aus einem Traum. Sein Herz wogte ihr entgegen, ungeduldig, ungläubig, aber er hielt an sich.

„Oder ein Lebenswerk!"

„Unser tiefstes Lebenswerk bleibt das Kind."

Da deckte er die Hand über die Augen und weinte.

Sie schenkte den Schaumwein in seinen Becher und sprach:

„Dein Werk und — dein Kind — sie leben hoch!"

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Als Heinz am Abend heimkehrte, fand er Hildegard schon zu Bett. Wie eine weiße Blüte lag sie in den Kissen. Sie hatte Emersons Essays vor sich und las.

„Nun, Heini, war's schön?" fragte sie mit ihrem herzlichen Lächeln.

„Sie war berauschend, Hildegard, eigenartig, sprühend! Beim Wiedersehen haben wir uns geküßt."

„Du Schwärmer!" sagte sie innig und sah ihn an. „Heini, hast du mich lieb?"

„Sehr lieb!" Wie kannst du fragen?"

„Aber ich bin gar nicht berauschend."

„Du bist eben anders. Du bist mein liebes, liebes Kind und meine kleine Frau."

Bei seinen eigenen Worten durchfuhr es ihn wie ein Schlag. Ja, sein Kind war Hildegard — sein vertrauendes, gläubiges, hingebendes Kind. Aber dieses Kind hatte die Rechte und die Liebe eines Weibes, und er war mit diesem Kinde auf immer verbunden — in seelisch-leiblicher Gemeinschaft.

Er beugte sich zu ihr nieder und küßte sie zärtlich.

„Was macht das Herz?" fragte er.

„O — Dummheiten!" erwiderte sie lächelnd, „reden wir nicht von langweiligen Sachen! Erzähle mir lieber, wovon ihr gesprochen habt. Das ist gewiß viel interessanter."

Er sah sie innig an. Wie er sie liebte! Ja, er liebte sie ehrlich und aus voller Seele. Nur — anders als ...

Er schrak auf — ja, liebte er denn etwa Lulu?

Ein Rausch nur! Er lächelte in trunkener Erinnerung — ein seelischer Champagnerrausch — —

Nie war er Hildegard so schön erschienen.

Sie umschlang ihn mit beiden Armen und zog ihn zu sich nieder. „Erzähle!" bat sie wieder.

„Nun wir sprachen von alten Erinnerungen, von unserer Jugend und Gegenwart, von meinem Werk, von dir, von unserm Kindchen. In einigen Tagen fährt sie fort und kommt nach vier Wochen mit der ganzen Zirkusgesellschaft wieder. Und wir haben abgemacht, miteinander auszureiten."

„Ach!" sagte Hildegard betrübt, „wie schade, daß ich nicht mittun kann! Aber das macht nichts," fuhr sie gleich wieder heiter fort, „ich kann ja an dich denken. Und die Bewegung wird dir gut tun. — Aber sag', ist sie denn eigentlich eine Dame?"

„Ganz gewiß, Hildchen, Gräfin vom Kopf bis zu den Füßen."

„Aber nicht wie unsere baltischen Gräfinnen?"

Er lachte herzlich. „O nein, ganz anders. Sie hat nichts Wohlerzogenes, nichts Hochmütiges, nichts Korrektes, nichts Puritanisches. Ist ja auch eine halbe Französin und Temperament hat sie für drei."

„Wie sie nur Schulreiterin werden konnte!" sagte Hildegard nachdenklich. „Sich vor den Leuten zu produzieren, das denke ich mir entsetzlich!"

„Es war das einzige, was sie gründlich konnte. Und sie hatte nur die Wahl — entweder hungern und ihre Geschwister unversorgt lassen, oder Geld verdienen. Sie sprach das übrigens deutlich aus, daß sie sich über das Publikum hinwegsetze."

Hildegard sah ihn leuchtend an. „Wie du die Menschen verstehst, Heini. Ich beneide dich darum."

„Das ist keine Kunst, man muß sie nur liebhaben."

„Nein Heinz, da ist doch etwas anderes. Ich habe ja auch die Menschen lieb, aber ich fühle für sie, nicht mit ihnen.

„Man muß in ihnen fühlen, um sie zu verstehen. Für und mit ist zu wenig. In sie hinein muß man sich denken, nein, noch mehr, als sie muß man leben können, mit ihren Sinnen, ihrem Fühlen, ihrem Denken."

„Und das kannst du?" fragte sie zweifelnd.

„Ich kann kaum anders, natürlich nur bis zu einer gewissen Grenze und nur auf Augenblicke. Aber auch diese Augenblicke machen hellsehend."

Hildegard streckte sich in ihrem Bett. „O du!" sagte sie innig, „du wirst mir immer ein neues Rätsel bleiben. Wer kann dich auflösen?"

Und unwillkürlich und düster sprach Heinz: „Der Tod!"

Sie schrak zusammen. Eine furchtbare Ahnung, daß er die Einheit seines Wesens zu suchen aufgegeben habe, erfaßte sie. Dennoch vermochte sie nicht zu äußern, was für sie unaussprechlich war.

„Warum sprichst du so?" sagte sie nur bittend.

„Aber ja, Hildchen, der Tod, oder ein höheres Leben. Und der Tod ist doch ein höheres Leben, nicht wahr?"

Und in Heinz erstand eine Vision: er sah den Fluß mit der Doppelströmung vor seinem inneren Auge. Verschiedengeartet wie seine Gewässer waren auch seine Ufer. Auf der einen Seite dräuten mächtige Berge und schroffe Klippen, auf der anderen dehnten sich liebliche Weiten, und erst jenseits eines schwarzen, überhängenden furchtbaren Felsens strömte der Fluß in weiter nebeliger Ferne, dunstig und ungewiß erhellt, beruhigt und ausgeglichen, durch eine herbstliche, von goldenem Laub umsäumte Ebene.

Heinz seufzte schwer und wandte sich zum Gehen. War so das Bild seines Lebens?

„Schlafe wohl, Herz, ich will noch ein wenig arbeiten."

„Und bekomme ich denn keinen Gutenachtkuß?"

Hildegard hob sich ihm liebevoll entgegen. Er küßte sie innig und ging auf sein Zimmer.

Da saß er beim milden Lichtschein seiner Lampe an dem Schreibtisch, die weißen Bogen vor ihm, die Feder in der Hand.

Aber die Hand rührte sich nicht. Schlank, fein und bräunlich, wie aus dunklem Marmor gemeißelt, ruhte sie auf dem weißen Papier, feurig und melancholisch zugleich.

‚Dein Werk und — dein Kind' hatte sie gesagt. Und schön, schön war sie gewesen.

Ein halbes Werk und ein totes Kind — — jawohl. An den Früchten sollt ihr sie erkennen — — — wo waren seine Früchte?

Wie sie geglüht und geleuchtet hatte! Wie süß war ihr Mund! Wie tiefrot und zehrend ihr Kuß! Wie voll heimlicher Sehnsucht ihr Blick!

Erlöst wollte sie werden durch das Kind. Zum Leben gesegnet. Und er — er durfte es ihr nicht geben!

Oder . . .?

Und Hildegard?

Wie ein Blitz schlug es vor ihm ein. Er liebte sie beide, liebte beide, beide . . .

O eisiges tiefschwarzes Grauen! O dunkle sinnverwirrende Nacht!

Heinz vergrub sein Antlitz in die Hände und stöhnte.

Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.

Nein, nein! Nicht weiter! Und war er auch innerlich ein Schuldiger — durch die Tat wollte er es nicht werden.

Er biß die Zähne zusammen. Er — wollte — nicht.

Und es kamen furchtbare Tage, Tage voller verhaltener Glut und eisiger Stumpfheit.

Er sah Lulu wieder. Fremd und steif trat er ihr gegenüber — ein Verwandelter. Er brachte ihr einen Gruß von seiner Frau, Hildegard fühlte sich leider nicht wohl genug, sie zu empfangen.

Lulu ließ ihn ruhig gewähren. Ihre grüngrauen Augen sahen an ihm vorbei, ihr süßer roter Mund lächelte seltsam.

Viermal hatte er sie in ihrem Hotel aufgesucht. Er konnte nicht sein, ohne sie zu sehen. Und diese eine armselige, bittersüße Stunde qualvollen Beisammenseins ward das heißbegehrte Ziel seiner stumpfen leidvollen Tage, seiner qualvollen Nächte.

Schwer, zentnerschwer war diese Liebe in sein Leben gefallen. Zur süßen Qual, zum Irrsinn, zur brutalen Marter war sie ihm geworden. Leer seine Seele, vergiftet seine Träume, sein Wille krank und fiebrig sein Blut.

Und Lulus süßer roter Mund lächelte ... lächelte ...

„Übermorgen reise ich," sagte sie ihm eines Tages. „Wenn ich wiederkomme, werde ich keine Zeit mehr haben. Wann reiten wir denn miteinander aus, Heinz?"

„Morgen!" sagte er heiser — „morgen!"

„Und warum nicht heute? Der Frühling lockt. Ich möchte einmal mit dir an den Strand hinaus. In irgendeinem Kruge steigen wir ab und machen einen Marsch am Meeresufer."

„Der Himmel hängt voller Regenwolken," erwiderte er unsicher. „Der Wind weht stark."

„Sind wir denn aus Marzipan?" fragte sie ironisch. „Ich fürchte weder Wind noch Wetter!"

Sie ritten aus. Am Nachmittage.

Man hatte ihnen die feurigsten Pferde aus der Manege gegeben. In einem hellgrauen, knappen Reitkleide, das in einem schwarzweißen Besatz am Taillenschoß im Rücken fächerförmig auslief, erinnerte Lulus Gestalt an einen

Silberfisch. Ihr braunes Gesicht war leise gerötet, ihre graugrünen Augen blitzten.

Heinz verschlang sie mit seinen Blicken. Wie sie ritt! Jeder Moment eine Vollkommenheit!

Die Leute blieben auf der Straße stehen, und schauten ihnen nach wie hypnotisiert.

„Du reitest gut, Heinz!" sagte sie kühl.

Aus dem Wirrwarr von Häusern und Straßen waren sie auf die freie Ebene gelangt.

Es war ein wolken- und windschwerer Tag. Der Wind ging in breiten großen Wogen, von Zeit zu Zeit sprang er ab und fegte am Boden hin, Staub und alte Blätter aufwirbelnd. Am Himmel zogen flaumige, zerrissene Wolkenfetzen dahin, schwer violettfarben und aschgrau. Die Sonnenstrahlen zerbrachen zwischen den dunklen Wolkentrümmern zu flirrendem Goldstaub. In grüner Weite, von wandernden Schatten überhuscht, dehnte sich das Gelände. Hoch und drohend standen die schwarzgrünen Kiefernwälder. Die lichtgrünen Birken am Wegrande rauften sich wild an ihren Flatterhaaren; wie tanzende irre Gespenster huschten silbergraue Weiden an den Reitern vorüber.

Ein wunderliches stummes Reiten war es.

„Hildegard . . ." flüsterte Heinz vor sich hin, Hildegard, Hildegard . . ." Wesenlos sprang der geliebte Name von seinen Lippen, gedankenlos wiederholte er: „Hildegard . . . Hildegard."

„Fürchtest du dich noch immer so vor Schlangen?" rief ihn Lulu an. Ihre Stimme klang hart und stählern.

„Sie sind mir widerlich," anwortete Heinz — „fürchten — eigentlich nicht."

„Ich liebe sie —" sagte Lulu zärtlich und schloß einen Moment die Augen, — „so glitzernd, vornehm und graziös wie sie sind. Ich hätte zur Not auch Schlangenbändigerin werden können.

Sie lachte. Und er sah vor sich, wie sie als Kind zu seinem Entsetzen die lebende Blindschleiche um ihr

Haupt wirbelte — eine kleine sprühende Teufelin. Verworrene Symbole drängten sich in seinem Gehirn. O endlose fiebernde Qual!

Er versuchte es, an Malwa zu denken. Sie war vormals immer das Gleichgewicht gewesen zu Lulu: Malwa . . . Malwa war seine Rettung.

„Was ist eigentlich aus Malwa geworden?" fragte er plötzlich.

Sie erriet. „Oh," sagte sie leichthin. „Malwa hat einen braven Mann gefunden, der sie mit ihren zwei fremden Buben auf Händen trägt, — ein Schuhmachermeister in Moskau. Es geht ihnen gut, die Familie wird immer größer. Sie ist noch immer wunderschön," fügte sie mit einem grausamen Lächeln hinzu, „das schönste Weib, das ich je gesehen habe!"

„Ich weiß . . ." murmelte Heinz — „ich sah sie vor Jahren.

Wieder schwiegen sie. In Malwas Geschichte lag der ursimple Sinn des Lebens: Mann, Weib und Kind, Werden, Gestalten, Vergehen — und so fort von Geschlecht zu Geschlecht. Das war wenig und dennoch — alles!

Schweigend ritten sie durch einen Kiefernwald. Der Boden war sandig und weich gewoden. Hinter den rotstämmigen Kiefern tönte das ferne seidene Rauschen des Meeres.

„Ah!" rief Lulu und zog witternd die herbe kräftige Salzluft in sich — „ich rieche das Meer!"

Ein Jubel schrillte durch ihre Stimme.

In sprühendem Galopp sprengten sie vorwärts, erkletterten eine steile kiefernbewachsene Düne und hielten.

Da lag es vor ihnen — eine grüngraue, glitzernde, schäumende Weite, überwältigend in ihrer monotonen, ruhelosen wandernden Ruhe!

Lulu war mit einem Satz aus dem Sattel und breitete die Arme aus. „Ha, hier ist gut sein!" schrie sie in

bacchantischer Wonne. „Welche Einsamkeit! Hier wollen wir bleiben!"

Auch Heinz war abgestiegen und band die Pferde an einen Kiefernstamm.

Ein Taumel, eine Trunkenheit brauste durch seine Sinne. Seine Kraft war zu Ende.

Er trat hinter sie.

„Lulu . . .!" sagte er heiser und fragend.

Sie wandte sich um.

„Lulu . . . ich liebe dich, . . . ich liebe dich, ich liebe dich . . .

Sie warf den Kopf zurück — alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen, sie schloß die Augen, ihre süßen Lippen dürsteten ihm entgegen.

„So nimm mich doch!" jauchzte sie leise.

Und er nahm sie — angesichts des wogenden wandernden Meeres — er nahm sie jubelnd, stürmisch wie seine Beute, wie einen flammenden köstlichen Raub!

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Lulu war abgereist. Sie hatten keinen Abschied voneinander genommen.

Heinz blieb in einem wunderlichen Zustande zurück. Seine Liebe zu Hildegard hatte sich niemals zarter geäußert als in diesen Tagen. Jede freie Stunde seiner Zeit verbrachte er bei ihr. Das schmerzliche Bewußtsein, daß sie ihm viel zu vergeben habe, machte ihn unendlich weich und rücksichtsvoll. Wenn er ihr gegenübersaß und ihr in die glücklichen, treuen Augen schaute, so fühlte er die Schwere der Verantwortung auf sich lasten. Diese Augen durften um seinetwillen nie getrübt werden. Hatte er das Recht, zu der brutalen Vereinfachung seiner Kämpfe zu greifen und ihr, der Schwachen, Leidenden seine Liebe zu Lulu zu gestehen? Das wäre wahrlich eine wohlfeile und feige Entlastung seiner selbst auf Kosten Hildegards gewesen! Übrigens gestand man nur über-

wundene Kämpfe. In ihm aber tobte die Liebesleidenschaft zu Lulu fort in süßbitterer unverminderter Glut.

Auf einem seiner Schreibbogen fand Hildegard eines Tages folgende Aufzeichnung:

„Wenn einmal eine Tat begangen worden ist, die der Täter vor sich selbst erklären und entschuldigen, aber nimmer rechtfertigen kann, dann ist er ein beklagenswerter Mensch. Tausend Dinge werden ihm zur täglichen Marter, — aus dunklen Ecken grinsen ihn quälende Erscheinungen an, und selbst die lichte Freude des Lebens verwandelt sich für ihn zur Pein. Als ein Gezeichneter und Ausgestoßener geht er fortan seine Wege, das nagende Bewußtsein seiner Schuld im Herzen. Je zarter sein Gewissen, je liebesfähiger seine Seele, je makelloser seine Vergangenheit, desto schwerer trägt er an der lastenden Kette seiner Übertretung. Ein Zurück gibt es für ihn nicht mehr. Die Kluft zwischen Recht und Unrecht ist einmal übersprungen, und wie auf einer treibenden Eisscholle stehend, den Blick sehnsüchtig auf das verlassene Ufer zurückgewandt, wirbelt der Unglückliche seinem Geschick entgegen, indessen die Scholle, die ihn trägt, von Stunde zu Stunde morscher wird und unter seinen Füßen zerbröckelt."

Wie drei Giganten fühlte Heinz die Ehrlichkeit seines Denkens, die Reinheit seines Wollens und die Leidenschaft seines Empfindens in sich ringen in verzweifeltem Kampf. Dampf, Schweiß und Blut sah er von ihren gewaltigen verschlungenen Leibern aufsteigen und keiner wich dem anderen. Was half es, daß er sich selbst verstand? Er konnte sich selbst nicht vergeben.

Die unselige Gespaltenheit seiner Natur forderte ihre Konsequenzen, jawohl, aber blieb nicht das Gesetz der Sittlichkeit des gleiche, ob es nun Gespaltene oder Einheitliche richtete? War nicht der Kampf seiner verschiedengearteten Naturen, deren jede ihr eigenes Licht, ihr eigenes Dunkel in sich trug, Grund genug, kein anderes Leben an das seine zu ketten? Hatte er ein Weib

nehmen dürfen? er, der seiner selbst so wenig sicher war? Welche Vermessenheit, welche kurzsichtige Schwäche, von Hildegard, der zarteren, die Einheit seines Wesens zu erhoffen, da er sich seit seiner frühen Jugend seiner Gespaltenheit bewußt gewesen! Sich im landläufigen Sinne Eins zu wissen — und dennoch Zwei zu fühlen — welche unerträgliche Marter!

Zu den Einsamen gehörte er, das Zeichen des ewig Wandernden, ewig Wechselnden trug er in seiner Seele. Ruhelos und unstet sollte er sein wie der ewige Jude Ahasver, tausend Leben, tausend Schicksale in der Brust und dennoch nicht fähig, sich ein eigens Leben zu zimmern. An den Instinkt seiner Knabenjahre dachte er wehmütig zurück, da er sich gesehnt hatte, Mönch oder Asket zu werden, um in seiner engen weltflüchtigen Klause über sich selbst und die Wirrnisse des Lebens nachzusinnen. Was aber war Asketentum anders als Aufgabe seiner selbst, als Eingeständnis seiner Kampfesunfähigkeit?

Hildegard blühte unter seiner zärtlichen Sorgfalt auf wie eine junge Braut. Sie behauptete, ihr fehle gar nichts. „Du verwöhnst mich ja so unverantwortlich!" sagte sie glücklich und steckte ihr Näschen in einen frischen Veilchenstrauß. „Alle Tage Veilchen — ist das erhört? Dabei sind wir doch fast sechs Jahre verheiratet! Ach Heini," fuhr sie mit betauten Augen fort, „wenn du wüßtest, wie unaussprechlich lieb ich dich habe! Und wenn wir auch kein Kindchen haben sollen, eins kann mir niemand nehmen: mein warst du und mein bist du doch!"

Heinz zuckte zusammen. Ja dein, und . . . dachte er bitter. Nur der halbe Heinz gehört dir noch, mein armes Kind — der Heinz, den du genommen hast — — daß es noch einen anderen Heinz gibt, das würdest du nimmer verstehen! Laut aber sagte er mit kranker Munterkeit: „Weißt du auch, daß ich mit meiner Arbeit in diesen Tagen gut vorwärts gekommen bin?"

„Ja," meinte Hildegard, „ich las gestern einige Seiten davon. Sie machten mich traurig. Weshalb mußt du nur immer so schrecklich komplizierte Sachen schreiben, Heini?"

„Das Leben ist eben kompliziert," erwiderte er düster, „zum Glück nicht für alle." Und er küßte sie leicht auf die Stirn.

In diesem Moment wurde draußen heftig geschellt. Das Dienstmädchen kam und meldete einen älteren Herrn. Und ehe sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, tauchte die stattliche Gestalt und der schöne Kopf von Heinzens Vater hinter ihr auf.

„Junge!" rief Herr Stürmer freudig, „verzeih den Überfall! Aber ich wollte mir die Überraschung nicht nehmen lassen. Verehrteste Frau Schwiegertochter, ich bitte tausendmal um Vergebung!"

Da stand er mitten im Zimmer, hoch, keck und siegreich, nicht ganz so keck, nicht ganz so siegreich wie früher, noch immer ein ausnehmend schöner Mann.

Hildegard hatte sich zuerst gefaßt. Sie ging ihm mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Wie freue ich mich, den Vater meines Heinz zu sehen!" sagte sie innig.

Der Ingenieur war von der liebreichen Anmut Hildegards überwältigt. Ritterlich küßte er seiner Schwiegertochter die Hände.

„Und du, Heinz —?" fragte er mit einem leisen Vorwurf in der Stimme.

„Willkommen, Vater!" sagte Heinz gepreßt.

Ein tiefer Schreck hatte ihn gefaßt. War die gehaltene Rolle, die er spielte, nicht lächerlich? Hatte er denn noch ein Recht, zu richten, zu verdammen?

Vater und Sohn standen einander gegenüber und blickten sich prüfend in die Augen; der Druck ihrer Hände begegnete sich und wurde immer wärmer und fester. Endlich lagen sie sich in den Armen. Die Stimme des Blutes hatte gesprochen.

„Vater —" murmelte Heinz erstickt — „lieber Vater!"

Der Ingenieur raffte sich zusammen und fuhr mit dem Handrücken über die Augen. „Ich hatte einmal Lust, eine glückliche Familie zu sehen," sagte er müde und wehrlos.

Heinz beugte sich erregt vor und erriet. Jawohl, der Vater war verändert. Um den schöngeformten weichen Mund zogen sich kleine kummervolle Falten. Das dichte lockige Haar war ergraut und floß in silbernen Wellen um die kraftvolle, durchfurchte Stirn. Das war kein Apoll mehr — — ein gealterter Zeuskopf von schmerzlicher Wucht und Würde!

„Sie bleiben natürlich bei uns, Papa — —" sagte Hildegard herzlich.

Und mit einem warmen Klang von Hochherzigkeit, daß es dem Vater in die Seele drang, rief Heinz: „So nenne den Vater doch Du, Hildchen!"

„Wenn du es erlaubst, Papa!"

Der Ingenieur sah sonderbar sanft und niedergeschlagen von Heinz zu Hildegard und murmelte: „Erlauben — —? Ich habe ja nur zu danken, Kinder."

Da Hildegard fühlen mochte, daß ihr Schwiegervater Heinz etwas Besonderes zu sagen haben könne, verließ sie still das Zimmer.

In Gedanken versunken stand der Ingenieur da mit gebeugtem Kopf.

„Willst du dich nicht setzen, Vater?" fragte Heinz herzlich.

Da fuhr der Ingenieur aus seinem Brüten und packte Heinz mit festem Griff an den Schultern.

„Junge, Junge!" sagte er mit schwankender Stimme, „was hast du für ein ausbändiges Glück! Halte es fest, mein Sohn, mit Händen und Zähnen! Es gibt nichts Lieberes, nichts Holderes als ein treues Weib!"

„Und das sagst du, Vater?"

„Das sage ich! Spät freilich, — — aber auch ich

bin endlich klug geworden. Heinz, mein Junge, deshalb bin ich ja hier, — hilf mir, die Mutter zurückzugewinnen!"

Heinz trat einen Schritt zurück — da stand ja die Welt auf dem Kopf!

Der Ingenieur blieb stehen, ohne die Arme zu rühren, und fuhr leidenschaftlich fort:

„Ausgebeutet, ausgesogen bin ich worden — verlassen — um des ersten besten grünen Burschen willen! Und die Einsamkeit der letzten Jahre war drückend und schwer. Wäre die Mutter bei mir — — aber sie traut mir ja nicht mehr. Begreiflich, wohl begreiflich!"

Er hing den grauen Kopf wie ein reuiges Kind.

Heinz stand erschüttert. O qualvolle Ironie des Schicksals! Er sollte zwischen den Eltern vermitteln, er!

„Ich werde Mutter schreiben," sagte er endlich dumpf.

„Tu das, tu das und sag ihr — sag ihr, was du willst und was du kannst, nur kommen soll sie, noch einmal vergessen und vergeben, zum letzten Male. Antworten soll sie mir auf meine Briefe, entgegenreisen will ich ihr, und ein neues Leben wollen wir beginnen. Auf Händen will ich sie tragen!"

Wie sich die Worte heiß überstürzten! Wie erregt er war!

Sie schwiegen eine Weile. Heinz starrte schwermütig vor sich nieder. Sollte der Vater etwa dazu berufen sein — ihm ein Beispiel eines treuen Gatten zu geben? Er — ihm? Ach, er war keine Doppelseele. Und würde die Mutter wollen?

Als hätte Stürmer seinem Sohne die Gedanken abgelesen, fragte er zaghaft: „Wird sie nur wollen?"

Heinz trat dicht an ihn heran und faßte seine Hände.

„Wenn du sie wirklich lieb hast — ja! Frauen sind ja so viel besser, so viel größer als wir, Vater. Sie können alles, wenn sie lieben, vergeben, vergessen, sich selbst hingeben — ihr ganzes Leben ist ja Liebe."

„Wahr, wahr!“ erwiderte der Ingenieur. „Wir Männer erleben Liebesstürme und gehen mehr oder weniger zerfetzt durch sie hindurch — sie aber, sie leben in der Liebe, wie der Fisch im Wasser, wie der Vogel in der Luft — — es ist ihr Element.“

Hildegard trat wieder in das Zimmer. „Wie, ihr steht noch immer auf demselben Fleck?“ rief sie in komischer Entrüstung. „Lieber Papa, dein Zimmer ist bereit, darf ich dein Gepäck abholen lassen? Wo bist du denn abgestiegen?“

Mit leuchtenden Augen ging der Ingenieur ihr entgegen und schlang den Arm um ihre Schulter. „Darf ich meinem Töchterchen einen Kuß geben?“ fragte er schmeichelnd. „Es ist etwas gar Holdes, im Alter von fast sechzig Jahren noch ein so liebes Töchterchen geschenkt zu bekommen!“

Unbefangen reckte sie sich zu ihm empor und küßte ihn. „So prächtig also wird Heinz in deinem Alter aussehen!“ sagte sie stolz. „Da habe ich nun einen älteren und einen jungen Heinz! Er sieht dir ungeheuer ähnlich, Papa. Wie gut, daß du gekommen bist!“

Der Ingenieur hatte eine rasche und innige Zuneigung zu Hildegard gefaßt. In sein Benehmen mischte sich die feine Ritterlichkeit und die verliebte Scheu eines väterlichen beglückten Freundes. Stundenlang, während Heinz bei seinen Bauten beschäftigt war, saßen sie beieinander. Papa Stürmer wußte prächtig anschaulich zu erzählen und zu scherzen, und immer wieder lenkte Hildegard das Gespräch auf Heinz und seine Kindheit zurück.

„Ja, ein Blitzjunge war er! Wenn er so zu Pferde saß und über die Ebene dahinsauste, gab's keinen hübscheren Anblick. Im Reiten, Turnen, im Schlittschuhlaufen, Schießen und Schwimmen machte es ihm so leicht keiner nach, und doch — plötzlich war er wie ausgewechselt, verschlossen wie ein Grab, trübsinnig und stumm. Hätten wir zwei Söhne gehabt statt unseres

einzigen Jungen, sie hätten nicht verschiedener geartet sein können. Mitleidig, weich und liebevoll, grüblerisch wie ein verliebtes Mädel, konnte er sich stundenlang mit dem kleinen häßlichen Spatz, der Kusine Verena, abschleppen, trug sie auf dem Rücken umher wie eine orientalische Mutter ihr Kind, gab ihr Klavierunterricht, dann wieder — hasse mich nicht gesehen — futsch die ganze Sentimentalität, und ich habe ihn unseren See durchschwimmen sehen, daß mir angst und bange ward. Kein Baum zu hoch für ihn, kein Wasser zu tief, keine Strecke zu mühsam! Daß du dir diesen unruhigen, wechselnden Geist, dieses schillernde Chamäleon gezähmt hast, Kindchen, gereicht dir zur besonderen Ehre!"

„Ach," flüsterte Hildegard glücklich und lehnte sich mit gesenkten Augen in ihren Stuhl zurück, — „an dieser Zähmung habe ich so gar kein Verdienst, und er war ja auch nie ein Widerspenstiger. Was ich mir nur immer wünsche, liest er mir an den Augen ab. Ich fürchte nur oft, daß ich ihm nicht genüge. Ich vermag ihm manchmal nicht zu folgen, denn er ist immer voll neuer, seltsamer und schwermütiger Ideen. Erzähle mir noch ein wenig von ihm, Papa."

Der alte Herr lachte Hildegard ergötzt an. „Wie doch die Liebe scharfsichtig macht und blind zugleich, unnütz zaghaft und doch wieder heroisch! Kinder, Kinder, — so alt ich geworden bin, in dieser Hinsicht fühle ich mich euch gegenüber als Anfänger. Gestern noch hat mir Heinz zugesetzt, ob du mir nicht besorgniserregend aussähest. Na, Gott sei Dank, ich finde dich blühend wie ein Röschen, wenn auch nur ein blasses. Also erzählen soll ich? Richtig, ich hab's. Da war einmal der Raptus über den Jungen gekommen, er müsse sich der jungen, aus dem Nest gefallenen Vögel annehmen. Die Dorfbuben ließen sich das natürlich nicht zweimal sagen. Sie plünderten die Vogelnester wie die Raben und brachten ihm alle Augenblick so einen flaumigen Nestling, mit der Behauptung, sie

hätten ihn unweit des Nestes gefunden, und wer ihn dann teuer bezahlte und mit Mühe und Geduld aufzog — das war unser Heinz. Sein Unterricht litt natürlich unter dieser Vogelwaisenanstalt. Meine Frau wollte nichts davon wissen und bat mich ernstlich, dem Jungen kurzerhand zu verbieten, sich so ein neues Vogelkleines zuzulegen. Was geschieht? Eines Tages sitzt eine neue junge Drossel in dem großen Käfig mit gesträubten Federn, piepst jämmerlich und sperrt den Schnabel auf, daß man ihr bis in den roten Schlund hineinsehen kann. Mein Heinz kommt mit einer Zinnbüchse voller Regenwürmer unverfroren ins Zimmer spaziert. ‚Na, Kerl, — was ist denn das hier?‘ sage ich streng. ‚Du kennst mein Verbot, denk' ich.‘ Und was meinst du, was er tut? Stellt sich breitspurig vor mich hin und sagt mit flammenden Augen: ‚In der Bibel steht geschrieben, Papa, du sollst die Hungrigen speisen,‘ — oder so was Ähnliches. Der heilige Knabenzorn zittert ihm dabei in der Stimme. Ich muß sagen, mir gefiel mein Bub noch nie so gut. Meine Frau aber griff damals zu einer sehr harten Maßregel: Wenn er nicht tadellos fleißig und aufmerksam sein wolle, so werde sie seiner Drossel den Hals umdrehen lassen. Und das Resultat? Er stand vielemal in der Nacht auf, um seinen neuen Pflegling zu versorgen, die Drossel blieb am Leben, Heinz wurde zusehends magerer und blasser, aber meine Frau konnte sich wenigstens nie mehr über Unaufmerksamkeit oder Faulheit beklagen.“

„Famos!“ rief Hildegard jubelnd und klatschte in die Hände.

In diesem Augenblick trat Heinz eilig zur Tür hinein, den Hut und ein Telegramm in der Hand. Er sah bleich und erschüttert aus.

„Vater!“ rief er — „Mutter erwartet dich auf halbem Wege in Orel. So hat mein Brief dennoch gewirkt!“

Der Ingenieur taumelte empor und warf sich seinem

Sohne in die Arme. „O Frauen, Frauen!“ murmelte er erstickt.

Am nächsten Morgen begleitete Heinz den Vater zur Bahn. Der Abschied war kurz und leidenschaftlich.

Zum zweiten Male im Leben hatte Heinz seinen Vater wiedergefunden, aber diesmal in einem Moment, da er sich selbst verloren hatte.

Als der Ingenieur in das Coupé stieg, prallte er mit einer aufgeputzten Dame zusammen, die einen weißhaarigen Pintscher nach sich zerrte und hinaus wollte.

Ein vergilbtes zuckendes Gesicht, blanke, irrende schwarze Augen, raschelnde Unterröcke, die ganze dürftige Gestalt in fieberhafter unruhiger Bewegung.

Sie warf mit einem schrillen Schrei die Arme aufwärts. „Ah, quel bonheur! Monsieur Stürmer, Fritz . . . enfin retrouvé!“

Aber steif und gehalten verbeugte sich der Ingenieur. „Mademoiselle Thimiot, ich habe die Ehre, Sie nicht zu kennen!“ sagte er langsam. Dann nickte er noch einmal seinem Sohne einen Gruß zu und sah Heinz und Mademoiselle samt ihrem Pintscher einander gegenüberstehen in wunderlicher Erstarrung.

Der Signalpfiff ertönte.

„Leb wohl, leb wohl, lieber Vater! Und grüße mir die Mutter tausendmal!“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Zirkus Salamonsky war in Riga eingetroffen. Zwei Tage vor der Eröffnungsvorstellung ließ sich Heinz durch den Hoteldiener bei Lulu anmelden.

Er war voll fester, edler Vorsätze. Was einmal geschehen war, war geschehen, aber ein dauerndes Verhältnis zu Lulu hinter dem Rücken Hildegards war ausgeschlossen.

„Ausgeschlossen!“ murmelte er und stieg die breite teppichbelegte Treppe empor.

Wie würde sie ihm entgegentreten? Ihm pochte das Herz, wenn er an den seligen Moment nur dachte. Daß er sie liebte, heiß und leidenschaftlich, damit hatte er sich abgefunden — — die Urgewalt seines Fühlens war nicht mehr einzudämmen — — Lulu aber durfte ihn nicht zum Betrüger an seiner Frau erniedrigen, sie durfte nicht, und sie würde nicht. Er wollte ihr heute von seiner Liebe zu Hildegard sagen.

Es klopfte.

Die Tür flog auf, und Lulu hing mit einem entzückten kleinen Schrei an seinem Halse.

„Endlich! Endlich!" rief sie.

Schwer atmend stand er da und sah sie schweigend an. Nebel schwamm vor seinen Augen, in den Ohren brausten ihm zerrissene Töne.

„Du Süßes, du Geliebtes . . ." stammelte er.

Ihr braunes Antlitz war blaß und von einer seltsamen, wilden Schönheit. In ihren grüngrauen Augen flackerte eine rote Flamme, ihre blutig-roten Lippen glichen duftigen Waldbeeren.

Ein gelbes, mit braunen unruhigen Streifen gemustertes Sammetgewand umspannte ihre feinen Glieder und erinnerte wunderlich an ein Tigerfell.

„Lulu . . ." sagte er heiser, „ich muß dir etwas sagen: ich liebe ja Hildegard."

Sie bog den Kopf zurück und lächelte.

„Und mich nicht?"

Er sah ihr heiß in die Augen. „O dich, dich!" wiederholte er trunken. „Ja, ich liebe dich!"

Sie strich ihm sanft mit der Hand über die Augen, mehreremal.

„Was tust du?" fragte er verwirrt.

„Ich will den Nebel von deinen Augen wegstreichen. Leid und Reue haben einen Nebel über deine Augen gebreitet."

„Ja," sagte er still, „ja."

„Du Armer!"

„Ich bin reich!" rief er und trat einen Schritt zurück. „Warst du nicht mein?"

„Noch bin ich dein . . ."

Und Heinz erbebte, denn in demselben Augenblick überkam ihn der Gedanke, daß sie einst nicht mehr ihm gehören werde. Er sah sie vor ihm her fliehen, gleich einer flackernden Flamme von blassem Gold und Grün . . . Er stieß einen Schrei aus, riß sie an sich, und ihre Herzen schlugen heiß aneinander, ihr Atem und ihre Lippen fanden sich . . .

„Lachend — froh könnt' ich in den Tod gehen," flüsterte er in jähem Stimmungswechsel.

Aber sie jauchzte: „Und ich — ins Leben!"

Und sie schmiegte ihren geschmeidigen Körper eng an ihn. Ihr Haupt lag an seiner Brust. Ihre Wange fühlte seinen Herzschlag, seinen stürmischen wilden Herzschlag.

Zwischen halbgeschlossenen Lidern sprühte ihr Blick, ihr Mund lächelte, lächelte . . .

„Rot, rot, rot ist meine Liebe!" sang sie wild.

Tanzende Flammen wirbelten vor seinen Augen, sein Blut kreiste hämmernd, sein Herz schwoll an wie eine wilde Woge, und sein Wille lag besiegt und matt am Boden.

„Ich . . . liebe . . . auch Hildegard . . ." murmelte er wehrlos wie im Traume.

Lulu aber lächelte, lächelte — in ihren Augen leuchtete die bittere Süßigkeit der Sehnsucht, und leise zog sie ihn zu sich nieder.

„Rot, rot, rot ist meine Liebe . . ." hauchte sie.

Und als er von ihr ging, hatte er Hildegard abermals verraten.

* * *

Das breite elektrische Licht ward von dem hohen inneren Zeltrund zurückgeworfen und tauchte die unruhige schwarze Menschenmenge in einen weißen flim-

mernden Strom. Die scharfe fanfarenmäßige Orchestermusik verschlang das dumpfe Gemurmel. Reingeharkt und einladend dehnte sich die kreisrunde rotumfaßte Arena in Sauberkeit und Erwartung.

Heinz stand an eine Säule gelehnt unter der Bogenhalle, die das Orchester trug. Es flimmerte ihm vor den Augen. Er sah nur Massen und Flecken, wandernde Menschenwogen, rote Sessel, nickende Federhüte, grinsende scharfbeleuchtete Gesichter.

Weshalb war er hier? Er vor allen hatte kein Recht auf Unbefangenheit und Freude, — er war ein Verräter . . .

„Ich bin ein Verräter," murmelte er starr und leise, — „ein Schuft und Verräter. Hildegard habe ich betrogen." Und er staunte, daß ihn das nicht mehr erschütterte. Auf seinen Lippen lag ein leeres Lächeln.

Die erste Nummer begann.

Blitzende blau-weiß-goldene Leiber, unerhörte Stellungen, Kraftleistungen ersten Ranges.

Heinz starrte verloren über sie hinweg.

Rauschendes Applaudieren.

Eine lichtblonde Dame mit schwarzen, schmalen Augen hob ein glitzerndes Lorgnon und betrachtete Heinz lange und aufmerksam.

Mit lautem quäkenden Geschrei humpelte ein Zwerg von einem Pierrot eilig über die rote tuchbelegte Brüstung der Arena, ein Clown mit schwarzen flatternden Rockschößen stieß mit ihm zusammen. Blökend lagen sie beide am Boden und strampelten. Die Galerie wieherte.

Acht wunderschöne Fuchshengste galoppierten in den Raum. Die glänzenden glatten Pferdeleiber schienen sich wie wohl funktionierende Maschinen nach unsichtbaren Gesetzen zu bewegen. Überwunden hatte der menschliche Intellekt das brutale Tier. Fügsame, unpersönliche Persönlichkeiten waren sie geworden, einem

schlanken Manne bedingungslos gehorchend, der sie mit fast unmerklichen Bewegungen dirigierte.

Schöne Tiere! dachte Heinz gleichgültig. Ihn fror trotz der Wärme. Seine Seele war leer und stumpf. Nur sein Körper reagierte noch unbewußt auf Außenwirkungen. Als ihm ein Kloß Erde an das Beinkleid flog, bückte er sich mechanisch, um es abzustäuben.

Wieder lorgnettierte die blonde Dame scharf zu ihm hinüber. Sie flüsterte einem älteren Herrn mit schlaffen Zügen, augenscheinlich ihrem Gemahl, ein paar Worte zu.

Und Nummer auf Nummer folgte.

Sonderbar! dachte Heinz, ich glaube, ich war einmal glücklich . . . oder war ich es nicht? Es scheint aber lange, lange her zu sein! Was ist denn aber Glück? . . . Mit blasiertem Ausdruck starrte er unwillkürlich zu der ihn lorgnettierenden Dame hinüber. Die Züge kamen ihm bekannt vor. War das nicht Evchen? Und wenn auch, was ging ihn Evchen noch an?

Ein Schuft war er — ein Betrüger!

Dumpf und matt schlug sein Herz — — würde es denn niemals mehr anders schlagen? Ah — jetzt!

Auf einem feurigen Rappen war Lulu wie ein Windstoß an ihm vorübergesprengt.

Sein Herz hämmerte wie toll — ja, jetzt sah er. Keine einzige ihrer vollkommen schönen Bewegungen entging ihm. So gab es denn noch irgendwo unbedingte Vollkommenheit auf der Welt. Ah — das war befreiend, erlösend! Roß und Reiterin ein vollendetes Kunstwerk wie aus beweglichem sprühenden Stahl gegossen. Kalt und hochmütig sah ihr braunes Gesicht über das Publikum hinweg.

Sie arbeitete.

Ihr Programm arbeitete sie durch. Es war das Programm, das von jeder Schulreiterin gefordert wird. Heinz hatte es früher schon in Orel kennen gelernt. Aber so! aber jetzt . . . der Vollkommenheit gegenüber

verstummt jede Kritik. Er starrte in die Menge — lauter straff gespannte, aufmerksame Gesichter.

Ein geflüstertes stöhnendes Ah der Bewunderung.

Du und ich, wir gehören zusammen . . . dachte Heinz dumpf, zusammen haben wir gesündigt.

Und es war ihm, als ob er sie hasse.

Ein tosender Beifall erhob sich. Heinz sah verzückte Mienen, wild klatschende Hände.

Wie ein dunkler Schatten sausten Roß und Reiterin an ihm vorüber.

Der Applaus wuchs und wuchs, wie ein brandendes Meer wogte es rings um ihn her.

Blödsinn! dachte Heinz in einem wild auflodernden Gefühl von Eifersucht. Verrücktes Volk! Was wißt ihr von ihr? Ich — ich kenne sie nur allein.

„Gräfin, Gräfin Courtenay!" heulten einzelne Stimmen. „Bis, bis!"

Und Lulu sprang an ihm vorüber in die Arena, ihre hohen Reiterstiefel glänzten, der geschmeidige Körper neigte sich, sie warf mit einem müden lächelnden Ausdruck eine gleichgültige Kußhand ins Publikum.

Dafür wirst du ja bezahlt! dachte Heinz höhnisch. Er fühlte das Bedürfnis, sie vor sich selbst zu erniedrigen.

„Zirkusartistin!" murmelte er bitter.

Durchdringend erscholl ein Glockenzeichen. „Eine Pause!" proklamierte ein Zirkusdiener.

Von ihren Sitzen erhoben sich eine Reihe Herren und strömten an Heinz vorüber in die inneren Räume, um einen Blick, ein Wort von der Gräfin Courtenay zu erhaschen.

Mechanisch folgte Heinz.

Da stand Lulu an die Brüstung eines Geländers gelehnt, das in den Stallraum führte, und plauderte mit den sie umringenden Herren. Aus dem Zirkusraum schallte verworrener Lärm herüber. Menschenwogen schoben sich langsam an der Gruppe vorbei in die

Stallungen hinein, die dem Publikum zur Besichtigung offen standen. Eine farbige Dämmerung schwankte durch den schmalen Gang.

Mit zuckender Lebhaftigkeit drängte sich der weißhaarige Herr mit den schlaffen Zügen, der neben der schönen blonden Frau gesessen hatte, heran und sprach eindringlich und respektvoll auf Lulu ein. Sie nickte gleichgültig und blinzelte mit einem süßen Lächeln zu Heinz hinüber.

„Mais comtesse, c'est incroyable! Comtesse . . . Vous quittez le cirque, vous quittez même Petersbourg?"

„Eh bien, oui —" sagte sie langsam, noch immer blinzelnd, — „pour quelque temps au moins. Vous savez q'heureusement je ne dépends de personne"

Heinz stand wie versteinert. Und er hatte nichts davon gewußt!

Sie sah sein zuckendes, zerquältes Gesicht. Ein Schimmer von Rührung rieselte über ihre Züge. „Permettez —" sagte sie rasch und bahnte sich einen Weg zu Heinz hinüber, „j'ai deux mots à dire à monsieur."

Man machte ihr eilig Platz.

„Heinz," flüsterte sie hastig mit unterdrücktem Jubelton, „du vor allen sollst es zuerst erfahren. Ich habe dem Direktor gekündigt — aus wichtigen Gründen. Ich bleibe nur noch die paar Wochen in dieser Stadt der Städte."

„Warum?" fragte er mit leerem Ausdruck.

„Kannst du nicht raten?" gab sie leuchtend zurück. „Mein Leben soll fortan einen schöneren Inhalt haben, und du hast ihn mir gegeben. In neun Monaten wird dir ein Zweiglein aus dem Geschlecht der Asra lebendige Antwort sagen."

Heinz griff sich betäubt an die Stirn — hatte er recht gehört?

Er hatte gehört, aber das Verständnis dämmerte noch über ihn hinweg.

Darum ... darum all die Qual! Sie hatte einen Inhalt, und sein Leben, seine Selbstachtung hatte sie zerbrochen! Er stand da wie ein Wahnsinniger, ein irres Lächeln auf den Lippen.

Und Lulu war wieder mitten in angeregtester Unterhaltung.

Jetzt schob sich breitspurig ein brutal aussehender Dandy an dem weißhaarigen Herrn vorüber. Er schien stark getrunken zu haben. Seine Augen waren verglast, seine Bewegungen unsicher. Zudringlich beugte er sich zu Lulu nieder und sagte ihr ein paar anzügliche Worte.

„Mein Herr!" rief sie scharf.

Der junge Mann stieß ein wieherndes Gelächter aus und faßte Lulu ohne weiteres am Arm.

„Wer wird denn gleich so unbändig sein?"

Die anderen Herren stießen den Unverschämten zurück, er drängte sich wieder wütend vor.

„Charles!" schrie Lulu schrill.

Der schwarze Clown, ihr Bruder, war sofort zur Stelle und faßte den Dandy ohne Umstände am Kragen.

„Sie Vieh, was unterstehen Sie sich?" brüllte der Betrunkene.

Er taumelte auf Lulu zu und faßte sie begehrlich unters Kinn. „Nicht so spröde, Schätzchen!" lallte er.

Das waren seine letzten Worte.

Wie ein Rasender setzte Heinz mitten in die Gruppe hinein, hob einen Stock, den er irgendwo aufgegriffen — ein Blitzen, ein sausender Hieb — — von dem schweren Metallknopf getroffen brach der Betrunkene zu Boden wie ein gefällter Baum.

Tumult, gellende Hilferufe, ein Hin und Her von schwarzen und bunten befrackten Gestalten.

„Zu Hilfe, zu Hilfe! Einen Arzt!"

Um den Gestürzten kauern mehrere Männer, sein Körper zuckt konvulsivisch.

„Die Fürstin Wolchonska — seine Schwester!" sagt jemand feierlich.

Groß, weiß, hoch steht plötzlich Evchen vor den anderen, Lulu gegenüber.

„Um einer Zirkusartistin willen!" wirft sie mit höhnischem Hochmut Lulu ins Gesicht.

Lulu kreuzt die Arme über der Brust, ihre Augen sprühen Feuerfunken, aber sie schweigt.

Eine Tragbahre wird eilig gebracht, behutsam hebt man den Besinnungslosen darauf.

„Wer hat's getan?" fragt Evchen herrisch.

Ja, wer hatte es getan? Gesehen hatten's alle. Aber der's getan hatte, wankt mit leerem Lächeln wie abwesend durch die Stallungen dem Ausgange zu. Es durchschauert ihn — — ist das alles wirklich gewesen? Existiert er selber?

Er weiß es nicht.

Ist — er — ein Mörder?

Dreißigstes Kapitel.

Wie ein Mann im Nebel taumelte Heinz durch die mondhelle Mainacht. Es waren die bekannten Straßen, die er ging, und doch sahen sie anders aus. Die Häuser standen in blaues, gespensterhaftes Silberlicht getaucht und sahen ihn kalt und fremd an, ihre Torhöhlungen aber gähnten in tiefem brütenden Schwarz. In ihren tausend Fensteraugen glitzerte es traurig und ungewiß. Die Bäume in den Stadtanlagen regten sich geheimnisvoll und schauerten fröstelnd zusammen. Ein Silberschimmer lag auf dem fließenden Wasser des Kanals. Manchmal schnellte ein Fisch empor und kräuselte glitzernde Ringe in die ruhig dahintreibende Fläche.

Heinz sah alles wie ein Träumender. Alte Bilder stiegen vor ihm auf. Hier auf dieser Bank hatte er oft mit Mirjam gesessen. Dort hinter jenem Fliederbusch

hatte er sie wie rasend geküßt. Größer und dichter war der Busch inzwischen geworden, aber Mirjam war nicht mehr sein. Ein scharfes Weh faßte nach seinem Herzen wie mit harten Zangen. Was war denn noch sein? Er blieb stehen und besann sich. Mit einer müden Bewegung schob er den Hut aus der Stirn und starrte gedankenlos in die Nachtluft.

Einige junge Leute gingen plaudernd und lachend an ihm vorüber. Verdutzt sahen sie den todblassen Mann mit den verglasten Augen an. „Der spinnt!" sagte einer mit einem übermütigen Lachen. „Stör' ihn nicht, er dichtet den Mond an!" rief ein anderer.

Heinz raffte sich zusammen und stolperte weiter. Was war denn eigentlich geschehen? Ach nein, wozu denken? Nicht denken wollte er jetzt — hatte er nicht genug gedacht und gegrübelt in seinem Leben? Hinter dem Denken lauerte immer etwas Feindliches, und heute mußte es etwas Fürchterliches sein. Nein, denken wollte er nicht.

Die Nachtluft legte sich kühl auf seine Haut, seine Stirn war naß von Schweiß.

Ja Lulu . . . wie wunderbar sie geritten war!

Was hatte sie ihm nur gesagt? Von einem Lebensinhalt, den er ihr gegeben . . . ja, und ihretwegen hatte er einen Mann zu Boden geschlagen — — und dieser Mann war Evchens Bruder gewesen — — zwei Brüder hatte Evchen, war es Max oder Karl? Grübelnd schritt er weiter mit gesenkter Stirn. Erkannt hatte er ihn nicht, aber wahrscheinlich war es Max gewesen. Wie man sich doch veränderte! Und weshalb hatte er ihn so brutal niedergeschlagen?

Evchen hatte ja auch plötzlich dagestanden — sie war noch immer schön und weiß und hochmütig, und einen weißen Theatermantel mit Silberstickerei hatte sie angehabt. Wie sich die Frauen gegenübergestanden waren, beide hochfahrend und stolz — und wie wundervoll und großartig hatte Lulu die Fürstin Evchen Wolchonska

angeschaut . . . überhaupt Lulu . . . unvergleichlich war sie, und er hatte sie so übermenschlich liebgehabt — — ein Schuft und Betrüger war er um ihretwillen geworden! Da war es wieder, das namenlose Weh, das ihn wie mit eisernen Klammern festhielt. Sein Herz füllte sich mit bitterem Gram bis zum Rande. An Hildegard hatte er gesündigt, nein, gefrevelt. „O Hildegard, Hildegard . . ."

Heinz fiel auf eine Bank nieder und stöhnte. Mit einer heißen Sehnsucht dachte er an Hildegard und an vergangene Zeiten. Aber er fühlte nicht die Willenskraft in sich, aufzustehen und zu ihr zu eilen. Er legte die Hände an seinen trockenen Mund, „Hildegard . . . Hildegard," flüsterte er innig, dann gedankenlos.

In einer stumpfen Verwunderung saß er da, er wußte nicht wie lange. Es mußte schon spät geworden sein. Die Anlagen wurden zusehends leerer, auch die Straße. Er begann die Passanten zu zählen.

Plötzlich fühlte er einen großen Durst. Ob er wohl zum Kanal hinunterstieg und sich mit der Hand ein wenig Wasser schöpfte?

Bleich und zitternd erhob er sich und schwankte wieder vorwärts. Seinen Vorsatz zu trinken hatte er vergessen.

Mit raschen Schritten kam ihm eine Dame entgegen.

„Jenrik Feodrowitsch!" rief sie ihn halblaut an, „Jenrik Feodrowitsch, sind Sie's?"

Heinz fuhr zusammen.

„Mein Gott, wie sehen Sie aus? Sind Sie krank?"

Wera Tilischewsky, die Ärztin, stand ihm gegenüber. Heinz fuhr sich mechanisch über die Stirn und lächelte abwesend.

„Nein . . . ich . . . ich bin ja ganz gesund."

Sie faßte nach seinen Händen. „Lieber Freund, Sie fiebern ja," sagte sie besorgt. „Was fehlt Ihnen? Was haben Sie vorgehabt?"

Heinz sah sie starr an. Jetzt wußte er.

„Ich glaube, ich habe einen Menschen erschlagen," sagte er apathisch. „Lassen Sie mich nur, Wera Pawlowna," fuhr er müde fort, „reden Sie nicht mit mir, es ist nicht der Mühe wert."

„Um Gottes willen, — — was sagen Sie da?" Die Ärztin packte ihn beim Arm und schüttelte ihn energisch. „So kommen Sie doch zu sich. Was ist passiert?"

Heinz sah sie mit einem gequälten Ausdruck an. „Nichts, wirklich nichts Besonderes," murmelte er — „im Zirkus . . . wurde . . . ein Bursche gegen eine Dame unverschämt, da hab' ich ihn gezüchtigt. Er stürzte, wahrscheinlich hab' ich ihm den Schädel verletzt, 's ist übrigens nicht schade um ihn, nur daß er — der Sohn — eines alten Freundes von mir ist, des Doktors Vesper."

„Wie?" rief Vera entsetzt, „der Bruder der Fürstin Wolchonska?"

„Ja ja . . ." nickte Heinz. Plötzlich begannen seine Zähne zu klappern. Ein Schluchzen stieg ihm in die Kehle. Er mußte sich den alten Doktor vorstellen, dem er ein so schweres Leid getan. Großer Gott, was lag nicht alles an Schuld auf ihm! „Hildegard," flüsterte er leise und bittend, „liebe, liebe Hildegard . . ."

Ratlos stand Wera Pawlowna vor ihm und betrachtete ihn. Nein, er war nicht normal, soviel stand fest. Es war ja wohl das beste, wenn sie ihn jetzt kurzerhand als Patienten betrachtete und ihn einfach nach Hause begleitete.

Energisch trat sie von ihm fort aus dem Schatten der Allee und spähte die mondbeschienene Straße entlang.

„Droschke, Droschke!" rief sie laut.

Ohne Gruß und wieder wie abwesend war Heinz an ihr vorübergeschritten, er, der sonst die Höflichkeit in Person war. Nein, das ging nicht mit rechten Dingen zu. Wera schüttelte den Kopf.

„Droschke, Droschke!" rief sie wieder durch die hohlen Hände in die stille Nacht hinein.

Endlich hörte sie einen Wagen heranrasseln.

Sie stürzte Heinz nach und faßte ihn am Arm.

„Kommen Sie, Jenrik Feodrowitsch, ich begleite Sie nach Hause. Sie sind heute mein Patient," sagte sie mit ruhiger Bestimmtheit.

Heinz nickte gleichgültig; der Wagen hielt vor ihnen, und beide stiegen ein.

Sorgfältig hing Wera Pawlowna Heinz ihren Plaid über die Schultern. Eilig rollte der Wagen mit ihnen davon.

Keines sprach ein Wort. Wera suchte in ihrem Handtäschchen und zog ein Fläschchen mit Kognak und eine Kapsel Chinin hervor.

„So!" sagte sie befriedigt „Mein alter Bahnwärter Timoschka hat das nicht mehr nötig gehabt, denn er ist zu einem besseren Leben eingegangen. Jetzt sollen Sie sein Erbe antreten. Bitte, nehmen Sie die Kapsel — so! Und nun noch einen Schluck Kognak drauf!"

Heinz tat gehorsam, was sie verlangte.

Wieder schwiegen sie. Die Fahrt wollte gar kein Ende nehmen. In bleicher Weite schimmerten die stillen Straßen.

„Die Toten fordern Rechenschaft!" sagte Heinz plötzlich laut.

Wera sah ihn erschreckt von der Seite an. Er saß vorgebeugt, die Hände auf den Knien. An seinem Ausdruck erkannte sie, daß er nicht wußte, daß er gesprochen hatte.

„Brr." Endlich hielt die Droschke am Dünakai. Breit und silbern strömte der Fluß. Der Klang von Stimmen schallte schwach von dunklen Barkassen über das Gewässer.

Wera sprang zuerst aus dem Wagen. „So! Nun behüt' Sie Gott!" sagte sie warm. „Gehen Sie sofort zu Bett und schlafen Sie sich gründlich zurecht. Morgen früh komme ich bei Ihnen vor."

Sie reichte ihm die Hand. Heinz ergriff sie mit mattem Druck. „Danke!" murmelte er.

Er suchte in seinen Taschen nach dem Hausschlüssel und steckte ihn ins Schloß. Erst als sich die schwere Eichentür hinter ihm geschlossen hatte, setzte sich Wera wieder in der Droschke zurecht und fuhr davon.

Mühsam stieg Heinz die Flurtreppe empor. Das Haus war totenstill. Es war ihm, als ob in seiner Seele alles leer geworden sei und als stiege er durch schweren grauen Nebel.

Ein schräger Mondenstrahl fiel durch das Flurfenster auf seine Tür und beleuchtete deutlich das Porzellanschild mit seinem Namen. „Architekt Heinrich Stürmer" las Heinz, und zum erstenmal fiel ihm auf, daß der Punkt nach dem Namen vergessen worden war. Da gehört durchaus ein Punkt hin, dachte er unzufrieden.

Er drückte auf den elektrischen Knopf der Hausglocke und schellte leise und vorsichtig. Hildegard wollte er nicht wecken.

Aber gleich dicht hinter der Tür hörte er einen erschreckten Ausruf und flüsternde wirre Stimmen.

„Wer ist da?" hörte er den erstickten Ton des Hausmädchens.

„Ich bin's, Emma, machen Sie nur auf!" sagte er matt.

Die Tür ward leise aufgetan, und Heinz sah in die verstörten Züge des Mädchens, er sah auch eine fremde weibliche Person im Vorzimmer.

Was hatte das zu bedeuten?

„Ach gnädiger Herr, ach gnädiger Herr . . ." jammerte das Mädchen schluchzend.

Ein eisiger Schrecken packte ihn. In einem Nu hatte er alle Willenskraft beisammen.

„Was ist? So sprechen Sie doch!" fuhr er sie hart an. „Ist die gnädige Frau krank?"

„Ach nein, ach nein, — — noch schlimmer, ach

Herr, erbarmen Sie sich, die Polizei ... hat Sie gesucht .. ."

Er schleuderte sie zur Seite und wollte durch sein Arbeitskabinett in Hildegards Zimmer.

Eine Männergestalt trat ihm hastig entgegen. Heinz erkannte Hildegards Arzt und blieb stehen, als habe er einen Schlag ins Gesicht erhalten.

„Ist — sie — tot?" fragte er langsam.

„Fassen Sie sich, Herr Stürmer, Gottes Wege sind unerforschlich ... Ihre Frau Gemahlin hat vor zwei Stunden ... einen Herzschlag ... ich kam bereits zu spät."

Heinz stand noch immer regungslos; ihm war, als würde ihm die Welt unter den Füßen weggezogen.

„Hat — sie — sich — erschreckt?" brachte er mühsam heraus.

Der Doktor zuckte die Achseln. „Ich fürchte es," murmelte er — — „die Polizei war hier."

„Jawohl!" stöhnte Heinz, „ja!" Er war weiß vor bitterem, grausem Schmerz.

„Mein Herr und Gott . . ." ächzte er heiser, „mein Herr und Gott!"

Schwankend wie ein Rohr im Winde, drückte Heinz die Tür zu Hildegards Zimmer auf.

Es war wunderlich erleuchtet.

Zwei fünfarmige Kandelaber standen zu Häupten des Bettes.

Und auf dem Bette ruhte wachsbleich in sanft lächelnder, lieblicher Ruhe Hildegard.

Heinz griff wild in die Luft mit beiden Armen, ein stöhnender Gurgellaut hallte grauenvoll durch die Stille, dann brach er schwer zusammen ... in die Knie.

Auf den Knien blieb er liegen. Betäubt. Vernichtet. Wie lange — er wußte es nicht.

Auf den Knien kroch er kraftlos an das Lager der Toten.

„Hildchen," ächzte er flehend, „mein Herz, auch dich, auch dich hab' ich gemordet!"

Auf ihrer Decke lagen ein paar lose Blätter. Er erkannte seine eigene Handschrift.

Es waren die beiden Skizzen: „Die Zigeunerin" und „Leid".

„Und doch ist es blau . . . mit kleinen, weißen Punkten —" murmelte er abwesend, „ja, ja. Hast du das noch einmal gelesen?"

Er starrte sie an. Sie lächelte geheimnisvoll.

* * *

Am anderen Morgen in der Frühe stellte sich Heinz selbst dem Gericht. Es wurde eine langatmige und traurige Angelegenheit.

Evchens Bruder, Rechtsanwalt Max Vesper, war in derselben Nacht im Krankenhause verschieden.

Die Zeugenaussagen stimmten alle überein: von einem vorsätzlichen Totschlag könne nicht die Rede sein, — der Verstorbene habe der Kunstreiterin Gräfin Lulu Courtenay unziemliche Dinge gesagt — zum Teil waren sie von den Zeugen gehört worden — und von ohngefähr sei der Architekt Heinrich Stürmer auf ihn zugesprungen und habe ihn durch einen Hieb von jedenfalls unbeabsichtigter, furchtbarer Gewalt tödlich getroffen.

In welchen Beziehungen aber standen Stürmer und die Gräfin Courtenay zueinander?

Sie seien Jugendfreunde, hatte Lulu ruhig erklärt.

Vor Gericht fand Heinz sich zum ersten Male wieder Lulu und Evchen gegenüber.

Die Haltung der beiden Frauen war von gleicher abweisender Kälte gegeneinander, von gleichem Hochmut und von gleicher Beherrschung der Formen. Evchen, die durch die Aufmerksamkeit ihres Gatten für Lulu aufs äußerste gereizt war und in der Schulreiterin die geborene und „deklassierte Aristokratin" verabscheute, verschmähte es nicht, die Beziehungen zwischen Heinz

und der „Gräfin" Courtenay in beiläufigen, fein zugespitzten Randbemerkungen zu verdächtigen. Eine späte Eifersucht mochte dabei auch mit im Spiele sein. Lulu jedoch ignorierte solche Anzüglichkeiten in vornehmster Weise, und nur einmal gab sie durch einen verächtlichen Blick zu erkennen, daß sie die Fürstin Wolchonska durchschaut habe. Weder versuchte sie es, irgendwie sich Heinz zu nähern, noch ihn an geschehene Dinge zu erinnern.

Es schien, als habe der Tod Hildegards eine unsichtbare, aber unübersteigbare Schranke zwischen Lulu und Heinz aufgerichtet.

Die Tatsache, daß Evchen mit ihrem Gatten und Bruder gerade an jenem verhängnisvollen Zirkusabende in Riga gewesen, fand eine ganz einfache Erklärung.

Der Fürst Wolchonsky hatte einer Gerichtsangelegenheit wegen Dokumente nötig, die er sich am besten persönlich mit Hilfe seines Schwagers, des Rechtsanwalts in Riga, beschaffen konnte. Seine Vorliebe für Lulu, die er von Petersburg her kannte, führte ihn in den Zirkus. Teils Trotz, teils Neugierde, die umschwärmte Kunstreiterin zu sehen, von der ihr Bruder in Ausdrücken der Verzückung sprach, hatte auch Evchen bewogen, die Vorstellung zu besuchen, und der Fürst hatte sich Lulu in der ausgesprochenen Absicht genähert, um seiner Gattin die Harmlosigkeit seiner Beziehungen zu der Artistin vor Augen zu führen. Ohne den Frauenjäger Max Vesper, der seiner Sinne nicht mehr mächtig gewesen, wäre es nie und nimmer zu dem Konflikt gekommen, der für Heinz einen so tragischen Ausgang nehmen sollte.

Dem Einflusse des Barons Bevern, seines Schwiegervaters, hatte es Heinz nach endlosen, aufreibenden Verhandlungen schließlich zu danken, daß er freigesprochen ward.

Er war freigesprochen. Aber er selbst sprach sich nicht frei. Und wenn er auch niemanden einen Blick in seine

zerrissene Seele tun ließ, so begann er doch zu fühlen, daß er das Vertrauen der Allgemeinheit allmählich verlor.

Die Bevernsche Verwandtschaft zog sich von ihm zurück. In den Augen seines Schwiegervaters und seiner gebrochenen Schwiegermutter las er ein unausgesprochenes, schmerzliches Mißtrauen. Indirekt war er ja auch offenbar an dem Tode Hildegards schuld. Er versuchte es weder, sich zu rechtfertigen, noch etwas zu erklären. Seinen Jammer trug er allein.

Er vergrub sich in seine Einsamkeit. Außer Wera Tilischewsky sah er keine Menschenseele bei sich. Auf der Straße hatten ihn nacheinander alle Glieder der Familie Schnorr mit ostentativer Mißachtung zu kennen aufgehört. So wenig Heinz auch an diesen minderwertigen Naturen gelegen war, so sah er in ihrem Verhalten dennoch deutlich den Umschwung der öffentlichen Meinung, die sich wider ihn erhob.

Ruhelos und unstet war er geworden. Tage und Nächte hindurch wanderte er unablässig in seinen Zimmern auf und nieder, auf und nieder, wie ein gefangenes, elendes Tier, bis ihn die Müdigkeit zu einem kurzen, unruhigen Schlaf aufs Bett warf. Seine Tätigkeit als Architekt hatte er niedergelegt und anderen Händen die begonnenen Bauten übergeben. Von seinen Freunden kamen teilnehmende Briefe. Nora schrieb, sie wolle zu ihm kommen. Er lehnte kurz ab. Erschüttert schrieb Isis mit zitternder Hand, er sei krank und bettlägerig, doch sei sein Herz und seine ganze, treue Liebe bei Heinz. Verenas Brief atmete eine scheue Zurückhaltung. Scheffzoff war in Sibirien bei seiner Schwester, er hatte von dem Unglück offenbar nichts erfahren.

Frau Stürmers Schreiben riß alle Wunden von neuem auf. Sie flehte ihren Sohn an, doch zu ihr ins Elternhaus zurückzukehren. Da sei sein Heim, an ihrem Herzen seine Ruhestätte. Mit ihr könne er von seinem verlorenen Lieb reden.

Heinz lehnte ab. Er wolle nur Ruhe, Ruhe und Alleinsein. Die Stadt war ihm eine tägliche Qual, doch von den Räumen, in denen er mit Hildegard glücklich gewesen, konnte er sich nicht trennen.

Er lebte in Erinnerungen, und die Erinnerungen umschlichen ihn wie marternde Gespenster. Welche tiefe, reine, selbstlose Liebe hatte er mit Füßen getreten, verraten! Achtlos war er über sie hinweggeschritten einer anderen Liebe nach, die ihn jetzt treulos verlassen hatte, als sei sie nimmer gewesen! Was half es, daß er Hildegard glücklich gewußt? Er hatte sie ja doch betrogen, und wenn er auch nie aufgehört hatte, ihr einen Teil seines Ichs zu geben, so war es doch nur ein Teil, nichts Ganzes.

Ein Ganzes hatte er genommen, ein Halbes dafür gegeben. Und der Mund, der ihm hätte vergeben können, war in ewigem Schweigen erstarrt, die Augen, die ihn mit nimmermüder Liebe angeschaut hatten, waren gebrochen und tot.

In seiner Qual und der wehen Einsamkeit seiner Seele dachte er oft daran, sich das Leben zu nehmen. Der Gedanke an Hildegard allein hielt ihn davon zurück.

So war der Sommer dahingegangen, und der Herbst war gekommen mit seinem Regen, seinen fallenden Blättern und seinen heulenden Winden.

Und immer noch wanderte Heinz stundenlang ruhelos durch die schallenden Räume auf und nieder. Auf und nieder.

Von Zeit zu Zeit sank er erschöpft in seinem Sessel vor dem Schreibtisch zusammen und wühlte hastig in seinen Papieren. An jedem Blättchen hafteten Erinnerungen. Er ließ sie rastlos durch die Finger gleiten. Hier, zu dieser Skizze hatte Hildegard den Kopf geschüttelt, über jenen tollen Einfall hatte sie froh gelacht und zustimmend genickt. Und wieder hörte er ihre sanfte Frage: „Warum schreibst du denn nur das alles

für dich? Ich möchte es doch so furchtbar gern einmal gedruckt lesen!"

Dieses Wort ging ihm nach. Sie hatte seine Arbeiten gedruckt lesen wollen! Sollte er sie nicht endlich sammeln und drucken lassen?

Trübe stützte er den Kopf in die Hand. Sie würde sie ja doch nicht mehr lesen!

Und während er saß und in den Blättern wühlte, fiel ihm ein geschlossener Brief in die Hand, derselbe, den er einst an Nora geschrieben und der ihm aus Petersburg zurückgesandt worden war mit dem Vermerk: Unbestellbar.

Auch daran haftete eine schmerzliche Erinnerung. Hildegard hatte einst diesen Brief gefunden und verwundert gefragt: „Ein alter Brief an Nora — von dir, Heini? Darf ich ihn lesen?"

Da hatte er ihn ihr hastig aus der Hand genommen und gesagt: „Ach nein, Hildchen, laß nur. Das sind verjährte Sachen!" Seiner Zweiteiligkeit hatte er damals gedacht und geglaubt, sie nun endlich durch die Liebe zu Hildegard überwunden zu haben. Ja freilich — eine traurige Überwindung!

Er vergrub das Gesicht in die Hände und sann. Wie stand es nun um ihn? War er nicht heute eins? Eins in seinem Gram, eins in seiner bitteren Reue? Eins in seiner Hoffnungslosigkeit?

Jetzt war nichts Geteiltes mehr in ihm. Ganz und gar hatte ihn der Kummer überflutet wie eine schwere See.

Und während er in sich versunken dasaß, hörte er schellen. Er fuhr auf, das war ein seltenes Ereignis geworden seit . . .

Emma kam und meldete, ein alter Jude sei da und wolle den Herrn Architekten sprechen.

Wie er sich nenne?

Sie glaube, Baruch Kohen.

Heinz stand schwerfällig auf. „Ich lasse bitten," sagte er müde.

Die Tür ging, und langsam trat Isidors Vater, der alte Kohen, herein. Silberweiß war sein Haar, gebeugt seine Haltung, gramvoll sein Gesicht.

„Vergeben Sie, gnädiger Herr Architekt," sagte er mühsam, „aber ich hab' wollen die Trauerbotschaft selbst überbringen dem Freunde von meinem armen Sohne Isidor."

„Wie?" stammelte Heinz — „Isidor ist —"

„Isidor ist gestorben — —" ächzte der alte Mann, „an einer Lungenentzündung, und hat vielemal vor seinem Tode grüßen lassen dem Herrn Architekten."

Da hielt sich Heinz nicht länger. Er stürzte dem alten Juden an die Brust, hielt ihn fest umschlungen und schluchzte, schluchzte wie noch nie.

Zum ersten Male hatte er erlösende Tränen gefunden.

Einunddreißigstes Kapitel.

Sausend wehklagte der Wind auf der See. Über die lebendige Einöde des stürmenden Meeres fuhr er dahin und jagte die zischenden Schaumkronen der grüngrauen Wogen vor sich her und peitschte sie an das sandige Ufer, daß sie zerfetzt weit ins Land flogen wie flockige, sprühende Schleier. Oder er warf die taumelnden Wogen in ohnmächtiger Wut gegen den granitnen Felsblock, der trotzig und einsam aus der wirbelnden Flut aufragte, ein gewaltiger Zeuge ungezählter Herbststürme.

Heinz stand am Ufer, barhäuptig und gramvoll. Sein dunkles Haar, in das sich frühzeitig eine vereinzelte schneeweiße Strähne verirrt hatte, flatterte im Winde. Im Dunkel irrte seine Seele. Die Finsternis der Schuld und der Einsamkeit lag auf ihm. In ihm war etwas zersprungen. Er traute sich selbst nicht

mehr. Wer konnte ihm den Glauben an sich selbst wiedergeben?

Er lebte unter Fischern, in einem esthländischen Dorfe. Niemand wußte, wo er war, außer seinen Eltern und Nora. Für die Welt war er tot.

Der Architekt Heinrich Stürmer war gestorben. Der Mensch Heinz aber fristete ein wunderliches Traumleben dahin, zwecklos, ziellos und stumm, und dennoch wollte eine leise, süße Hoffnung in ihm nicht sterben. Wie ein Lauschen war es auf eine ferne, zarte Melodie, wie ein sehnsüchtiges Ausschauen nach dem Schiff mit weißen Friedenssegeln, wie ein Harren auf eine erlösende, heilige Stunde. Oft war das Leiden zu groß, um ertragen zu werden, denn Stunden der Qual zählen doppelt und dreifach. Dann warf er sich stöhnend in den Sand und barg den Kopf in die Arme. Die Bauern, die ihn sahen, umschritten ihn in weitem Bogen und flüsterten scheu. Sie fürchteten sich vor dem Jammer, der einen Menschen in ihrer Mitte schüttelte und zerriß.

Zuzeiten kamen ihm wunderliche und furchtbare Gedanken. In der Stille der Nacht, die von dem einförmigen Rauschen des Meeres erfüllt war, sah er eine ungeheure Menge von Gestalten an sich vorüberziehen und hörte ihr feierliches Schreiten. Das waren die, so das sechste Gebot übertreten hatten, und sie alle sahen ihn gramvoll an. Oder in blutrote Gewänder gekleidet schritt groß wie ein Heer die Unzahl der Mörder und Totschläger an ihm vorüber.

Und auch sie kannten ihn und nickten ihm ernsthaft zu.

Sie alle waren seine Brüder.

Reihen um Reihen kamen sie gezogen, alle die Übertreter des Gesetzes, die großen und die kleinen armen Sünder, die Diebe, die Lügner, die Heuchler, die Götzendiener und Gottesleugner, und Heinz empörte sich gegen die Heerscharen solcher, mit denen er nichts gemein zu haben glaubte. Wo und wann hätte er denn gestohlen?

gelogen? geheuchelt? Gott geleugnet und Götzendienerei getrieben? Mit diesen hatte er nichts gemein, nein nein, er nicht!

Und auf einmal wurde es in ihm helle.

Wie? Hatte er nicht Mirjam aus dem Kreise der Ihrigen, hatte er sie nicht ihrer Mutter gestohlen? Hatte er nicht vor Isis geheuchelt? Vor Hildegard gelogen? Hatte er sich nicht mit der Tugend der Treue geschmeichelt, die er nicht besaß? Nicht die Liebe, das Vertrauen, den Glauben seiner Freunde zu erhalten gewußt, ohne sich bloßzustellen?

Schuldig, schuldig, schuldig! sprach es in ihm. Mehr oder weniger war er in allem schuldig.

Und eines grauen Morgens stand er auf und schrieb die zehn Gebote auf einen weißen, großen Bogen Papier und setzte unter jedes Gebot die Worte: „Ich bin schuldig, denn . . .“ und dann folgte die nähere Begründung.

Wie ein Schwert hatte er sich dieses Schriftstück bereitet, zurechtgeschliffen und geschärft, — wie ein Schwert, um sich damit die eigene Brust zu durchbohren.

Dann ward ihm leichter.

Aber darunter schrieb er mit großen Buchstaben: denn ich bin ein Mensch!

Da war ihm, als trüge er eine unsichtbare Leidenskrone, das Merkmal des Menschen, der aus dem Vollen gesündigt, gelitten, gebüßt und erkannt hatte.

Noch war sein Streben nicht tot, noch war er ein Werdender, noch durfte er wachsen.

Aber er traute sich selbst nicht mehr.

Und mitten in den Sturmwind hinein schrie er: „Ich bin nur ein Mensch! Aber ein Mensch bin ich dennoch!“

Nur und dennoch!

Der heulende Wind fing die Worte auf und schleuderte sie ihm mit Fauchen und Gellen, ein grauses, spottendes Echo, zurück.

Heinz schüttelte die Fäuste und hob den Kopf. Herausfordernd stand er da. Hatte er nicht auch gekämpft und sich gewehrt wie ein Mann? Mochten doch die über ihm zu Gericht sitzen, die eine Doppelseele hatten wie er und dennoch rein und fleckenlos geblieben waren! Denen, die nie in gleicher Versuchung gestanden, — denen schenkte er sowohl ihre Gnade wie ihre Verurteilung.

Vor Gott war er schuldig — er war es vor sich selbst, vor Hildegard und Isis — vor den übrigen Menschen sprach er sich heute frei. Gelitten und gebüßt hatte er furchtbar. Wer ihn nicht verstand, der durfte ihn nicht richten. Wer ihn aber verstand, der konnte auch ihm vergeben, denn auch die Scharen der Schuldlosen durften ihn Bruder nennen. Auch er war ein Mensch!

Er kehrte sich ab von der tosenden See, gedankenvoll und wild.

Da fiel sein Blick auf ein kleines, flachshaariges Bauernmädchen, das hinter ihm gestanden hatte, neugierig und erschreckt, den Finger im Munde. Als es dem finsteren Manne ins Gesicht schaute, schrie es auf und wandte sich zur Flucht.

Das Dirnchen fiel hin und blieb schreiend liegen.

Heinz sprang herzu, hob die Kleine sanft auf und stellte sie auf die Füße.

„Warum fürchtest du dich vor mir?" sagte er still. „Ich tu dir ja nichts."

Er zog ein kupfernes Geldstück und schenkte es dem Kinde.

Die Kleine sah ihn verwundert an; vor Staunen blieb ihr das Mäulchen offen stehen, endlich lachte sie verschmitzt und freudig und lief jauchzend mit ihrem Geldstück davon, einem Mädchen in Bauerntracht entgegen, das weit abseits unter einer Kiefer stand.

Wie hatten die Augen des Kindes geleuchtet!

Heinz senkte beschämt den Kopf. Ein Kupferstück

und ein paar gute Worte hatten das vermocht. Vorher aber war das kleine Mädchen vor ihm geflohen, als sei er ein böses, wildes Tier.

So wenig also hatte er sich das Vertrauen der einfachen Leute ringsum zu verdienen gewußt! Nein, es war noch schlimmer — er hatte gar nicht an sie gedacht. Sie existierten kaum für ihn und waren doch seine Brüder. Welcher verblendete, elende Hochmut! Welche Ichsucht! Sie, die Schuldlosen, die Einfachen und Ungeteilten waren seine glücklicheren Brüder, und er, er kannte sie nicht. An ihnen war es, den einsamen Mann, der er war, nicht zu kennen.

Wie war es ihm früher leicht geworden, die Herzen zu gewinnen! Zugeflogen waren sie ihm alle wie bunte Sommerfalter dem honigsüßen Blütenkelch! Nie hatte er um sie geworben. Jetzt aber war der Kelch seines Wesens mit Leid und Bitternis gefüllt bis zum Rande, so daß er sich wiegte und schwankte im Winde und die bitteren Tropfen verschüttete. Nun war es an ihm, zu werben und zu gewinnen, es war an ihm, zu suchen, zu finden und zu verlieren, zu besitzen, als besäße er nicht. Das Anrecht auf Besitz hatte er verwirkt, der Treue war er nicht wert gewesen.

Und Heinz begann langsam, langsam umzulernen und einen neuen Anfang zu suchen.

Er stieß auf harte Köpfe und verschlossene Türen. Still setzte er sich zu den Fischersleuten vor die Haustür und sah ihnen bei ihrer Arbeit zu.

Hatten sie ihn früher scheu gemieden, als er an ihnen hochmütig vorüberging in seinem Leide, so sahen sie ihn jetzt mißtrauisch und mürrisch an und schwiegen. Was wollte der feine Herr, der Nichtstuer, von ihnen? War er ein Ungläubiger? ein Verderber? ein Spion? Über ihn hinweg warfen sie einander höhnische Bemerkungen zu, die ihm galten. Er verstand die Worte kaum, aber er erriet den Inhalt aus den verschlossenen Mienen der Leute.

Doch er hielt bei ihnen aus. Demütig war er geworden. In tätige Beziehungen zu seinen Brüdern wollte er treten.

Einmal erbot er sich, ihnen beim Netzeflicken zu helfen.

Sie lachten ihn aus.

Andrä Tarto, ein breitschultriger Bauer mit durchfurchtem, schwerem Gesicht, warf ihm schweigend ein Netz zu. Er war unter den Fischern der angesehenste und in den Zeitungen belesen.

Ungeschickt machte sich Heinz zuerst über die ungewohnte Arbeit her, aber bald wurden seine Finger gelehrig und beweglich, und er flickte sein Netz geduldig und ordentlich wie die anderen auch.

Von nun an saß er täglich einige Stunden über zerrissenen Netzen und arbeitete.

Immer kam er wieder.

Und ehe die Fischersleute es wußten, hatte er brockenweise die fremde, rauhe Sprache aufgefangen und zu verstehen gelernt.

Die Spötter waren allgemach verstummt. Die harten Gesichter belebten sich, freundlich nickte ihm dieser oder jener zu. Bei dem da war's nicht richtig im Kopf — er war ein Wunderlicher, aber böse war er nicht. So ließen sie ihn gewähren.

Und als der winterliche Nordwind kalt und schneidend über das Meer dahinzufahren begann, da lud ihn der eine oder der andere in seine warme Stube.

Aus ihren Reden entnahm er, daß noch ein Gast sich in dem Fischerdorfe aufhielt, ein Mädchen. Eine Feine, Herrschaftliche sei das, wenn sie auch jetzt Bauernkleider trage.

„Auf dem Kopf steht heutzutage die Welt!" sagte Andrä Tarto mit grimmigem Lachen. „Herren werden Knechte ohne Lohn, und Knechte wie wir lassen uns dienen!"

Da sah Heinz die Bauern mit einem großen, leuchten-

den Blick an und sagte in korrektem Esthnisch: „Wißt ihr nicht, daß Dienen frei macht?"

Sie sahen ihn voll Staunens an und neigten die Köpfe tiefer auf ihre Netze.

„Wovon wollt Ihr frei werden, Herr?" fragte endlich Andrä Tarto nach einer schweren Pause.

„Von Schuld und Reue, lieber Freund," antwortete Heinz still.

Er hörte hinter sich das Rucken eines Schemels. Tarto war aufgestanden und hielt ihm seine breite, schwielige Hand hin. Der mächtige Mann stieß fast an den Deckenbalken der rauchgeschwärzten, niedrigen Stube.

„Gegen uns habt Ihr keine Schuld, Herr — wir aber gegen Euch, denn wir haben Euch anfangs verachtet."

„Nun aber lieben wir Euch!" klang aus dem Hintergrunde der Stube eine helle Jünglingsstimme.

Das war der „weiße Indrik". Flachshelle Haare hatte er und Augen wie ein Falke.

„Indrik hat recht geredet," sprach Tarto wuchtig. „Nun aber lieben wir Euch."

Heinz faßte die rauhe Hand und drückte sie fest.

„Ich danke Euch!" sagte er einfach.

In dieser Nacht saß er zum ersten Male über seiner längst verlassenen Arbeit und schrieb und schrieb. — —

Bald ward es Winter.

Der Schnee lag hoch und fleckenlos auf dem Strandufer. Dunkel und eilig kamen die geschäftigen graugrünen Wellen geschlichen und leckten und schlürften an dem weißen Gestade hin wie gierige Diebeszungen. Über dem Granitblock im Meere lag schwer ein weißes Pfühl. Schneebeladen standen die düsteren Kiefern und wagten sich nicht zu rühren. Wolkenverhangen und grau wuchtete der Himmel über der Weite des leise rauschenden Meeres.

Und Heinz hatte ein großes Stück Arbeit hinter sich.

Sein wechselndes Ich war das Wild, das er unaufhörlich verfolgte. Seine Schuld war die Fährte, der er stetig nachschlich, und über der lastenden Unfreiheit seiner zwiespältigen Seele erhob allmählich die Freiheit seines Geistes, der sich selbst begriffen hatte, siegreich ihr Haupt. Sein ehrlicher Wille, seine Mitmenschen zu lieben, ihnen zu dienen, wer sie auch seien, hatte ihm die Würde wiedergegeben. Und dennoch: einem anderen an seiner Stelle hätte er vergeben können, sich selbst vergab er nicht. Aber in der Stille der rauhen Natur, in der Stille seiner Tage erkannte er mit unbeirrbarer Gewißheit, daß es überall einen inneren Zusammenhang gibt und eine höchste Einheit, und dieser Einheit legte er wie ein müdegewordenes Kind der Mutter seinen Kopf in den Schoß.

Das Dunkel war über seine Seele gekommen, und schuldig war er geworden, aber Dunkel und Schuld trugen ihren lichten Segen in sich. Nicht seine Zwiespältigkeit durfte er anklagen, sondern seine Schwäche.

In Winterschnee und Eis starrten die Wälder, aber unter ihrer schweren Hülle wachte leise und heimlich ein Werdendes. Wenn das unruhige Meer an den Küstenstrichen in Eisesbanden gefangen lag — drunten in der Tiefe war es voll wogenden Lebens, und die kreischende Möve, die mit wildem Klagelaut über das erstarrte Gewässer dahinflog, wußte, wo sie Nahrung suchen solle.

Die Fischersleute wußten, daß ihr schweigsamer Gast ein Schuldiger, doch kein Böser war; die Kinder wußten, daß er gute Augen hatte und kamen eines um das andere zutraulich zu ihm geschlichen; die Frauen und Mädchen wußten, daß er schön sei, und begannen ihm freundlich entgegenzulächeln.

Nur eine schien von allen diesen Dingen nichts zu wissen. Der fremde Gast war es, das schlanke Mädchen, das immer den gleichen ernsten Ausdruck trug und sich scheu an Heinz vorüberdrückte, wenn sie ihm begegnete.

Täglich sah er sie ein- oder zweimal. Sie kannte seine Wege und glitt bald im verschneiten Gehölz, bald am Meeresufer an ihm vorüber, mit niedergeschlagenen Augen, sobald sie ihm nahe war. Immer machte sie sich etwas zu schaffen. Manchmal trug sie ein Bündel Reisig, zuweilen eine Eishacke oder eine Art. Sah Heinz sie nicht an, so schien sie ihn mit ihren Blicken zu durchbohren. Schritt er aber mit kurzem Gruß an ihr vorüber, so senkte sie ruhig die Augenlider.

Und Heinz begann zu grübeln — wo hatte er doch ähnliche Züge gesehen?

So als bestehe zwischen seinem Tun und dem ihrigen ein rätselhafter Zusammenhang, so wußte sie ihn überall und täglich zu finden, selbst wenn er neue Wege suchte. Durch Sturm und Wind, durch schneidende Winterkälte und blindes Nebelwetter, — immer tauchte sie irgendwo gleichmütig vor ihm auf und verschwand wieder, wie sie gekommen war, beharrlich, ruhig und scheinbar absichtslos.

Die Reizbarkeit seines Gemüts begann unter diesen Begegnungen zu leiden.

Nie hatte er sich nach der seltsamen Fremden erkundigt. Sie aber umschlich ihn, als sei er ihr Eigentum.

Und triumphierend machte er einst auf unwegsamen Pfaden einen mühsamen Marsch landeinwärts durch den erstorbenen Wald, zwischen bemoosten eratischen Steinblöcken hindurch. Hierhin würde sie ihn sicher nicht verfolgen.

Triumphierend kehrte er heim. Er hatte sie nicht getroffen.

Auch drei Tage später auf seiner gewohnten Wanderung am Meeresufer traf er sie nicht.

Das begann ihn zu beunruhigen.

Doch über seiner Arbeit, die gewaltig vorwärtsschritt und machtvoll und seltsam wurde, vergaß er die Fremde.

Als er sie am vierten Tage wiedersah, glitt ein Strahl

der Freude über sein ernstes Gesicht, aber er sprach sie nicht an.

Seine Arbeit erfüllte ihn ganz.

Alle Gegensätze seines Wesens hatte er darin zusammengefaßt. Seinem Helden fehlte Charakter und Harmonie, aber er hatte Seele. Leidenschaftlich war er und spottete über Leidenschaften, tollkühn und bescheiden zugleich, anmutig und eigenartig. Er dachte gefährliche Gedanken, er war kein Ökonom der Moral. In steter Opposition gegen das Gesetzliche, suchte er die Einheit gleich ihm; in der Beziehung des Endlichen zum Unendlichen fand er seine Religion, in dem endlichen Sieg des Bewußten über das Un- oder Halbbewußte seine Rettung.

In diese innerlich bewegte Zeit fiel ein Brief von Nora.

„Denke Dir," schrieb sie unter anderem, — „Olgas Junge fängt an, seinem Pflegevater zu gleichen! Ist das nicht erstaunlich? Mir kommen mitunter ganz wilde Gedanken. Wie, wenn der Doktor wirklich sein Vater wäre? Noch sträubt sich alles in mir, daran zu glauben, aber zuweilen habe ich ganz kaltblütige Augenblicke. Das Unglück wäre am Ende nicht so groß, und wer heißt mich Närrin, einen Menschen blindlings zu meinem Abgott machen? Sind wir nicht alle Irrende? Von Lulu soll ich Dir einen schönen Gruß sagen und noch etwas anderes, das Dich gewiß befremden wird. Sie hat einen gesunden kleinen Sohn und ist ganz selig. Nie habe ich eine zärtlichere Mutter gesehen."

Heinz fühlte, wie etwas in ihm zersprang.

Sein Kind war da, sein und Lulus Sohn . . . der Erbe seines und ihres Wesens, sein Fleisch und Blut!

Und während er selber einsam, in bitterster Selbstanklage hinabgestiegen war in finstere Tiefen, — freute sie sich an dem Kinde, — sie war selig und warf ihm, dem Manne, einen Gruß zu wie einen Brosamen aus ihrem ertrotzten und erlisteten Reichtum.

Da fiel eine Hülle um die andere von seinen Augen.

Das Maß der Schuld war für die gleiche Tat nicht das gleiche, ebensowenig wie das Maß des Leidens, das sie nach sich zog. Die Übertretung riß dem einen furchtbare Wunden, dem anderen ritzte sie kaum die Hand. Ungestraft und heiter durfte dieser seine Hand ausstrecken nach verbotenen Schätzen, jenem erlahmten die Finger, sobald sie sich über ihrem Raube geschlossen hatten.

Was war Kraft und was war Schwäche?

Die Wage schwankte.

Die eigene Verletzbarkeit und die begehrliche bacchantische Gewissenlosigkeit Lulus — standen sich wie geharnischte Kämpen gegenüber, aber mit ungleichen Waffen und ungleicher Rüstung.

Wo sie unverwundbar schien, da blutete er schon aus tausend Wunden; wo er die Kraft der Entsagung und der Erkenntnis fand, da taumelte sie, lachend und unbewußt ihren Trieben folgend, die Straße des Lebens dahin.

Wo war Kraft und wo war Schwäche?

Die Wage schwankte.

Er lächelte wehmütig, aber es war das blutende Lächeln eines verwundeten Siegers.

Aus Tiefentrieben war er zur Tiefenklarheit gelangt. Zu begreifen hatte er gelernt, nicht zu richten.

Wieder kam ein großes Mitleid über ihn.

Seine Erkenntnis aber und sein Mitleid ward ihm eine Sternenkrone und ein verwundendes Schwert. Seine Erkenntnis und sein Mitleid warf er in die schwankende Schale zu seiner Schuld, und siehe — seine Schale flog empor!

O unbegreifliches Wunder; o heilige Stunde! —

Langsam, langsam gelangte er zu einer milden, fast heiteren Stimmung.

In einfacher Tätigkeit mit den Fischersleuten, in feiner geistiger Arbeit an seinem Werk gingen die Wochen und Monate dahin.

Frühlingsstürme sausten über das Meer. Die Fischer begannen ihre Boote instand zu setzen. Das Strandufer roch nach ausgeworfenem Seetang und Teer.

Mit Tarto und dem jungen Indrik machte Heinz eine Probefahrt in die frische See hinaus.

Hei, wie die grünen Wogen tanzten! Hei, wie der kecke Wind in die gebauschten Segel blies!

Indrik kniff seine Falkenaugen zu und sagte pfiffig: „Ich weiß was, Herr!"

„Drückt's Euch, Indrik, dann heraus mit der Sprache!" erwiderte Heinz lächelnd.

„Die Fremde hat nach Euch gefragt, — sie will bald abreisen, hat sie gesagt, und ob Ihr noch lange hier bliebet?"

„Nun, und Ihr?"

„Ich hab' gesagt, Ihr bliebet, bis Ihr hundert Jahr alt würdet, und wir wollten Euch auch gar nicht mehr hergeben. War's so recht, Herr?"

„Je nun!" meinte Heinz und zuckte die Achseln. „Ich weiß selber nicht, wie lange ich noch bleibe. Mir ist wohl bei Euch geworden."

Indrik stieß den großen Tarto vergnügt in die Rippen. Dann warf er seine Mütze in die Luft und fing sie wieder auf.

„Ich weiß noch was, Herr."

Heinz mußte auflachen. Tarto schmunzelte breit und kaute an seiner braunen Stummelpfeife.

„Sie, die Fremde mein' ich, hat eine Geige bei sich, und spielen kann sie darauf wie der Teufel und wie ein heiliger Engel. Weinen muß man wie 'n Kind, wenn man sie spielen hört. Aber sie spielt selten."

„Wann habt Ihr sie gehört?"

„Gestern war's. In der Nacht. Der Mond schien übers Wasser, und sie stand drüben auf der Landzunge und spielte und spielte. Ich hab' mich hinters lecke Boot gelegt und gehorcht, wohl über zwei Stunden."

Heinz spürte einen gewaltigen Ruck. Verena . . .?

dachte er. Mit unbeirrbarer Gewißheit setzte es sich ihm in der Seele fest — — es war Verena; um seinetwillen war sie gekommen, war sie den ganzen Winter in der wunderlichen Vermummung dageblieben. Um seinetwillen hatte sie, die große Künstlerin, von ihrer Kunst gelassen, still, hingebend und großmütig, unaufdringlich und stolz! So etwas konnte Verena für ihn tun, und er . . .?

Eine tiefe schweratmende Ruhe kam über ihn.

Welch wundergewaltige Fluten der Liebe mußten diese Mädchenseele durchströmen! Welch furchtbare Allwissenheit über seinen seelischen Zustand sie zu dieser heroischen Zurückhaltung bewegen! Und nun, da er in der Tat ein Überwindender geworden war, nun wollte sie gehen, still und anspruchslos, wie sie gekommen war!

So war denn die traurige Wahrheit, daß eine Menschenseele im Grunde stets allein ist, diesmal wie durch ein Wunder durchbrochen! Ein Wunder an ihm, — dem Elenden, dem Schuldigen . . .

Hatte sie nicht höchste Kunst und Liebe gelebt? Sich nicht hinausgerungen über sich selbst und die Grenzen des Möglichen?

Mit verklärtem Ausdruck starrte Heinz vor sich hin in die glasklaren, hüpfenden Wellen.

Ein Wunder war an ihm geschehen — — ein Wunder . . .

Die beiden Fischer schwiegen und sahen sich fragend an.

„Was ist Euch, Herr?" fragte Indrik leise.

Heinz erwachte aus tiefem Träumen.

„Ich bin glücklich, Freunde!" sagte er still. — —

Der Friede der Nacht ruhte auf der stillgewordenen blinkenden Flut.

Heinz lag auf dem Rücken im schadhaften Boot und zählte die goldenen Sterne über seinem Haupte. Still war seine Seele geworden wie das Meer, nur andächtige Schauer glitten darüber hin wie das Mondlicht über die atmende See.

Friede und Gnade hatten sich mit Silberschwingen auf ihn niedergesenkt. Es war eine Stunde der Klarheit, die nicht Zeit noch Raum kannte. Er wußte — Verena würde kommen.

Und sie kam.

Sie schritt ruhig an dem Boote vorüber, darinnen er lag, und stand hart am Meeresufer, die Geige im Arm.

Der erste Ton wuchs durch die Stille — ein heiliger Geist der Glut begann zu reden und zu singen.

Langsam erhob sich Heinz und trat näher an sie heran.

Es war Verena.

Zum ersten Male stand sie in ihrer gewöhnlichen städtischen Kleidung da, ohne bäuerliches Kopftuch, das ihr dunkles Haar zu verhüllen gepflegt — silbergrau ihr Gewand und silbern leuchtend ihr schmales Antlitz.

Heinz stand in heiliger Andacht wenige Schritte hinter ihr. Sein Gesicht war tränennaß. Das Schiff mit den weißen Friedenssegeln, worauf er geharrt, war gekommen.

Als sie den Bogen sinken ließ, sagte er leise: „Verena . . ."

Sie wandte sich um, ruhig, mit einem stillen Lächeln:.

„Du . . .!" sagte sie nur.

Dann warf sie die Geige hin und trat ihm entgegen. Sie legte ihm beide Arme auf die Schultern und sah ihn an.

„Du . . .!" sagte sie noch einmal.

Er sank vor ihr nieder und lehnte den Kopf an ihre Knie.

Ihre Hand strich leicht über seine weiße Haarsträhne hin.

„Endlich . . ." flüsterte sie — „endlich!"

Verklärt starrte er sie an.

Sie trat einen Schritt zurück und machte eine weite Armbewegung über das Meer hin.

„Heinz, — stehe auf — — sieh, so weit das unendliche Meer ist . . . so weit ist meine Liebe zu dir! Ach, nicht allein die Liebe des Weibes — — jede Liebe schließt

sie mit ein: Mutterliebe, Geschwisterliebe, die Liebe des Freundes, des Kindes —"

„Und des heiligen Helfers . . ." fiel er vor Schluchzen erstickt ein.

Er war aufgestanden. „Verena, ich bin dessen nicht wert — ein Ehebrecher und Mörder bin ich."

„Ich weiß," flüsterte sie lächelnd, „aber still, still."

„Ich traue mir selbst nicht mehr."

„Aber ich traue dir."

„Zerrissen, zerspalten bin ich, zwiespältig."

„Ich aber bin hundertfältig."

„Und wenn ich dir auch nur in Gedanken untreu würde . . .?"

„In der Tat wirst du mir immer wiederkehren. Du gehörst ja zu mir, denn ich allein hab' dich verstanden. Frei sollst du sein, wie ein Vogel."

„Verena!" schrie er außer sich — „o Verena!"

„Ach," sagte sie leise — — — „was ist denn Liebe? Soll sie nicht hoffen und glauben und dulden? Muß sie denn nur immer im allergröbsten Sinne besitzen? Besitzet, als besäßet ihr nicht — das ist Liebe! Will ich denn etwas anderes, als bei dir sein? Dieselbe Luft mit dir atmen, die gleichen Gedanken teilen, die gleiche Begeisterung und den gleichen Glauben? Dir helfen, deine Lasten zu tragen, deinen Jubel selig miterleben? Als Schwester, als Freund, als Kind, als Mutter, vielleicht auch einmal als Weib. Aber das ist nicht das Einzige — das Tiefste ist es freilich. Mutter deiner Kinder werden, — ja, das muß schön sein, aber es ist nicht das Einzige!"

Sie schmiegte sich dicht an ihn und schlang die Arme um seinen Hals.

„Weißt du, daß ich dich seit meinem achten Jahre liebe?" fragte sie. „Ich hatte dich lieb und liebte dich schon damals. Und wenn etwas, so hat mich diese Liebe zum Menschen gemacht und zur Künstlerin. Mußte ich nicht zu dir kommen? Dir dank' ich alles!"

Von Schauern der Ehrfurcht geschüttelt, küßte Heinz sie auf die Stirn und Augen und Mund.

* * *

Die ganze Nacht blieben sie beieinander am Strandufer. Als die Morgensonne rot und feierlich aus dem Meere stieg, zog Heinz Verena empor von dem Bootrande, auf dem sie beide gesessen. „Komm," sagte er, „komm! Zwei Dinge muß ich dir noch zeigen."

Schweigend gingen sie nebeneinander her. Das Unaussprechliche war über sie gekommen.

Er führte sie in seine einfache Stube und wies auf das Blatt mit den zehn Geboten an der Wand.

„Lies!" sagte er. „Das bin ich. Kannst du mir vergeben?"

Sie las. Frei und stolz sah sie ihn an. „Ich habe dir nichts zu vergeben, selbst wenn du das alles an mir gefehlt hättest, denn du selbst hast dir ja nicht vergeben."

Und Heinz wühlte in seinen Papieren. Er zog einen alten Brief hervor, denselben, den er einst an Nora geschrieben hatte und der ihm zurückgesandt worden war.

„Lies auch das!" bat er. „Es ist ein Stück Leben, — aber darüber hat wie eine blasse Ahnung schon der Tag geleuchtet, der jetzt unser Tag ist."

Verena setzte sich und begann den Brief zu lesen. Ihr braunschwarzes Haar hing in einer vereinzelten Locke in ihre marmorweiße Stirn hinein. Über ihrem vergeistigten Antlitz lag eine süße Stille.

Wie ist sie jetzt schön! dachte Heinz. Großer Gott — wie schön!

Er wartete und sah sie an.

Sie las langsam und ruhig, einen Bogen um den anderen. Dann legte sie die Blätter still beiseite.

„Kreise, Kreise!" murmelte sie, „und endlich Sonnenaufgang!"

Sie kam zu ihm hin und kniete an seiner Seite nieder.

„O du Mensch!" flüsterte sie. „Mensch! Mensch! Und rastlos suchende Seele!"

Sie blieb auf dem Boden kniend liegen und legte den Kopf in seine Hände.

„Ich warte noch auf ein Drittes," sagte sie, „du hast mir deine Arbeit noch nicht gezeigt."

Er wies auf einen Stoß Papiere.

„Da ist sie!" sagte er mit einem seltsamen Lächeln. „Ich glaube, nein ich weiß, ich bin weitergekommen."

Aufs Geratewohl schlug er eine Stelle auf und begann ihr daraus zu lesen.

Sie schloß die Augen und blieb in stiller Versunkenheit auf dem Boden sitzen. Als er geendet hatte, nahm sie seine Hand und küßte sie.

Sie schwiegen lange.

„Heini," sagte sie endlich mühsam, „du bist geworden, was du warst — ein Künstler und ein Mensch. Das Leid hat dir die Feuertaufe gegeben. Dein Weg führt weiter als der meine, und dein Reich ist nicht von dieser Welt allein."

„Wer, dem es heilig ist um seine Kunst und sein Leben, hat sein Reich in dieser Welt allein?" fragte er. „Sind wir, die wir etwas zu sagen und zu geben haben, nicht alle Zwischenweltler?" Und nach einer Pause fuhr er fort: „Durch schwere, schwere Irrtümer habe ich wandern müssen, um endlich zur Erkenntnis zu gelangen. Nicht Architekt soll ich sein, ich baue ja schon immerzu an meinen Dichtungen — ein Handwerk will ich treiben, oder besser noch, als Werkführer fremde Bauten leiten. So bliebe ich mit den einfachen Leuten, die ich liebgewonnen habe, in Fühlung und könnte ihnen in der Tat ein Freund und Bruder werden. Nie habe ich auch besser künstlerisch gearbeitet, als in dieser Zeit, da ich den Fischern ihre Netze flicken half. O Verena — bin ich reif genug zu diesem Ziel?"

Es wurde eine heilige Stunde. Die Augenblicke erblühten, verklangen wie ein seliger Traum.

Wieder wanderten Heinz und Verena durch das

Fischerdorf an das Meer hinaus. Da kam ihnen Indrik entgegen, einen Brief in der Hand.

Verdutzt blieb er vor ihnen stehen.

„Gebt ihr die Hand, Indrik, — es ist meiner Mutter Bruderstochter — — und —"

Indrik rückte verlegen an seiner Mütze und packte ungeschickt die feine Hand, die ihm Verena entgegenhielt.

„Ich bin also doch nicht fortgereist," sagte sie freundlich, „und wenn ich reise, nehme ich den da mit."

Indriks Gesicht wurde lang und betrübt.

„Wärt Ihr doch schon gereist!" sagte er grimmig und wandte sich ab.

„Hier ist ein Brief für Euch, Herr."

Heinz ergriff seine Hand und schüttelte sie kräftig.

„Wir kommen wieder!" rief er leuchtend. Mit einer gemurmelten Verwünschung sah Indrik ihnen nach.

Am Strandufer setzten sie sich in den Sand. Die Sonne warf glitzernde Funken über das Meer. Schlürfend kamen die kleinen Wellen gezogen.

Heinz öffnete den Brief. Wieder war er von Nora.

„Liebster Freund!" las er laut.

„In banger Sorge und voll schwerer Ahnungen schreib' ich an Dich. Denke Dir, es ist etwas Furchtbares geschehen. Lulu Courtenay ist gestern abend im Zirkus vom Pferde gestürzt und hat sich innerlich schwer verletzt. Ihr bleiben nur noch Tage, höchstens Wochen zum Leben. Sie ließ mich rufen. Seltsam still und sanft ist sie geworden. Das Kind saß auf ihrem Bett und jauchzte mir zu. ‚Liebe Schwester,' sagte sie mir, — — ‚alles kommt, wie es kommen muß. Früher habe ich Angst gar nicht gekannt, jetzt, seit der kleine Heinz da ist, bin ich furchtsam und ängstlich geworden. So geschah das Unglück. Wenn ich sterbe, Schwester Nora, bringen Sie das Kind unserem Freunde Heinz — das ist meine letzte Bitte . . .'

Dabei lächelte sie krank und wunderlich. O Heinz, was soll ich davon denken? — —"

Heinz ließ den Brief sinken.

Schweigend saßen sie im Sande.

„Sollen wir nicht morgen aufbrechen und uns unseren kleinen Sohn abholen?" fragte Verena mit einem zarten Lächeln.

Heinz vergrub seinen Kopf in ihrem Schoß und schluchzte.

Leise und liebkosend strichen ihre Finger über sein Haar hin.

„Sei tapfer, mein Liebling!" flüsterte sie.

„Schon lege ich deinen jungen Schultern drückende Lasten auf!"

„Lasten?" Groß sah sie ihn an. „Leid und Freude, beides nehme ich aus deinen Händen und will dir danken für jedes. Aus Leid soll uns aber Freude blühen, denn wir haben die Kraft des Überwindens errungen. Weiß ich denn nicht, daß auch verstehende Liebe süßduftende, süßbittere Rosen in ihrem dunklen Schoße birgt? Vertrauen und Wahrheit ist alles."

„O du Unerschöpfliche! Was hast du mir nicht schon alles gegeben! Nie war ich bisher vor einem Menschen demütig, nun aber ist meine stolze Demut dein, dein mein Friede, — dein soll meine Arbeit sein!"

Er sprang auf und stand mit kühnem Ausdruck vor ihr. „Ich muß dir einen neuen Namen geben!" rief er jubelnd.

„Welchen?"

„Luwa!" sprach er feierlich, „denn du hast alle Lulus und alle Malwas in dir — gleichzeitig. In dir hast du auch Hildegard und Isis. Rausch und Traum sind endlich eins geworden. So hat die suchende Doppelseele ihre selige Ruhe gefunden."

Sie sah ihn strahlend an und stand langsam auf.

„Luwa für dich!" wiederholte sie flüsternd.

Vor ihnen blaute das unermeßliche Meer.